(1918)
Vol. 49
£10
TRANSFER.

Aquarell von Jakob Gauermann — Mezzotinto Bruelmann

Erzherzog Johann auf einer Nachtwanderung
durch das Gesäuse im Jahre 1836

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Heinrich Heß

:: Band 49 ::
Jahrgang 1918

Wien 1918 :: Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins
Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München :: In Kommission für den Buchhandel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

Buchdruck und Mezzotinto sowie Autotypie von F. Bruckmann A.-G.
Strichätzung von Joh. Hamböck in München

Inhalts-Verzeichnis

Seite

1. Georg Geyer: Zur Morphologie der Gesäuseberge. Begleitworte zur Karte der Gesäuseberge 1
2. Dr. Viktor R. von Geramb: Zur Volkskunde des Gesäuse-Gebietes 33
3. Dr. Franz Tursky: Erinnerungsbilder aus den Kletterbergen des Gesäuses 67
4. Dr. Ernst Nowak: Das meteorologische Stationsnetz des k. u. k. Feldwetterdienstes im Hochgebirge Westtirols 80
5. Dr. V. Paschinger: Schneegrenzbilder 88
6. Hans Wödl: Der Klafferkessel in den Schladminger Alpen 101
7. Dr. Fritz Benesch: Mons Styriae altissimus 125
8. Hermann Amanshauser: Monographie der Geislergruppe 149
9. J. Aichinger: Die Julischen und Karnischen Alpen im Kriege 178

Vollbilder

Seite

1. Erzherzog Johann auf einer Nachtwanderung durch das Gesäuse im Jahre 1836. Aquarell von Jakob Gauermann im Besitze des Herrn k. u. k. Oberst Franz Graf von Meran in Pribor. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. ....Titelbild
2. Hallermauern bei Admont. Aufnahme von Joseph Netzuda. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 8
3. Großer Buchstein vom Westgrat des Kleinen Buchsteins. Aufnahme von Oskar Kukla. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 36
4. Hochtor und Ödstein von Westen. Aufnahme von Ing. Bruno Heß. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. 44
5. Ausblick vom Greifenbergsattel auf Lungauer Klafferseе, Zwerfenbergsee, Kaiserscharte und Predigtstuhl (zwischen Kaiserspitze und Zischken). Aufnahme von Dr. Karl Kirschbaum. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 102
6. Hochgolling-Nordwand vom Klafferſteig. Aufnahme von Dr. Karl Kirschbaum. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 110
7. Schartenspitze vom Aufstieg auf den Grimming. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. 128
8. Grimming vom Ennstal. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G. 142
9. Grimming und Schartenspitze von Norden. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 146
10. Gesamtbild der Geislergruppe. Aquarell von Gustav Jahn. Vierfarben-autotypie von F. Bruckmann A.-G. 160
11. Östliche Geislergruppe vom Anstieg zur Westlichen Puezspitze. Aufnahme von Hanns Barth. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 164
12. Blick in die Nordabstürze der Geislerspitzen von der Seceda. Aufnahme von Hanns Barth. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 172
13. Stellungen auf dem Kl. Pal, im Hintergrund Kellerwand und Cellonkofel. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ... 188

Bilder im Texte

Seite

1. Gesäuseberge, Querprofil 1. Zeichnung von G. Geyer 14
2. Großer Pyhrgaß vom Anstieg zum Kleinen Pyhrgaß. Aufnahme von Dr. Oskar Kukla 17
3. Reichensteingruppe von der Krautgartl-Quelle. Aufn. von Oskar Kukla 17
4. Großer Ödstein vom Festkogel. Aufnahme von Dr. Oskar Kukla.... 18
5. Großer und Kleiner Buchstein aus der Nordwand der Planspitze. Aufnahme von Dr. Oskar Kukla ... 18
6. Vordere Fließenalm mit dem Admonter Reichenstein. Aufn. von Oskar Kukla 27
7. Großer Ödstein von der Gruber-Alm. Aufnahme von Dr. Oskar Kukla 27
8. Hochtorgruppe: Peternpfad-Ennstalerschritt. Aufn. von Dr. O. Kukla 28
9. Hochtor aus der Peternscharte. Aufnahme von Ing. Bruno Heß ... 28
10. Gesäuseberge, Querprofil 2. Zeichnung von G. Geyer 29
11. — 24. Bilder zu dem Aufsatz Dr. Viktor R. von Geramb, Zur Volkskunde des Gesäusegebietes. Federzeichnungen von Emmy Singer 33—66
25. Care alto gegen Presanella. Aufnahme von Dr. Ernst Nowak.... 85
26. Monte Vioz und Pallon della Mare. Aufnahme von Dr. Ernst Nowak 85
27. Gipfel des Monte Vioz. Aufnahme von Dr. Ernst Nowak..... 86
28. Ortler vom Monte Livrio gesehen. Aufnahme von Dr. Ernst Nowak 86
29. Kurve der mittleren Schneegrenzhöhe. Zeichnung von Dr. V. Paschinger 91
30. Kartenskizze des Klafferkessels und seiner Zugänge. Zeichnung von Hans Wödl 104
31. Winkelsee mit dem Greifenstein. Aufnahme von Dr. Karl Kirschbaum 119
32. Westabsturz des Klafferturms. Aufnahme von Dr. Karl Kirschbaum 119

Seite

33. Blick vom Greifenberg auf die Untere Klafferscharte uff. Aufnahme von Dr. Karl Kirschbaum 120
34. Blick vom Reislingkogel auf den Törlsee uff. Aufnahme von Dr. Karl Kirschbaum 120
35. Stierkarkogel, Heil und Dachstein. Aufnahme von Dr. F. Benesch... 137
36. Schartenspitze vom Stierkarkogel. Aufnahme von Dr. F. Benesch..... 137
37. Schneegrube geg. die Niederen Tauern. Aufnahme von Dr. F. Benesch... 138
38. Tiefblick vom Kl. Grimming in das Ennstal. Aufn. von Dr. F. Benesch 138
39. Kartenskizze der Geislergruppe 151
40. Saß di Mesdi vom Anstieg zur Vilnösser Odla. Aufnahme von Hanns Barth..... 155
41. Der Cumedel in der Geislergruppe. Aufnahme von Hanns Barth.... 155
42. Odlaschlucht gegen die Sellagruppe. Aufnahme von Hanns Barth ... 156
43. Große und Kleine Furchetta vom Torkofel aus. Aufn. von Hanns Barth 156
44. Blick von der Wischberghütte auf die Weißenbachspitze. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee..... 193
45. Die rechte Flügelstellung auf dem Großen Rombon. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee 193
46. Talkabelbau im Krngebiet. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee..... 194
47. Unterkünfte auf der Mosesscharte. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee..... 194
48. Unterstände im Schnee. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee 199
49. Schneetunnel beim Kompagnie-Kommando auf dem Findenig. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee..... 199
50. Partie vom Krnplateau. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee 200
51. Blick vom Kleinen Findenig auf Cima Val Puartis und Großen Findenig. Aufnahme der k. u. k. 10. Armee.. 200

Beilage

Karte der Gesäuseberge: Maßstab 1:25000. — Auf Grundlage der Triangulation der Alp. Montan-Gesellschaft und mit Benützung der Karten des k. u. k. Militärgeographischen Instituts aufgenommen und gezeichnet von L. Aegerter. — Geländestich von H. Rohn. — Mit Beiträgen von Forstdirektor P. Tassilo Reimann, Oberforstrat C. Huber, Forstmeister H. Zauschner, H. Heß und G. Freytag. — Lithographie und Druck von der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt, G. m. b. H. in Wien.

Zur Morphologie der Gesäuseberge
Begleitworte zur Karte der Gesäuseberge
Von Georg Geyer

Von welcher Seite immer man der Ennstaler Alpen ansichtig wird, ob von Osten her oder vom Dachstein, ob von den Tauern oder von den fernen Granithöhen am linken Donauufer, stets zeichnen sich ihre freistehenden Schrofen im Gipfelheer der Kalkalpen durch kantige Formen und kühne Gipfelbauten aus.

Wenn auch das Gesteinsmaterial, aus dem sie aufgebaut sind, völlig mit dem der benachbarten Gebirgsgruppen übereinstimmt, so heben sich die durch breite Zwischenräume getrennten Kalkstöcke und Schneiden der Gesäuseberge in physiognomischer Hinsicht doch sehr auffällig von den im Westen und im Osten anschließenden Plateaugebirgen der Kalkalpen ab. Nicht das Material also, sondern nur der innere Aufbau kann es sein, der für den landschaftlichen Charakter dieser Gruppe maßgebend ist.

Während die Gipfel der zumeist aus flach lagernden Kalkmassen bestehenden Hochflächen des Dachsteins und Totengebirges, oder die Kuppen des breiten Hochschwabrückens ausschließlich den Randabstürzen einer Plateaubildung angehören, bilden unsere Gesäuseberge durch tiefe, waldreiche Täler geschiedene, scharfkantige Mauern aus einseitig geneigten Kalkschollen, durchweg charakteristische Formen, keine bloßen Aufragungen lang hinstreichender Kämme, sondern lauter individuelle Berggestalten.

Zufolge der staffelförmigen Verschiebung einseitig geneigter oder flachgelagerter Kalkschollen entstand jene weitgehende Zertrümmerung der einstmals zusammenhängenden Kalkplatte, die vielleicht die Ursache gewesen ist, warum sich der obere Längslauf des Ennsflusses gerade durch diese Felsenwelt seinen Weg bahnte und hier eine im Gesamtverlauf der Nordalpen einzig dastehende, in ihrer wilden Großartigkeit nirgends überbotene landschaftliche Szenerie schuf.

Auf der uns heute vorliegenden, ein neues Meisterstück L. Aegerters darstellenden Karte, die auch die Zeichenkunst H. Rohns von ihrer besten Seite zeigt, kommen die reiche Gliederung der Gesäuseberge und deren scharfer Kontrast zu den südlichen Schieferhöhen deutlich zum Ausdruck. Nicht weniger klar hebt sich auf der Karte der Unterschied ab zwischen den morphologischen Verhältnissen des dolomitischen Unterbaues und jenem der ihm auflastenden klotzigen Kalkmassen der Sparafeldgruppe oder der wohlgeschichteten Plattenkalke des Hochtorkammes. Ohne weiteres erkennt auch der Laie die flache Lagerung des Dachsteinkalkes auf der Planspitze und anderseits deren fast senkrechte Aufrichtung in der Ostwand des Lugauers.

Betrachtet man die Felszeichnung auf der Südwestabdachung des Natterriegels gegen das Mühlauertal, so fällt sofort die weitgehende Durchfurchung des dort herrschenden Dolomitgeländes auf, und man erkennt unschwer, daß diese Beschaffenheit des Felsgebietes gleichmäßig bis auf die Kammhöhen reicht, während sich am Blattrand im zentralen Teil der Hallermauern der Kontrast der Dachsteinkalkmauern gegenüber ihrer Unterlage besser ausprägt.

Wie schön kommt auch die in den Terrassenschottern unterhalb Hieflau ausgewaschene Ennsrinne zur Geltung, während auf dem flachen Admonter Boden der

Landschaftstypus der Sumpfwiesen, Auwäldchen und der seitlichen, flachen Schuttkegel mit ihren Grabenfurchen und den niederen, scharfen Stufenrändern über dem Alluvialboden sofort in die Augen springt.

Obwohl in der „Zeitschrift" 1916 schon ein dieselbe Gebirgsgruppe behandelnder, mit den bekannt meisterhaften bildlichen Darstellungen dieses Verfassers ausgestatteter Aufsatz von Dr. Fritz Benesch erschienen ist, in dem wohl hauptsächlich die touristische Bedeutung jener herrlichen Felsberge gewürdigt wurde, mögen auch die nachfolgenden Zeilen insofern einen weiteren Beitrag zur Erläuterung der Aegerterschen Karte und zur Kenntnis des Gebietes liefern, als sie sich mehr mit den morphologischen Verhältnissen befassen, wie sich diese letzteren während der geologischen Entwicklung dieses Abschnittes der Nordalpen allmählich bis auf den heutigen Zustand herausgebildet haben.

Einen Hauptzug im Aufbau der Ostalpen bilden bekanntlich jene großen Längsfurchen zwischen dem von Quertälern durchschnittenen Abfall der Zentralkette und dem in langer Front über einen Sockel grüner Schieferberge rötlich leuchtenden Südabsturz der Kalkalpen.

Vom Inntal bis zum Semmering lagert zwischen dem Urgebirgskamm und der nordalpinen Kalkplatte ein breiter Zug von Tonschiefern und Grauwacken, deren leicht zerstörbares Material den abtragenden Wirkungen des Wassers rascher zum Opfer fiel als die zähen kristallinischen Schiefer und Gneise der Zentralzone, oder die spröden Kalke der Nordalpen. So wurde jene Zwischenlagerung von Tonschiefern rascher erniedrigt als Tauern und Kalkalpen, es bildete sich eine große, allgemeine Längsdepression, entlang deren mehrere durch flache Sättel geschiedene Längstalsysteme eingeschnitten wurden. Inntal, Salzachtal und Ennstal sind typische Beispiele dieser großen Furchen, aber auch das Palten-, Liesing- und Mürztal gehören jener Zone an, der sich auch noch die Prein mit dem Reichenauer Schwarzatal anschließt.

Durch schmale Pforten der Kalkalpen enteilen die Wässer dieser Längstäler gegen die Stromniederung der Donau. Auf die Verschiedenheit der für die ursprüngliche Anlage jener Durchbrüche maßgebend gewesenen geologischen Verhältnisse hat C. Diener[1]) hingewiesen und wir verdanken F. Wähner[2]) eine interessante Studie über die Geschichte des Salzachtales, dessen Wässer einst durch die „Hohlwege" unterhalb Saalfelden abströmten, während sie heute nach Niederlegung einer flachen Talwasserscheide nächst Taxenbach durch den Erosionsschlund des Paß Lueg ihren Lauf nehmen.

Anders wieder gestaltet sich der Durchbruch der Enns durch die Kalkalpen. Nachdem dieser Fluß im oberen Ennstal eine weite Strecke im Tonschiefergürtel zwischen Tauern und Kalkalpen zurückgelegt, tritt er unterhalb Admont in die Kalkzone ein. Aber nicht wie im Paß Lueg quer auf das von Westen nach Osten gerichtete Schichtstreichen, sondern in östlicher Richtung, also parallel der Gesteinslagerung, durchnagen hier die Ennswässer den inneren Gürtel der Hochkalkalpen. Erst unterhalb Hieflau schicken sie sich an, im scharfen Kniebug nordwärts gewendet, die ganze Breite der Kalkzone bis zum Austritt in die Schotterebene von Steyr zu durchbrechen.

Unzweifelhaft ist dieser knieförmige Verlauf des Durchbruches in den Strukturverhältnissen der Kalkalpen begründet. Daß der weithin ziehende Südrand der Hochkalkalpen mit der Sparafeldgruppe bei Admont plötzlich um einige Kilometer gegen Süden vortritt, bildet eine auffällige Erscheinung. In diesem Vorsprung der Kalkalpen erfolgt nun der Eintritt der auf ihrem östlichen Lauf beharrenden Enns in das Kalkgebirge und deren Längsdurchbruch im Gesäuse. Aber selbst unterhalb Hieflau,

wo doch der nördlich gewendete Wasserlauf die ganze Breite der Kalk- und Dolomitzone durchschneidet, liegt insoferne kein eigentlicher Querdurchbruch vor, als auch an dieser Stelle durch ein abnormes Einschwenken der Gesteinszüge in südnördlicher Richtung die Ennswässer sich zum großen Teil wieder dem Schichtstreichen parallel eingesägt haben. So schreibt die innere Struktur des Gebirges vielfach den Weg vor, den die Erosion der Täler beschreiten muß. Für die geschichtliche Entwicklung des Flußlaufes ist also auch hier der verwickelte Aufbau der den Landstrich bildenden Gesteinsmasse von maßgebender Bedeutung.

In dieser Beziehung muß es auffallen, daß der Durchbruch der Enns unterhalb Hieflau in einer Region erfolgt, wo die das Kalkgebirge zwischen Wien und Salzburg durchziehenden Hauptstörungen einander bündelförmig genähert sind und von meridional verlaufenden Querstörungen durchkreuzt werden. Die von F. von Hauer,[3]) D. Stur[4]) und A. Bittner[5]) erkannte und verfolgte, von dem letzteren geradezu als Zone größter Zertrümmerung innerhalb der östlichen Nordalpen bezeichnete Puchberg-Mariazeller Linie, die sich vom Fuße des Schneeberges bis in das Salzkammergut erstreckt, nähert sich dort im Ennsdurchbruch einer zweiten von Mödling, also vom Rande des Wiener Beckens, über Windischgarsten bis Gmunden nachweisbaren, und noch einer dritten, bei Altenmarkt hakenförmig umbiegenden Störung. Und gerade dort werden alle diese Gebirgsverschiebungen von der den Buchauer Sattel und das St. Gallener Tal durchsetzenden Querstörung gekreuzt!

Es ist daher begreiflich, daß in jener Region nicht nur eine starke Zertrümmerung und Lockerung der großen Kalkplatte erfolgen mußte, sondern daß auch eine Anzahl minder widerstandsfähiger Schichten an die Oberfläche gebracht und dadurch den zerstörenden Kräften zugänglicher gemacht wurde.

Haben schon die genannten Forscher auf die Beziehungen der nördlich von Hieflau einander genäherten und sodann wieder auseinanderlaufenden Gebirgsstörungen einerseits zur Südspitze des böhmischen Granitmassivs und anderseits zur gegenüberliegenden Knickung im Verlauf der Zentralalpenkette hingewiesen, so stellt sich die im Pechgraben bei Weyer zutage schauende Klippe aus rotem Granit[6]) gewissermaßen als äußerstes Ende der gegen Süden keilförmig verschmälerten böhmischen Masse dar, ähnlich der Spitze eines Wellenbrechers, an dem sich die von Süden herandrängenden Alpenfalten brachen.

Durch dieses starre Hindernis im Granitfundament wurden die Bogenfalten bei Weyer[7]) aufgestaut, in deren Muldenkernen leicht zerstörbare Kreidesandsteine und Mergel eingeklemmt sind. Hier konnte die Erosion energisch eingreifen und Talfurchen einschneiden, die offenbar die erste Anlage des unteren Ennstales zwischen Altenmarkt und Kleinreifling begründeten und dadurch auch für die Richtung des oberen Flußlaufes maßgebend wurden.

Die Riesenplatte der Kalkalpen, deren Ruinen uns im Gesäuse als stolze Felsburgen erscheinen, ruht im Süden mit einem Sockel vorwaltend schiefriger Gesteine über dem uralten Untergrund, nämlich den Gneisen der Rottenmanner Tauern, auf. Durch das Palten- und Liesingtal von diesem Gneismassiv getrennt, bildet dieses Fußgestell der Ennstaler Alpen einen nur wenig über die Baumgrenze aufragenden Höhenzug sanfter grüner Kuppen und Rücken, die sich vom Dürrenschöberl bei Selztal in östlicher Richtung bis in die Eisenerzer Alpen hinziehen. Steile Schieferhänge, mit meist schütterem Wald bekleidet, von schluchtartigen Gräben mit weit vorbauenden Schuttkegeln durchschnitten, wölben sich dann über der Baumgrenze flacher und flacher zu bematteten, rundlichen Bergscheiteln, selten zu schärferen Dachformen. Es ist dasselbe Landschaftsbild wie das der Pinzgauer Tonschieferberge. Auch von diesen Höhen eröffnen sich malerische Panoramen einerseits auf die ernsten, düsteren

Tauern mit ihren blauschattigen Karen und braungrünen Pyramiden und anderseits auf die in greifbarer Nähe aufstarrenden lichten Türme und Mauern der Gesäuseberge.

Vom Ennstal her, also von Norden, greifen mehrere Seitentäler durch die Kalkalpen zurück bis in jenen Tonschieferfockel, so das Tal des Lichtmeßbaches mit der Kaiserau, das Johnsbachtal und das Tal von Hinterradmer. Dadurch, sowie durch den südwärts zur Palten abfallenden Fließengraben erfolgt eine Zerlegung der Tonschieferzone in mehrere Abschnitte, nämlich in den fast bis zur Höhe bewaldeten Dürrenschöberlzug, 1738 *m*, den aussichtsreichen Lahngang mit der Wagenbank und die weiter östlich folgenden, schärfer zugeschnittenen Mattenkämme des Spielkogels, Leobners und Zeyritzkampels, 2125 *m*.

Recht mannigfaltig ist die geologische Zusammensetzung dieses in älteren Schriften vielfach als Grauwackenzone bezeichneten Schieferzuges. Glänzende graue oder grünliche, stark gefältelte Serizitphyllite mit reichlichen Quarzausscheidungen, die ihre Bezeichnung als Quarzphyllite rechtfertigen, bilden als älteste hier auftretende Schichten die kristallinische Unterlage, aber zugleich auch die Hauptmasse des Gebirges.

Darüber liegen schwarze silurische Ton- und Kieselschiefer und dann dunkelgraue oder rötliche Flaserkalke des Obersilurs und Devons, zum Teil übergehend in rostbraun verwitternden Eisenspat.

Übergreifend werden diese älteren Gebilde bedeckt von schwarzen graphitischen Oberkarbonschiefern mit Pflanzenresten und in Verbindung mit blaugrauen Bänder- und Schieferkalken, in deren Gefolgschaft Dolomit-, Magnesit- und Talklager erscheinen.

Über allen jenen Schichten ruhen dann buntscheckige permische Breccien mit eingebackenen Trümmern von Silurkalk und Erz, durch seidenartig schimmernde serizitische Schiefer eng verknüpft mit grüngrauen oder braunroten Porphyroiden (Blasseneckgneis) und weißen, sandigen Quarziten. Nur die erzführenden Silurkalke und porphyrischen Eruptivgesteine ragen vermöge ihrer festeren Beschaffenheit aus dem sanften Schiefergebirge in Form einzelner Kuppen oder schärferer Kämme deutlich hervor.

Durch die Arbeiten von M. Vacek[8]), F. Heritsch[9]) und K. Redlich[10]) wurde die Kenntnis der Lagerungsverhältnisse innerhalb dieses durch seine Eisenspatlager und Kiesgänge, Magnesit-, Talk- und Graphitlagerstätten wirtschaftlich bedeutsamen Schieferfockels der Gesäuseberge begründet und gefördert.

So befinden sich in der Umgebung von Admont die alten Eisenerzbergbaue vom Saalberg und Blahberg[11]), die hauptsächlich die in den bunten Permbreccien eingeschlossenen, auf sekundärer Lagerstätte befindlichen Erze ausbeuteten, oder die alten und neueren Spateisensteingruben im Johnsbachtal und in der Radmer, deren Erze innig mit Silurkalken verschweißt sind. Alle diese Vorkommen liegen in der westlichen Fortsetzung des berühmten steirischen Erzberges bei Eisenerz, hinter dem sie an Mächtigkeit allerdings beträchtlich zurückstehen.

Teils derselben Zone, teils auch den viel jüngeren Werfenerschichten gehören die Kupferkieslagerstätten[11]) von Radmer und Johnsbach, sowie die alten Kiesschürfungen am Leuchen- und Pleschberg an. Dagegen sind die im Palten- und Liesingtal bestehenden Graphit-, Talk- und Magnesitwerke ausschließlich an den jene Täler begleitenden Carbonschieferzug gebunden.

So kompliziert diese Unterlage der Triaskalkberge im Gesäuse erscheint, so einfach gestaltet sich verhältnismäßig der Aufbau jener gewaltigen Dolomit- und Kalkmassen, deren Gliederung in den ausgezeichneten Aufnahmsberichten des Chefgeologen Dr. Alexander Bittner[12]) dargestellt wurde. Ihre Unterlage bilden

grüne, braune, rote und violette Werfener Schiefer, an deren Basis die lichtapfelgrünen Quarzite des Pleschberges ruhen, während sich in deren oberen Stockwerken bläulichgraue Tonmassen, das Hasel- oder Salzgebirge der Bergleute, mit bunten, weißen und roten Gipseinschlüssen einstellen. Wo die Oberflächenwässer bisher keinen Zutritt fanden, sind diese bei der Verdunstung abgeschnittener Meeresbuchten zurückgebliebenen Tonmassen salzführend und verraten sich durch Solquellen und bittere Wässer.

Löcherige, gelbe Rauchwacken vermitteln den Übergang des Haselgebirges durch den plattigen, weißgeäderten, schwarzen Gutensteinerkalk in den zu größerer Mächtigkeit anschwellenden Ramsaudolomit. Dieses weiße, zuckerkörnige und drusig-löcherige Gestein hebt sich morphologisch von den auflagernden reinen Kalken deutlich ab, indem es die von wilden Gräben, Schluchten und Klammen durchrissenen, in schmale Zackengrate aufgelösten rauhen Felshänge am Fuße der hohen Kalkmauern zusammensetzt.

Ein oft nur wenige Meter starkes Band von schwarzen Schiefern, grünlichgrauem Quarzsandstein und rostgelben Oolithkalken der Carditaschichten trennt den Ramsaudolomit von den darüber lagernden Riesenmauern des Dachsteinkalks.

In ihren tieferen Partien meist ungeschichtet, dann aber höchst regelmäßig in 2 bis 3 *m* starke Platten gegliedert, bauen sich die durch eingeschlossene Korallenstöcke und herzförmige Muscheldurchschnitte charakterisierten lichtgrauen Dachsteinkalke über 1000 *m* mächtig als Gipfelgestein der Ennstaler Alpen auf.

Gegen diese Felsmassen verschwinden förmlich die hie und da noch darüber ruhenden Absätze jüngerer Formationen, nämlich die roten Kalke und schwärzlichen oder braunen Kieselmergel des Lias-Zeitalters, sowie plattige Hornsteinkalke der Juraformation.

Noch mehr treten in unserem Gebiete die Absätze aus der oberen Kreidezeit, nämlich bunte Konglomerate, Sandsteine und Mergel der Gosauschichten zurück. Sie finden sich, unregelmäßig eingebettet in alte Reliefformen, hoch über der Ennsfurche gelagert auf verschieden alten Gliedern der Triasserie und der Juragesteine.

Von den im oberen Ennstal bei Gröbming und Stainach, sowie auf der 1700 *m* hoch gelegenen Stoderalm auftretenden tertiären Konglomeraten, kohlenführenden Sandsteinen und Mergeln, die durch ihre geneigte Lage verraten, daß sie noch an den gebirgsbildenden Bewegungen teilgenommen haben, konnten bisher im Gesäuse keine Spuren getroffen werden.

Einer noch etwas jüngeren Zeit derselben geologischen Periode dürfte aber eine besonders interessante Ablagerung angehören, die von dem Verfasser nahe südlich vom Ennssedsattel, 1640 *m*, bei der Quelle der Heßhütte aufgefunden wurde. Es sind dies tertiäre Schotter aus typischen flachen Flußgeschieben, und zwar aus Quarz, Gneis, Amphiboliten, Phylliten, paläozoischen Kieselschiefern und grünen Werfener Schiefern, eingebettet in einen glimmerreichen, lehmigen Sand, aus dem die Quelle nächst der Heßhütte entspringt. Ohne Zweifel liegt hier ein größerer Rest der besonders durch Dr. G. Götzinger[13]) in weiten Gebieten der Kalkalpen nachgewiesenen Augensteinschotter vor. Aus deren Vorkommen und Verteilung muß auf eine altmiozäne, niedere Karstlandschaft geschlossen werden, in die sich die aus den Zentralalpen kommenden Flüsse nach Art der heutigen Karstwässer eingeschnitten hatten. So bilden die teilweise von Urgebirgsschottern erfüllten Eforationskanäle der Dachsteinhöhlen[14]) ein getreues Gegenbild zu den bekannten Höhlenflüssen des Karstes.

Eröffnet sich uns durch diese Beobachtungen schon eine allerdings nur beiläufige Vorstellung des einstigen tertiären Landschaftsbildes dieser späterhin noch weiter emporgefalteten, aber schließlich durch die abtragenden und auswaschenden Wir-

kungen der Gewässer wieder tief durchfurchten Gebirgsregion, so reden die aus der diluvialen Eiszeit erhalten gebliebenen Reliefformen, Moränen und Terrassenschotter bereits eine weit deutlichere Sprache.

Zur Zeit, ehe noch das obere Ennstal von mächtigen, durch zahlreiche Seitenarme aus den Niederen Tauern gespeiste Gletschermassen erfüllt war, deren Eis ins Trauntal, über den Pyhrnpaß ins Steyrtal, über den Buchauersattel ins Weißenbachtal und dadurch auf abkürzendem Wege wieder zum Ennsgletscher zurück überfloß, während es durch das Liesing- und Paltental am Walbersattel nahe an den Murtalgletscher reichte, hatte die erodierende Tätigkeit der Wässer schon die Grundzüge des heutigen Reliefs eingegraben. Infolge einer Änderung der klimatischen Verhältnisse, deren Ursache noch nicht aufgeklärt ist, bedeckten sich die hochgelegenen Gebirgsmassive später mit ausgedehnten Firnmassen, aus denen sich durch alle Täler gewaltige Gletscher hinausschoben. So barg auch unser Ennstal einen derartigen Eisstrom, der etwa bis Reichraming, also nicht ganz bis ins Alpenvorland, hinausreichte. Entsprechend der größeren allgemeinen Höhenlage des Gebirges und der damit zusammenhängenden Ausbreitung des Firngebietes reichten die eiszeitlichen Gletscher in den westlich anschließenden Haupttälern immer weiter ins Flachland. Während so die Würmzunge des benachbarten Steyrtalgletschers bei Kirchdorf noch in der Sandsteinzone steckte, schob sich der Traungletscher schon über Gmunden hinaus und lagerte der Salzachgletscher seine Stirnmoränen weit draußen im salzburgischen Flachgau, der Isargletscher gar bis in die Nähe von München ab.

Wie nun besonders die Forschungen von Albrecht Penck und Eduard Brückner[15]) ergeben haben, blieb dieser Vorgang nicht auf eine Episode beschränkt, sondern wiederholte sich mehrmals, so daß wir mehrere Eiszeiten und dazwischen liegende Interglazialperioden zu unterscheiden haben.

Die scharfsinnig wissenschaftlichen Methoden, mittels deren wir zu jener Erkenntnis gelangten, stützen sich hauptsächlich auf die von den alten Gletschern transportierten Moränen und jene wohlgeschichteten Terrassenschotter, die durch Umschwemmung der letzteren gebildet wurden.

So unterscheiden Penck und Brückner auf Grund des wechselseitigen Verhaltens verschiedener Moränen zu dem jeweils daraus durch Umlagerung des Gerölles und Sandes entstandenen, mehrfach ineinander geschachtelten Terrassenschotter vier Eiszeiten und drei Interglazialperioden mit einem milderen Klima. Außerdem zeigen aber in höheren Talstufen noch erhalten gebliebene Moränen oder Schotterreste, daß sich der schließliche Rückzug der Eiszeitgletscher bis in die noch heute verfirnten Becken nicht völlig gleichmäßig, sondern rhapsodisch und mit gelegentlichen Vorstößen vollzogen hat, was ja dem schwankenden Charakter atmosphärischer oder klimatischer Verhältnisse naturgemäß entspricht.

Zur Zeit der größten Vergletscherung in der vorletzten oder Riß-Eiszeit drang der Ennsgletscher bis in die Gegend von Reichraming vor.

In der letzten oder Würmeiszeit, deren Spuren begreiflicherweise weniger verwischt wurden als die der vorletzten oder gar der Mindel- und Günz-Eiszeit, reichte der Gletscher nur bis in die Gegend von Hieflau. Hier erfolgte die Umschwemmung der ungeschichteten lehm- und blockreichen Moräne in wohlgebankte, mit Sandlagen wechselnde Terrassenschotter, die sich durch das ganze untere Ennstal bis ins Alpenvorland bei Steyr hinabziehen.

Es ist eine charakteristische Tallandschaft, die hier im unteren Ennstal durch diese häufig zu Nagelfluhbänken zusammengesinterten Terrassenschotter bedingt wird. Der breite Talboden wird ganz von den ebene Felder bildenden Schottern eingenommen, in dem sich der Fluß dann später wieder eine tiefe Rinne ausgewaschen hat. Über die ebenen Terrassen hin läuft die alte „Eisenstraße", auf der einstmals die Produkte

der steirischen Eisenindustrie ausgeführt wurden. Dort liegen auch die kultivierten Böden und menschlichen Ansiedelungen, während der Schienenstrang der Eisenbahn in tiefer Schlucht hart an dem vielgewundenen Flußlauf weiterführt.

Während oben auf den Hochstufen malerische Bilder der umrahmenden Gebirge sich darbieten, muß sich der Eisenbahnreisende mit flüchtigen Einblicken in Seitenschluchten begnügen und sonst stets nur die monoton wirkende Flußlandschaft an sich vorbeiziehen sehen.

Wie ganz anders stellt sich heute das Obere Ennstal dar! Hier fehlen jene breiten Schotterterrassen ganz oder sind nur auf schmale Randleisten beschränkt.

Schon frühzeitig wurde auf diesen Gegensatz im Landschaftsbild hingewiesen, doch ist es das Verdienst A. von Böhms[16]), zuerst in systematischer Art den ursächlichen Zusammenhang jener Erscheinung erforscht und dargestellt zu haben.

Nicht immer jedoch war das obere Ennstal so arm an Terrassenschottern, wie es sich in unseren Tagen zeigt. Doch wurden die von den weichenden Gletschern zurückgelassenen Moränen und Schotter bei neuen Vorstößen immer wieder ausgeräumt, bis endlich die schwächeren Oszillationen der Rückzugsstadien nur mehr untergeordnete Schuttmassen bewegen und an Talrändern hinterlassen konnten.

Mit dieser jeweiligen Ausräumung der Talfurche von jeglichem lockeren Schuttmaterial ging eine Ausscheuerung und weitere Vertiefung einher, durch welche die am stärksten beanspruchte Sohle des Haupttales stärker erniedrigt wurde als jene der heute in ausgesprochenen Stufen mündenden Seitentäler. In diesen Steilstufen haben die meisten Tauernbäche sich enge Klammen eingewaschen. Nur das Donnersbachtal und die Gollingtäler bei Irdning münden ohne Stufe im Ennstal aus. Die sich infolge eingetretener Milderung des Klimas zurückziehenden Eiszeitgletscher hinterließen auf dem Boden der Talwanne mit Tümpeln und kleinen Seen bedeckte Schotterflächen, auf denen sich erst Moore und später auch Wälder ansiedelten. Aus einer Interglazialperiode mag auch das bei Pichl nächst Schladming am Fuße der Ramsaustufe eingelagerte Lignitflötz stammen, dessen Zusammenschwemmung aus zum Teil heute noch dort heimischen Holzarten ein Licht auf die damaligen klimatischen Verhältnisse wirft.

Das Obere Ennstal

Dort, wo die Enns das Kronland Steiermark erreicht, stehen sich die höchsten Erhebungen der Niederen Tauern und des Dachsteingebirges, Urgebirg und Kalkalpen, unmittelbar gegenüber. Während südlich der Enns die Schladminger Alpen in rostbraunen Gneiskämmen und dunklen Hörnern mit schneegefleckten Karen sich erheben, von denen grün bemattete Rücken zum Haupttal absinken, steigt über dem Mittelgebirgsplateau der steirischen Ramsau wetterbleich die in drei Türmen aufzackende Riesenmauer des Dachsteins auf. So wie die Niederen Tauern nach Osten rasch an Höhe abnehmen, ihr zurückweichender Kern die scharfen Felsformen verliert, und grüne Kammschneiden die herrschende Gipfelform werden, so sinkt auch die Südkante des Dachsteingebirges von nahe 3000 *m* allmählich herab gegen den Durchbruch der Salzaschlucht, um sich jenseits der letzteren allerdings noch einmal im Felskamm des Grimmings bis 2354 *m* emporzuschwingen.

Seltenwo ragt ein Felsenmassiv aus den seinen Fuß rings umgürtenden Tälern so frei und unvermittelt empor wie dieser Berg. Seine wolkenumrauchten Grate und mit Firnschnee erfüllten Kare blicken ernst hernieder auf die freundliche Weite bei Irdning und Stainach, in die von Norden als Pforte zum Salzkammergut die Grimmingschlucht und von Süden das breit auslaufende Donnersbachtal münden.

Einen niederen Vorsprung des Grimmings krönend, beherrscht das Schloß Trautenfels weithin die mit Heuschupfen besäte, sumpfige Talsohle, durch die sich

schilfumkränzt die alten Ennsarme winden. Auf einem hellen Kalksockel dort im Norden ruht die altersgraue Kirche von Pürg, indessen gegenüber an der Mündung des von grünen Schieferpyramiden bewachten Donnersbachtales die hellen Gebäude von Irdning herüberleuchten.

Nicht zum geringsten verdankt diese Weitung des oberen Ennstales ihren Reiz den sie begleitenden Vorbergen, einerseits den lichten Kalkköpfen von Friedstein und Wörschach, an deren Fuß auf sonnigen Schuttkegeln Dörfer und Schlösser sich entlang der alten Reichsstraße hinziehen, und anderseits im Süden den niederen Schieferbuckeln, hinter denen sich der kleine Aigenersee verbirgt.

Schon winken aus Osten durch das Tor zwischen jenen Vorstufen blauduftig und zart die fernen Admonter Felsriesen ihren ersten Gruß. Allein in dem Maße, als wir uns ihnen nähern, rücken die vorgelagerten Waldberge zusammen, nur bei Weißenbach kurzen Einblick zur Angermauer am Südabfall des Totengebirges gewährend. Auf sonnigem Schuttkegel lagert weiterhin der Marktflecken Liezen an der Mündung des zum Pyhrnpaß ansteigenden Grabens. Träg schleicht die Enns durch Sumpfwiesen und Torfmoore abwärts gegen Selztal, wo ständig qualmende Rauchwolken den großen Eisenbahnknotenpunkt anzeigen.

Hier an der Mündung des Paltentales, das den Verkehr mit Mittelsteier und Kärnten vermittelt, wendet sich die Enns, einen leichten Bogen beschreibend, nach Nordost und es tauchen die bisher unseren Blicken durch formlose Waldhöhen entzogenen Admonter Berge in größerer Nähe unvermittelt wieder auf. Es sind hier zunächst nur die scharfkantigen Gipfel der Hallermauern. Doch bald entrollt sich um das weitgeöffnete Admonter Becken selbst ein vielgestaltiger Kranz von malerischen Felsburgen. Durch die hier erfolgende Einmündung des Mühlautales im Norden und der Kaiserau im Süden, sowie durch die tiefe, breite Einsattelung des Buchauersattels und den Gesäusespalt wird jene reiche Gliederung bedingt, die das Landschaftsbild von Admont auszeichnet.

Angelehnt an die grüne Schieferkuppe des Pleschberges eröffnet die formenschöne Gipfelreihe der Hallermauern den Reigen der umgebenden Höhen. Durch die Senke des Buchauersattels von ihnen getrennt, bildet die steinerne Doppelkuppel des Buchsteins scheinbar den östlichen Abschluß des Tales. Neben ihm zacken über dem Gesäuseeinschnitt scharfkantig die Hochtormauer und Ödsteinspitze auf, vor die hochragend das Sparafeldmassiv mit dem felsig abfallenden Hahnsteinkamm tritt.

Angesichts dieser Rundschau ruht auf dem Schuttkegel des Lichtmeßbaches in einer langen Zeile bis hinab zur Ennsbrücke der Markt Admont, treu bewacht durch die ehrwürdige Benediktinerabtei mit ihrem doppeltürmigen gotischen Münster. So wie die Entstehung des Marktfleckens eng verknüpft war mit dem geistlichen Stifte, so bildet das letztere auch heute noch durch Besitz und Einfluß den Mittelpunkt der Gegend.

Die an das Stift anschließende, von uralten Baumriesen eingefaßte Eichelau, sowie die tiefer liegenden Ennsauen laden mit ihren malerischen Durchblicken auf die Gesäuseberge zu einem Rundgang ein. Vollkommen aber überschauen wir den ganzen Kreis der Ennstaler Felsriesen und Waldkuppen erst jenseits der Brücke am Ausgang des Mühlauer Tales, von wo sich im Rückblick die Sparafeldgruppe mit dem Turm des Reichensteins, sowie die Waldhöhen des Lichtmeßgrabens mit dem hochgelegenen Schloß Röthelstein erschließen.

Admont mit seinen trefflichen Gaststätten bildet das beste Standquartier für Hochturen in den Ennstaler Alpen und Rottenmanner Tauern. Bezüglich der ersten stellt der Spezialführer durch das Gesäuse und die Ennstaler Gebirge von Heinrich Heß[17]) wohl eines der besten derartigen Reisehandbücher

Naturaufnahme von Rof. Retzuda

Bruckmann aut. et impr.

Hallermauern bei Admont

dar. An Rasttagen vermögen die wissenschaftlichen und Kunstschätze der architektonisch hervorragend ausgeschmückten Stiftsbibliothek reiche Anregung zu bieten, während das nahe Kellerstübchen des Abends mit seinem feurigen Steirerwein schon manchen durstigen Bergsteiger gelabt hat.

Wurden durch Regulierung der Enns im Wege zahlreicher Durchstiche alter Flußwindungen große Sumpfstrecken in Wiesenland umgewandelt, so zeigen die Erfolge der nächst Admont errichteten staatlichen Anstalt für Moorkultur unter der Leitung von Dr. Viktor Zailer[18]), wie nasse Böden durch zielbewußte Bewirtschaftung in Wiesen und Felder verwandelt werden können. Anderseits findet in dem landwirtschaftlichen Mustergut Grabnerhof bei Weng die Alpwirtschaft besondere Pflege. Daß die Viehzucht eine der Haupteinnahmequellen des Tales bildet, entspricht schon dem alpinen Charakter des Landes. Auch werden, wie im Pinzgau, ziemlich viel Pferde gezüchtet, wozu die sauren Wiesenböden einladen.

Nachdem der einst schwunghafte Bergbau großenteils erloschen ist, tritt als Verdienstquelle für die männliche Bevölkerung mehr die Forstwirtschaft hervor. Im Gesäuse dehnen sich die prachtvollen Forste des Landes Steiermark aus und auch das Stift Admont verfügt über ausgedehnte, gepflegte Waldkomplexe, während die Bauernwälder, wie anderwärts, vielfach eines rationellen Betriebes entbehren.

In neuerer Zeit wird der Torfgewinnung und -verwertung erhöhtes Interesse zugewendet, vorläufig dient sie aber zumeist nur industriellen Zwecken der nächsten Umgebung.

Noch zieht die Enns unterhalb Admont ruhigen Laufes durch das breite Tal weiter hinab gegen die von zwei schroffen Torwärtern bewachte Gesäusepforte zwischen den Felsbollwerken des Buchsteins und Reichensteins. Sumpfige Wiesen, auf denen im Mai weiße Narzissenfelder duften, sowie Moore und kleine Auwäldchen mit schimmernden Birkenstämmen breiten sich zwischen den Schilfbeständen der alten Flußwindungen aus. Nur auf den trockenen Schuttkegeln vor einzelnen Seitenschluchten erscheinen Kulturböden und Gehöfte. Unter einem Gefälle von wenig mehr als eins von Hundert gleiten die in Trockenperioden dunkelgrünen Ennswässer, oft seicht eingeschnitten zwischen sandige Lettenmauern, lautlos vorüber, ehe sie sich brausend und schäumend in den Felsschlund des Gesäuses stürzen. Wie mit einem Schlage ändert sich an jener Pforte die Natur des Tales, sie wandelt sich aus sanfter Lieblichkeit in wilde Steinarchitektur. Gleich der Ruhe vor dem Gewitter oder einem Weltgeschehnis ist der sanfte Zauber des Admonter Bodens, auf den das rauhe Hochgebirge wohl unmittelbar, aber dennoch gemildert durch den Duft der Ferne herabschaut.

Die Hallermauern

In einem gegen Norden konvexen Bogen spannen sich zwischen dem Pyhrnsattel, 945 *m*, und der Buchauer Senke, 850 *m*, die Hallermauern aus und bilden, von Admont gesehen, den Hintergrund des in jenen großen Halbkreis eingeschnittenen Mühlauer Tales.

Es ist ein ausgesprochenes Kammgebirge, aufgelöst in eine Reihe formschöner, kantiger Gipfel, die, zumal bei Abendbeleuchtung, wenn ihre Südabstürze einseitig golden beschienen und durch blauschattige Kare getrennt sind, plastisch hervortretend, einen malerischen Abschluß des Mühlauer Tales bewirken. Das herrschende Gipfelgestein ist wohlgeschichteter, in der Regel gegen Norden einfallender Dachsteinkalk, gelagert auf einer Ramsaudolomitstufe, an deren Basis auf der Südseite überaus mächtige Massen von Werfener Schiefer erscheinen. Zusammen mit plattigen, hellgraugrünen Quarziten bauen diese Schiefer die bemattete Kuppel des Pleschberges sowie den niederen Leuchenberg auf und bilden auch das Fußgestell des bei Hall aufragenden Dörfelsteins.

Auch auf der nördlichen Abdachung der Hallermauern gegen Spital, das Dam-

bachtal, den Hengstsattel und die obere Laußa erscheinen mächtige Massen von roten und grünen Werfener Schiefern auf den tieferen Abhängen des Gebirges, doch ruhen sie hier nicht normal an der Basis der Kalke, sondern werden von den letzteren durch eine tief einschneidende Verschiebung der Gebirgsmassen getrennt. Entsprechend dem nördlichen Einfallen ist der Südabsturz schroffer als der Nordabhang, in den zwischen langen Seitenrippen ausgedehnte Kare einschneiden, während auf der Sonnenseite nur seichte Karansätze angedeutet sind.

Vermöge der in dieser Gegend dolomitischen Beschaffenheit des Dachsteinkalks ist der landschaftliche Kontrast der Gipfelmauern gegen den unterlagernden Ramsaudolomit nicht so scharf als im Gesäuse. Diese Gesteinszusammensetzung bedingt auch größere Zerklüftung der Grate und Rippen des Gebirges. Nur auf der nordwestlichen Abdachung des Scheiblingsteins, 2200 *m*, und in dem dort eingesenkten Kar fällt die noch gut erhaltene glaziale Abrundung der Formen auf, während am Hochturm, Kesselkargrat und auf der Bärenkarmauer diese Schliffformen schon längst abgebröckelt sind.

Durch die weite Einsenkung des Arlingsattels, 1460 *m*, und Pyhrgasgatterls, 1348 *m*, zwischen denen sich die Kuppe des Karlseds erhebt, wird von den eigentlichen Hallermauern der an den Pyhrnpaß sich anlehnende Bosruck, 2009 *m*, abgetrennt. Dieser Gipfel bildet einen langen, nach Nordost ansteigenden und dann zum Arlingsattel rasch abbrechenden Grat aus völlig ungeschichtetem, oft etwas dolomitischen und daher überaus klüftigen Riffkalk. Als Unterlage des letzteren erscheinen meist dunkle, dünnplattige Gutensteiner Kalke und Dolomite, die nur durch bunte und rote Hornsteinkalke vom hangenden Riffkalk getrennt werden. Das Schiefer- und Sandsteinband der Carditaschichten fehlt also hier.

Auf diesem Berge tritt demnach die sonst in den Ennstaler Alpen herrschende Gliederung in den dolomitischen Unterbau und die kalkige Mauerkrone zurück und der ganze graue Kalkstock ragt scheinbar einheitlich über den Almweiden und Waldhängen des Werfener Schiefers empor. Wirkliche Steilwände sind auf den Flanken des Bosrucks selten und erscheinen eigentlich nur am Südostabsturz gegen die Arlingalmen. Sonst herrschen rauhe, steilgeböschte Felshänge, mit dürren Rasenpolstern bekleidete Rippen und klippige Steilschluchten vor.

Die den Sockel des Bosrucks am Pyhrnpaß, auf der Hullingalm und bei den Arlingalmen tragenden violetten oder grünlichgrauen Werfener Schiefer bilden als wasserundurchlässiger Grund entweder dürre Waldhänge oder nasse Böden in meist schutterfüllten Einsenkungen. Wo Gosaukonglomerate mit ihren roten Mergellagen sich einstellen, wie auf den Arlingalmen, leuchten saftige Mattenböden unter den einzeln stehenden Wetterfichten.

In den oberen Werfener Schichten rund um den Bosruck, schalten sich vielfach bläulichgraue Haselgebirgstone ein mit orangeroten oder weißen Gipsstöcken und -klumpen. Diese plastischen Tonmassen boten unter dem großen Gebirgsdruck der Durchfahrung des Berges in dem 4700 *m* langen Bosrucktunnel[19]) der Pyhrnbahn erhebliche Schwierigkeiten und wurden schließlich erst durch das Einziehen mächtiger Ringe aus Granitquadern zur Ruhe gebracht. Da jene weichen Gesteine der Abtragung durch Erosion wenig Widerstand zu bieten vermögen, findet man sie nur höchst selten in Terrainabrutschungen obertags aufgeschlossen. Meist sind sie unter Schuttmassen in Gräben verborgen. Auch ausgedehnte Massen von Anhydrit oder wasserfreiem Kalziumsulfat hatte dieser Tunnel zu durchfahren. Dieselben bilden feste Gesteinsbänke und werden nur ganz oberflächlich vom zutretenden Wasser in eine weiße Gipsrinde verwandelt. In der Nachbarschaft dünner Salzleisten des Haselgebirgstons austretende leichte Kohlenwasserstoffgase veranlaßten während des Baues eine Schlagwetterkatastrophe, der leider auch Menschenleben zum Opfer fielen.

In ausgedehnteren Massen erscheint das Haselgebirge näher an Admont im Zirnitzgraben hinter dem Leuchenberg und rund um die Felskrone des isolierten, niederen Dörfelsteins bei Hall. Hier standen die alten Salzpfannen, auf denen die Geschichte des Stiftes Admont basiert und auf welche die Entstehung dieses Marktes zurückzuführen ist. Versotten wurden nur natürliche Solquellen, von denen bei Hall noch heute Spuren zu bemerken sind[20]).

Durch den Doppelsattel der Arlingalm und des Pyhrgasgatterls vom Bosruck getrennt, erhebt sich der wasserscheidende Kamm der Hallermauern zunächst in der schönen, nur nach Westen mit einer Rasendecke bekleideten, sonst aber in gebänderten Kalkmauern abbrechenden Pyramide des Großen Pyhrgas, 2244 *m* (Siehe Abb.) Ein schmaler Grat verbindet diesen Hauptgipfel der Gruppe mit dem südwärts in lotrechten Mauern abbrechenden Großen Scheiblingstein, 2200 *m*, dessen Westflanke in ein durch alten Gletscherschliff gerundetes Hochkar abfällt. Weiterhin gegen Osten schärft sich die Kante der Hallermauern immer mehr zu; an den Doppelgipfel der Kreuzmauer, 2079 *m*, reiht sich der einsam aufragende Hochturm, 1950 *m*, und dann vermittelt der Kesselkargrat den Übergang zum ruinenhaften Gemäuer der meist als Hexenturm bezeichneten Bärenkarmauer, 2174 *m*, des beherrschenden Gipfels im östlichen Teil dieser Gruppe.

Schon unter dem Pyhrgas, besonders jedoch im östlichen Teile der Gruppe, stellen sich zwischen dem Ramsaudolomit und dem aufruhenden Dachsteinkalk in zunehmender Mächtigkeit wieder schwarze Schiefer, Sandsteinbänke und gelbe Oolithe der Carditaschichten ein, die im Bosruckgebiet fehlen, hier aber gegen Osten derart anschwellen, daß sie am Südabhang des Grabnersteins breite Almtriften bilden. Zugleich führt in dieser Region der Dachsteinkalk reichlich Magnesiakarbonat und geht dadurch in den gleichaltrigen Hauptdolomit über. Die weißen, sandigen Schuttkämme des von der Bärenkarmauer vorgeschobenen Natterriegels bestehen aus diesem dolomitischen Gestein, dem die großen, nordöstlich abfallenden Kare des Seebodens und Roßkars ihre mächtigere Ausweitung verdanken. So zeigen auch die wilden Schuttgräben des Schwarzenbaches auf der Haller Seite des Natterriegels von den Werfener Schichten an bis auf die Kämme fast nur Dolomitaufschlüsse, wie schon die Darstellung auf der Aegerterschen Karte deutlich erkennen läßt.

Das Grabnertörl, von dem das helle Admonter Haus ins Tal herabgrüßt, trennt den Dolomitkamm des Natterriegels, 2083 *m*, von der langen, mit ihrem Schichtstreichen plötzlich gegen Nordost abschwenkenden, durch grüne Rasenbänder staffelförmig gegliederten Mauer des Grabnersteins, 1848 *m*.

In dieser Gegend tritt eine wesentliche Änderung der Gesteinsausbildung ein, die sich auch deutlich in der Geländegestaltung äußert. Mächtig anschwellende Schiefer der Carditaschichten bedingen die großen Weideflächen der Moser- und Grabneralm, außerdem erscheinen hier bezeichnende Opponitzerkalke in den gebänderten Mauern des Grabnersteins, und im Liegenden der Carditaschichten treten an Stelle des einförmigen Ramsaudolomits plattige Reiflinger und Gutensteiner Kalke.

Während sich der Aufbau der Schichten, angefangen von den Quarziten des Pleschberges über die bunten Werfener Schiefer des Pyhrgasgatterls bis auf den Dachsteinkalk des Pyhrgasgipfels ziemlich regelmäßig gestaltet, treten am Südabsturz der Hallermauern gegen den weiten Mühlauer Zirkus mehrfache Längsstörungen auf, durch die eine Zerstückelung jenes Südabhanges in einzelne, im landschaftlichen Bilde deutlich hervortretende Schollen bedingt wird. An Stelle der Geschlossenheit, mit der jene Werfener Quarzite und Schiefer die breite grüne Kuppel des Pleschberges aufbauen, treten hier staffelförmige Wiederholungen der Schiefer in mehreren übereinanderliegenden Zügen zwischen den lichten Dolomitstufen ein.

Darauf beruht die reiche Gliederung des landschaftlichen Bildes der Hallermauern.

wie diese im Rahmen zwischen dem Leuchenberg und Dörfelstein, von Admont aus betrachtet, über der Öffnung des Mühlauer Tales erscheinen.

Trotz der nur sehr kurzen Rippen zwischen den einzelnen Karen des Südabfalles zeigen die Hallermauern keineswegs den einförmigen Typus lang hinziehender, monotoner Wandfluchten, sondern eine malerische Abwechslung der Formen, gehoben durch zahlreiche waldige Stützpfeiler, hinter denen sich grün bemattete Sättel bis an die Wandabstürze hinziehen. Noch reicher gegliedert allerdings zeigt sich die nördliche Flanke der Hallermauern, wo lange Strebepfeiler zwischen den Schuttkaren gegen die bewaldete Schiefervorlage des Laußatals hinabsinken. Diese vom Grat der Hallermauern nördlich abfallenden, aus wohlgebanktem Dachsteinkalk bestehenden Seitenrippen, deren weiße Schichtköpfe sich grell von dunklen Krummholzbändern abheben, zeigen deutlich die nördliche Herabbeugung jener Kalkmassen gegen die große Puchberg-Mariazeller Störung, welche sie dort von den Werfener Schiefern des Teichl- und Laußatales abschneidet.

Buchsteingruppe

Allseits durch tiefe Taleinschnitte von der Umgebung getrennt, erhebt sich nördlich über dem Gesäuse die Buchsteingruppe als halbmondförmig verlaufender Kamm zwischen dem Hauptgipfel im Westen und dem Tamischbachturm im Osten. Der bis auf 872 *m* eingeschnittene Buchauer Sattel scheidet den Buchstein von den Hallermauern.

Durch diesen Sattel läuft jene wichtige Querstörung, welche auch die Sparafeldgruppe im Lichtmeßgraben vom Dürrenschöberl abschneidet und weiterhin auf der Linie vom Buchauer Sattel über St. Gallen bis Weißenbach durch eine bedeutende gegenseitige Verschiebung der beiden Talseiten zum Ausdruck kommt.

Weder auf der Sattelhöhe selbst, noch auf deren nördlicher und südlicher Abdachung sind jedoch Aufschlüsse älterer Felsarten sichtbar, an denen die Querstörung deutlich beobachtet werden könnte.

Die langgedehnte Sattelfläche und deren Abhänge gegen das Ennstal und den Weißenbachgraben werden vielmehr durch mächtige Moränen verhüllt, die das einstmalige Überfließen des alten Ennsgletschers anzeigen und vielfach von jüngerem Dolomitschutt bedeckt sind. Erst in der weiteren nördlichen Fortsetzung dieser Querstörung zwischen Eisenzieher und St. Gallen tritt die Verschiebung an den beiderseitigen, miteinander durchaus nicht übereinstimmenden Gehängen überaus deutlich hervor.

Als steingraue Doppelkuppel blickt der Große Buchstein, 2223 *m*, auf das Admonter Becken herab, während an seiner Seite aus größerer Ferne der nur nach Norden steiler abbrechende Dachgiebel des Tamischbachturmes, 2034 *m*, hervorlugt.

Zwischen diesen beiden Hauptgipfeln hat sich das zum Gesäuse südlich abdachende Großkar des Gstatterbodens so weit zurück eingeschnitten, daß von dem bogenförmigen Verbindungsstück zwischen dem massigen Stock des Großen Buchsteins und dem Giebel des Tamischbachturmes nur mehr die schartigen Ruinen des Kleinen Buchsteins, 1994 *m*, und der Tieflimauer (Teufelmauer), 1720 *m*, stehen geblieben sind. Der prächtige, nach einer Aufnahme von Dr. F. Benesch hergestellte Tiefdruck zu Seite 166 der „Zeitschrift" 1916 liefert ein gutes Bild der Felsarchitektur jenes Verbindungskammes.

So sanft der Tamischbachturm südlich gegen den Hochscheibensattel abdacht, woselbst er sich auf den zum Gesäuseschlund abbrechenden Gstatterstein stützt, so schroff stürzt er nordwärts gegen Großreifling und den Tamischbachgraben ab. Ebenso steht die sanfte Pultdachkante, die er gegen die Ennstaler Hütte entsendet, in einem

Gegensatz zu dem östlichen, zur schroffen Almmauer vorspringenden Ausläufer dieses aussichtsreichen Berges.

Was die malerische Seite der Rundschau betrifft, dürfte der Tamischbachturm allen Gesäusebergen voranstehen. Schon der Umstand allein, daß ihm die Nordabstürze der Hochtorkette und Reichensteingruppe gegenüberliegen, rechtfertigt seinen Ruf als Aussichtsberg, dem auch der Durchblick durch den Gesäusespalt gegen Admont mit der fernen Glocknergruppe im Hintergrund einen besonderen Reiz gewährt.

Im allgemeinen zeigt die den Buchstein aufbauende Schichtfolge, abgesehen von einer lokalen südlichen Herabbeugung des Dachsteinkalks an der Stockmauer bei Gstatterboden, nahezu schwebende Lagerung. Bloß in ihrem östlichen Teil gegen Hieflau neigt sie stärker zu Tal hinab.

Auch in dieser Gruppe bilden die roten und grünen Werfener Schiefer die Unterlage. Sie treten aber nun in einem schmalen Sattelgewölbe an die Oberfläche, das sich vom Weißenbachtal südlich St. Gallen über den Schwarzsattel, 1097 *m*, am Nordgehänge gegen den Ennsdurchbruch unterhalb Hieflau hinzieht und hier vielfach von Haselgebirgston mit Gips begleitet wird.

Auf dieser Strecke werden die Schiefer bedeckt von dünnplattigen, schwarzen Gutensteinerkalken, aus denen u. a. der gegen St. Gallen vorgeschobene waldreiche Zinödlberg, 1292 *m*, besteht und über dem im Süden dann mächtige Ramsaudolomite folgen.

Aus diesen Dolomiten ist das ganze Fußgestell unserer Gruppe gegen Weng, Gstatterboden, Eisenzieher und St. Gallen aufgebaut. In ihnen sind die zahllosen Gräben eingeschnitten, die, wie unsere Gesäusekarte plastisch zum Ausdruck bringt, die Abhänge des vom Gsengkogel, 1552 *m*, gegen Westen bis Weng niedersteigenden Asandberges durchfurchen.

Wie die sorgfältigen Aufnahmen A. Bittners[23]) zeigen, werden die dem Dolomit auflastenden, hier in mächtigen Platten gebankten Dachsteinkalke von dem ersteren fast überall durch ein schmales Band von Carditaschichten getrennt. Wer den Großen Buchstein von Gstatterboden über den Bruckattel ersteigt, begegnet den leicht auffallenden schwarzen Schiefern und gelben Oolithen derselben noch unter dem Hohen Krautgartel, ehe er die Region des Dachsteinkalks erreicht hat.

Dieser letztere baut den Gipfelstock selbst auf und neigt vermöge seiner flachen Lagerung zur Plateaubildung. Von allen Seiten umgeben Steilabstürze die verkarstete, eine flache Mulde darstellende Hochfläche des Großen Buchsteins. Nur in der Richtung gegen den Kleinen Buchstein tritt eine Mauerkante schärfer hervor. Es ist dies der berüchtigte Ostgrat, der steil zum Hinterwinkel am Beginn des Gstatterbodener Weißenbachgrabens abstürzt. (Siehe Abb.)

Minder unvermittelt ist die südöstliche Abdachung des Gipfelstocks gegen Gstatterboden, wo das Seitenkar des „Rohres" bis an den Plateaurand emporreicht. Aus Ramsaudolomit bestehende Strebepfeiler, an deren Fuß mächtige Schuttmassen aufgehäuft sind, stützen die Mauerkrone des Großen Buchsteins auf deren nördlicher Seite und reichen hinab durch unwegsame Wälder bis an die Buchauer Straße. Es ist dort eine einsame Waldlandschaft, durch die die Straße vom Buchauer Sattel nach St. Gallen hinabführt. Mitten im Hochwildrevier liegt abseits vom Wege ein prächtiges Jagdschloß verborgen. Nur selten blickt die kastenförmige Mauerkante des Buchsteins auf die weiße, sonst von dichten Nadelwäldern beschattete Straße herab.

Vom Eisenzieher wendet sich das Tal nördlich und schneidet ein Bündel hier von tiefgreifenden Störungen durchzogenen Trias-, Jura- und Kreidezonen quer ab. Dadurch, daß die gegenüberliegenden Talseiten einander gar nicht entsprechen, kommt dort die Querstörung deutlich zum Ausdruck.

Kurz nachdem beim Eisenzieher durch ein Seitental das kühne Felstrapez des Kleinen Buchsteins sichtbar geworden war, erweitert sich dieses Tal vor seiner Mündung in das Ennstal zu einer breiten Schotterebene, worauf sich der freundliche Markt St. Gallen, zwischen Obstgärten gebettet, ausbreitet.

Auf dem Friedhof von St. Gallen ruhen die sterblichen Überreste unseres unvergeßlichen Alpenforschers Friedrich Simony. Hier hat der greise Gelehrte seine letzten Lebensjahre verbracht, nicht mehr vermochte sein erloschenes Auge, das einst so scharf die Formen der Berge erfaßt hatte, die über einen hohen Waldrücken ragende Kuppel des Großen und den kecken Schnabel des Kleinen Buchsteins zu schauen.

Von St. Gallen führt ein Sträßchen über den durch ein Jagdschloß gekrönten Erbsattel hinüber nach Groß-Reifling, woselbst altersgraue Werksgebäude noch an die Blütezeit der steirischen Eisenindustrie gemahnen. Ernst und düster blickt hier der felsige Nordabsturz des Tamischbachturms durch einen Waldgraben auf die kleine Ansiedelung herab, die sich hart an der Flußkrümmung und Eisenbahn auf den alten Schotterterrassen der Enns ausbreitet.

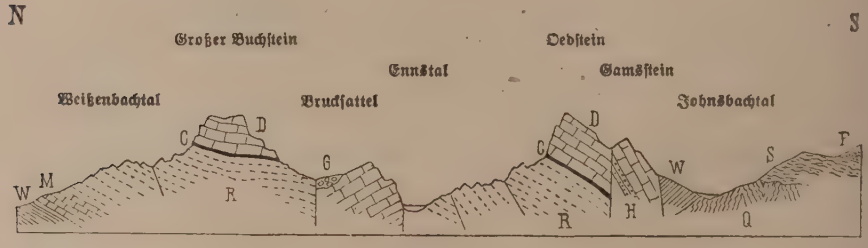


Fig. 1

G Gosauschichten
D Dachsteinkalk
H Hüpflingerkalke
C Carditaschichten
R Ramsaudolomit
M Gutensteinerkalk
W Werfener Schiefer
P Perm Porphyroide
S Silurschiefer und Kalke
Q Quarzphyllit

Nicht so gleichmäßig wie im Norden baut sich über dem Werfener Schiefer die Dolomit- und Kalkfolge der Buchsteingruppe aus dem Gesäuse im Süden auf. Keilförmig eingesenkt zwischen beiderseits die Hänge bildenden Dolomitmassen liegt hier eine abgesunkene Scholle von Dachsteinkalk, der nicht nur die beiden Torpfeiler des Gesäuseeingangs, Haindlmauer, 1438 *m*, und Himbeerstein, 1218 *m*, sondern auch der in östlicher Fortsetzung des letzteren liegende Bruckstein, 1387 *m*, angehören. In einem Spalt dieser Kalkmasse haben sich die Ennswässer durchgenagt. Das wahre Liegende der Kalke bildet ein die Fortsetzung des Werfener Schiefersockels zwischen Admont und Krummau bildender schmaler Schieferaufbruch im Sattel der Vorderen Kofer Alm hinter der Haindlmauer, deren ungeschichtete Rifkalke zunächst noch tieferen Partien der Kalkmasse entsprechen, während die wohlgeschichteten Dachsteinkalkwände des gegenüberstehenden Himbeersteins schon den Hangendpartien angehören. Auf diesen geschichteten Dachsteinkalken liegen auch noch rote Liaskalke entlang einer vielleicht dem alten Talboden der Rißeiszeit entsprechenden Gehängstufe, die sich hinter dem Himbeerstein und bis über den Bruckſattel verfolgen läßt. Großenteils durch eingelagerte Moränenschotter verdeckt, finden sich dort auch Reste von Gosauschichten, aus denen auf das hohe Alter der hier durchlaufenden, den Kalkkeil des Gesäuseeingangs vom Buchstein abschneidenden Störung geschlossen werden kann. (Siehe Fig. 1.)

Bei Gstatterboden läuft diese auch in der verschiedenen Höhenlage der Carditaschichten am Buchsteinhang und unter den Ödsteinmauern zum Ausdruck gelangende Verschiebung der Gesteinsmassen inmitten der Dolomitzone aus und ist weiterhin nicht mehr zu verfolgen. Wenn A. Bittner die Westfortsetzung der Puchberg-Mariazeller Störungszone schließlich in das Gesäuse verlegte[21]), mußte er annehmen, daß sie den Hochscheibensattel und Bruckfattel passierte. In der eigentlichen Gesäuseenge unterhalb der Kummerbrücke, wo sich die Dachsteinkalke in Faltenschlingen unter den Talboden hinabsenken, hat sich jener Sprung bereits ausgeglichen, da hier die Kalkmassen beider Gehänge unmittelbar ineinander übergehen. Nur ein auf der geologischen Karte verzeichneter Rest von Gosauschichten auf dem Sattel der Hochscheibenalm am Gehänge des Tamischbachturms deutet darauf hin, daß hier die Fortsetzung der Störungslinie zu suchen ist. In der Tat entspricht dieser Sattel auch insofern einer Eigentümlichkeit der Puchberg-Mariazeller Linie, als die Schichtmassen zu beiden Seiten der Verwerfung gegeneinander zufallen.

Würde diese Verschiebung der Gesteinsmassen tatsächlich den ersten Anstoß zur Einsägung des Gesäuses gegeben haben, so hätte sich die heutige Talsohle scheinbar um 1,5 *km* nach Süden verlegt, übrigens ein wiederholt beobachteter Fall, der auf das Beharrungsvermögen der stets vertikal einschneidenden Erosion zurückzuführen ist.

Andere Gründe indessen sprechen dafür, daß jene große Störungszone aus dem sie verhüllenden Gosaubecken von Gams erst bei Lainbach und Landl die Ennsschlucht verquert und sich dann längs dem Aufbruch gipsführender Werfener Schiefer am Nordabhang der Buchsteingruppe über den Schwarzsattel und quer über das St. Gallener Weißenbachtal, endlich auf die Nordflanke der Hallermauern gegen den Pyhrnpaß fortsetzt.

Unterhalb Gstatterboden beginnt sich die im großen Ganzen flach gelagerte Dachsteinkalkplatte nach Osten immer stärker zu neigen. Nächst der Kummerbrücke taucht schon die Dolomitbasis unter die Talsohle; in schön geschwungenen Linien senken sich darüber die hellen Kalkbänke hinab, um sodann näher gegen Hieflau zu wieder sanftere Neigungswinkel anzunehmen. Daß in der Gegend von Hieflau eine Querstörung durchsetzt, die für den nördlichen Ennsdurchbruch gegen Lainbach bestimmend war, erschiene zunächst wohl unwahrscheinlich, da die Kalkmassen der Almmauer vom linken unmittelbar auf das rechte Ennsufer und in den Wandaukogel überzugreifen scheinen. Doch weisen sowohl die merkwürdige Abtrennung des kleinen Peterkogels gegenüber Lainbach mit seinen steil auswärts geneigten, noch einen Rest von rotem Liaskalk tragenden Dachsteinkalken, als auch die Verhältnisse im nahen Radmertal darauf hin, daß hier tatsächlich eine tiefgreifende Zerklüftung und Auflockerung bewirkende Querstörung der Dachsteinkalkbarre unterhalb Hieflau durchsetzt. Wie wir noch sehen werden, zeigt sich diese Störung auch sehr deutlich im Radmertal östlich unter den Lugauer Wänden, wo sie einen Aufbruch von Werfener Schiefer im Sattel der Oberen Sulzbaueralm und dadurch die Abtrennung des tektonisch schon zum Kaiserschildmassiv gehörigen Stangkogels bedingt.

Das Gesäuse und seine Seitentäler

Wenn angenommen werden darf, daß eine tektonische Linie die erste Veranlassung zur Anlage des Gesäusespaltes bildete, so muß zunächst die den Himbeerstein vom Buchsteinmassiv trennende, durch den Lauferalmsattel und Bruckfattel gegen Gstatterboden hinstreichende Störung in Betracht gezogen werden. Derartige gegenseitige Verschiebungen benachbarter Gesteinsmassen vollziehen sich selten entlang einer einzigen Spalte, sondern in der Regel nach zahlreichen, annähernd parallelen, staffelförmigen Sprüngen, deren summierte Wirkung sich schließlich in einer bedeuten-

den Lageveränderung der nachbarlichen Schollen äußert. Dort wo deutlich verschiedene Schichtgruppen aneinander verschoben wurden, wie der abgesunkene Dachsteinkalk des Himbeersteins und der Hausmauer vor dem Ramsaudolomit des Lauferwaldes am Buchsteinabhang, läßt sich die Störung oberflächlich leicht verfolgen. Wo aber das Klüftesystem in gleichförmige Massen einschneidet, äußern sich dessen Wirkungen nur in einer starken Zertrümmerung und Lockerung des Gesteins, durch welche die Widerstandskraft des letzteren gegen die auflösenden und zerstörenden Wirkungen des Wassers herabgesetzt wird.

So dürfte auch das die Längsstörung des Bruchsattels begleitende Spaltensystem die erste Talbildung in der Richtung des Gesäuses begünstigt haben; besonders als die Furche schon durch den festeren Kalk bis in den mürben, klüftigen Dolomit hinab durchgewaschen war.

Daß die letzte große Vergletscherung unser Tal schon annähernd im heutigen Niveau vorgefunden hat, zeigen nicht nur Moränenreste am Ausgang des Hartelsgrabens, sondern auch die in Wänden über dem Hieflauer Bahnhof aufragenden, ihrem Material nach vorerst noch wenig sortierten, also noch nicht weit verfrachteten Niederterrassenschotter des Waagplateaus. Ja es ergibt sich aus einer unterhalb Hieflau in der Wandau anläßlich einer Pfeilerfundierung vorgenommenen Bohrung, daß dort die Würmschotter noch tief unter den Ennsspiegel hinabreichen und daß sohin vor der Würmvereisung die felsige Talfurche sogar tiefer lag als heute das Flußbett[22]).

Die zu Nagelfluh verfestigten Hochterrassenschotter der Rißeiszeit dagegen lagern hoch über dem Waagplateau nahe dem Waagsattel dem Gehänge an und zeigen uns das Niveau des Tales zur Zeit der vorletzten Vergletscherung.

Wie tief das Ennstal oberhalb der Gesäusepforte durch jene alten Gletscher ausgehobelt und ausgekolkt wurde, erweist eine im Jahre 1903 bei Wörschach vorgenommene Bohrung, durch die ein dort vermutetes Kohlenlager sondiert werden sollte. Nicht weniger als 195 *m* tief durchsank jene Bohrung zunächst die oberflächliche Torf- und Lettenlage und sodann eine wechselnde Folge von Letten, Sanden, Flußschottern und Konglomeraten, ehe sie den Felsuntergrund des Tales erreichte. Damals betrug die Seehöhe der Felsschwelle am Gesäuseeingang etwa 624 *m* und sonach ergibt sich eine Übertiefung um mehr als 180 *m*[18]). Die Sohle des Zungenbeckens des Würmgletschers lag also mindestens ebenso tief als heute der Ennsspiegel bei Großreifling Dabei muß noch bedacht werden, daß jene Wörschacher Bohrung gewiß nicht gerade die tiefste Stelle des alten Zungenbeckens getroffen haben dürfte.

Die jenes Zungenbecken ausfüllende Ablagerung von Letten und Schotter wurde während der Rückzugsperioden der Würmeiszeit aufgeschüttet, in einer Zeit also, da die Vergletscherung im oberen Ennstal und Mitterndorfer Becken noch bis auf die Talsohle hinabreichte. Der sich zurückziehende Gletscher hatte in dieser Wanne einen langen, fjordartigen, später in mehrere kleinere Becken aufgelösten See hinterlassen, der nach und nach von den Schottern, Sanden und Letten des Hauptabflusses, aber auch von den Schuttkegeln der Seitenbäche aufgefüllt wurde. Alsbald erfolgte unter dem Einfluß steigender Temperatur die Besiedlung des öden „Naßfeldes" durch Moos- und Schilfvegetation, zu der sich später noch Strauch- und Baumwuchs gesellten. In den Torflagern sind diese von dem heutigen Vegetationsbild nicht weit verschiedenen Florenreste noch erhalten geblieben.

Der alte Ennsgletscher, dessen Mächtigkeit nach A. von Böhm[16]) aus der Verbreitung erratischer Urgebirgsblöcke vor dem Gesäuseeingang 470 *m* und bei Hieflau noch 390 *m* betrug, erfüllte die Gesäuseschlucht mindestens bis zur Stufe des Lauferalmsattels, 972 *m*, und Bruchsattels, 1093 *m*, wo noch heute alte Moränen eingelagert sind. Es bilden sohin die Torpfeiler des Himbeersteins und Bruchsteins

Oskar Kutla phot.

Abb. 1. Großer Pyhrgaß vom Anstieg zum Kleinen Pyhrgaß

Oskar Kutla phot.

Abb. 2. Reichensteingruppe von der Krautgartl-Quelle (Großer Buchstein)

Oskar Kukla phot.

Abb. 3. Großer Ödstein vom Festkogel

Oskar Kukla phot.

Abb. 4. Großer und Kleiner Buchstein aus der Nordwand der Planspitze

auf der linken und der Haindlmauer, sowie des Turmsteins auf der rechten Talseite verwitterte Ruinen alter Schliffbuckel oder Rundhöcker, über und neben denen sich der später noch durch den Seitenzufluß aus dem Johnsbachtal und den vom Kleinen Buchstein herabhängenden Kargletscher des Gstatterbodenzirkus verstärkte Eisstrom hindurchzwängte.

In einem gewaltigen Firnabbruch muß der vom Ennseckattel kommende Zufluß über der Wasserfallmauer gedräut haben, während die sanfte Pultfläche des Tamischbachturms einen schönen Firngipfel mit steilem Felsabbruch im Norden gebildet haben mag.

Infolge der ein rasches Abbröckeln begünstigenden Steilheit der Gehänge sind die Spuren dieser großen Vereisung im heutigen Gesäuse schon stark verwischt. Da und dort, so am Gesäuseeingang, oberhalb Gstatterboden am Fuß des Nordgehänges sowie unterhalb des Hartelsgrabens, finden sich noch Moränen- und Schotterreste, zu fester Nagelfluh verfestigt, am älteren Gebirge angeklebt. Doch von der Rundung und Glättung, die zweifellos der eingepreßte Eiskörper an den Seitenwänden bewirkt haben muß, ist nur mehr wenig zu sehen.

Augenscheinlich entspricht auch die den Bruckattel nur wenig überhöhende Einsattlung der Hochscheibenalm, 1173 *m*, ungefähr der Höhe des Eisrückens, ebenso wie der Gstatterstein als Rest eines alten Rundhöckers anzusehen ist.

Selbst der bedeutend tiefer gelegene Würmgletscher muß noch den Waagsattel, 768 *m*, gegen den Waaggraben überflossen haben, was durch dortselbst liegende Moränen erwiesen wird.

Das heutige Ennsprofil im Gesäuse läßt deutlich zwei Gefällsbrüche mit einer dazwischen eingeschalteten, etwa 10 *km* langen, wenig geneigten Mittelstrecke erkennen. Während die an den Gesäuseeingang anschließende, obere Stufe etwa 30 *m* beträgt und die tiefere Stufe zwischen der Kummerbrücke und Scheibenbrücke an 120 *m* erreicht, weist die flache Zwischenstrecke von Gstatterboden auf 10 *km* Länge nur ein Gefälle von etwa 15 *m* auf.

Als Gesäuse im engsten Sinne wird häufig nur die Schlucht unterhalb der Kummerbrücke bezeichnet, wo sich die Gewässer in dem schmalen Spalt donnernd und gischtend über die im Flußbett lagernden Blöcke wälzen, während zu beiden Seiten himmelhohe Felsmauern mit dünn bewaldeten Leisten und Bändern aufstarren oder steiler Hochwald sich jäh erhebt.

Nur eine Privatstraße, deren Instandhaltung schon öfters strittig war, führt durch das Gesäuse. Vor Erbauung der Eisenbahnlinie führte der Wagenverkehr über den Buchauer Sattel und St. Gallen in das untere Ennstal. Selten dürfte eine internationale Weltstrecke durch derartig wilde Hochgebirgslandschaften ziehen, bedroht durch mannigfache Gefahren, unter denen Lawinenstürze und Steinschläge die erste Rolle spielen. Großartig sind denn auch die zum Schutz des Schienenstranges getroffenen Vorkehrungen. Tunnels, Galerien und Schutzdächer allein würden noch nicht genügende Sicherheit bieten, es mußten bis hoch oben in den Wänden Sicherungsbauten errichtet werden, die alljährlich, besonders nach der Schneeschmelze, auf lebensgefährlichen Pfaden untersucht werden.

Daß der Engpaß des Gesäuses eine Reihe großartiger und malerischer Landschaftsbilder aufweist, ergibt sich schon aus der Betrachtung der Karte.

Während noch vor dem Gesäuseeingang die lebhaft an Südtiroler Dolomitberge erinnernden Mauerzinnen des Reichensteins und Sparafelds aus großer Höhe auf das sich weit dehnende Tal herabschauen, jenseits dessen in größerer Entfernung die Zackengruppe der Bärenkarmauer mit dem weißleuchtenden Natterriegel hinter waldigen Vorhöhen aufragt, erscheint zwischen den beiden Torwächtern Himbeerstein und Haindlmauer als duftiger Hintergrund die in drei Zacken gipfelnde Hochtor-

wand. Lange noch durchglüht purpurne Abendröte diese Mauern, wenn ihr Rahmen und die grünlichen Ennswässer schon in Dämmerung getaucht sind.

An der Mündung des Johnsbachtales erschließt sich ein neues Bild. Über einem gemeinsamen Fußgestell von durchfurchtem Dolomit ragt hier als einsamer Turm der Reichenstein auf und baut sich dort, nunmehr aber in greifbarer Nähe, die Riesenwand: Planspitze, Hochtor, Ödstein mit ihren Strebepfeilern auf.

Wenn in stiller Wintermondnacht der Schnellzug funkensprühend durch das Gesäuse braust, mag wohl manchem Reisenden diese Landschaft märchenhaft erscheinen. Zarte leuchtende Nebelgespinste rauchen vom Flusse auf und ziehen durch die Tannenwipfel hin; überirdisch ragen die Wände zum Sternenhimmel, grell bläulichweiß ihre vom Mond beleuchteten, vereisten Pfeiler, schwarzviolett deren Schlagschatten, das Ganze aber scheinbar doch nur ein duftiges Lichtgebilde der frostigen Nacht.

Nicht minder eindrucksvoll sind sommerliche Gewitter in diesem Felsschlund, wenn bei heranziehendem Hochwetter der einbrechende kalte Wind plötzlich qualmende Nebel um die Steinmauern wirbelt, fahler Schein der Blitze über die Wände huscht, krachend und nachpolternd der Donner durch die Felsgasse rollt.

Zu einem Besuche verlockend, öffnet sich noch oberhalb Gstatterboden die Pforte des Johnsbachtales. Zwischen zerrissenen Dolomitkulissen, über denen in schwindelnder Höhe, aufgelöst in eine Zackengruppe, der Große Ödstein thront, führt uns die Straße neben dem Bach quer durch die hier schmale Kalkzone. Schon nächst dem Johnsbacher Kirchlein treten wir in die erste Weite des sich am Fuße der abschließenden Schieferberge östlich wendenden Tales ein. Belebt durch zahlreiche, auf sonnigen Hängen ruhende Gehöfte, hebt sich das Johnsbachtal wieder in östlicher Richtung erst allmählich und dann steiler und waldreich zur Wasserscheide gegen Radmer nächst der Neuburger Alm, immer noch beherrscht durch den im Rückblick einsam aufragenden Block des Admonter Reichensteins. Die Hochtorgruppe schließt das Johnsbachtal als Felsenwall im Norden ab, voran der riesenhafte Ödstein, weiter zurück das Hochtor, das als weißgrauer, schneegestriemter Grat zwischen waldigen Vorbauten über die Wasserfallwand des Wolfbauerhofes herniederblickt. Aus den Gräben der südlichen Schieferberge kommt dunkler Schutt mit rostbraunen Erzbrocken und hellen Konglomeratblöcken, um sich im Schotter des Talbaches mit dem weißen Kalkgeröll der nördlichen Seite zu mischen.

Den Mittelpunkt des Gesäuses und dessen waldreichste Gegend bildet Gstatterboden mit dem gleichnamigen Hotel, wo die Forste niedersteigen bis an den blumenreichen Wiesensaum am Ufer der Enns.

Gerade gegenüber starrt die geschichtete Nordwand der Planspitze auf über einen zerfurchten Unterbau aus Dolomit. Lärchen und Krummholzbestände klettern dort auf den scharfen Rippen zwischen den Dolomitschluchten empor bis an den Fuß der geschlossenen Wand. Treten wir vollends in das nahe Haindlkar ein, so schließen sich ober unseren Köpfen in einem gewaltigen Halbrund die himmelhohen Mauern. Kaum vermag man es zu glauben, daß menschliche Kletterfertigkeit es vollbringen kann, bis auf die Kante jener Wände emporzudringen. Nur dank der Absonderung in einzelne Staffeln ist es möglich, immer wieder längs schmaler Bandleisten solche Stellen zu gewinnen, die einen Durchschlupf nach höheren Galerien und Bändern gewähren. In grauem Schutt liegende schwarze und rostbraune Schiefer oder Sandsteingerölle verraten dem wissenden Geologen, daß unter diesen Wänden noch eine Lage von Carditaschichten durchstreicht; wo diese durchlaufen, hört für den Bergsteiger der mühsame Teil der Wanderung durch die Dolomitzone auf und beginnt der spannende Einstieg in die Nordwände.

Unterhalb Gstatterboden wird das Tal enger. Über den Tannenwipfeln blicken die bleichen Kalkkronen der beiden Buchsteine auf die Straße herab und öffnet

sich im Süden nächst der Kummerbrücke das Wasserfallkar, wo zumeist nur ein sprühender Faden über die rötlich verwitterte Wand herabhängt. Dünn gesäte Zeilen von Lärchenbäumen ziehen sich über turmhohen Abgründen entlang schmaler Felsgesimse hinan, über die der „Wasserfallweg" in den Kessel der Ebersangerlalm und zur Heßhütte auf dem Ennseckſattel emporleitet. Dann tritt die alle anderen an Höhe und Glätte übertreffende Zinödlmauer noch näher an die Enns heran, und sämtliche das Tal beherrschende Hochgipfel verschwinden hinter den über unseren Köpfen dräuenden Vorbauten, bis zuletzt nur noch das vorgeneigte, jäh abbrechende Pultdach der Planspitze uns nachwinkt. (Siehe die Abbildung.) Jetzt laufen auch die weißen Bänke des Dachsteinkalks auf beiden Gehängen bis ans Flußbett herab, steigen in kühn geschwungenen Falten und Schlingen durch den steilen Wald hernieder und schließen den Dolomitkessel von Gstatterboden ab. In dieser Einsamkeit mündet von Süden der düstere Hartelsgraben, eingeschnitten zwischen senkrechten Wänden. Malerische Ahorn- und Buchengruppen zieren diese wildromantische Schlucht, durch die über moosbewachsene und mit Farnkräutern bedeckte Felsblöcke die Kaskaden des Hartelsbaches herabrauschen.

Hier erfolgt auch der letzte und höchste Gefällsbruch des Ennslaufes. Schäumend und gischtend kochen die Wässer um die großen Felsblöcke, die aus den Bergsturzhalden in den Strom gerissen wurden. Herrliche Waldpartien beschatten das einsame Sträßchen, auf dem das Rauschen der Wässer den Wanderer begleitet. Aber schon in dieser Enge kündet der immer mehr vorherrschende Laubwald an, daß wir uns einer sonnigen Talweite nähern, und bald tritt der Fluß nächst der Scheibenbrücke mit scharfer Wendung in den Hieflauer Kessel hinaus.

Durch die hier erfolgende Einmündung des Erzbaches und die nördliche Wendung des Ennstales erfährt das Tal seine reichere Gliederung. Hohe Schotterterrassen, angelehnt an die stellenweise bis zum Ennsspiegel herabreichenden, wohlgebankten Dachsteinkalke, verleihen der Landschaft ein besonderes Gepräge, das durch die rauchigen Bahnhofsanlagen, rußigen Werksgebäude und den meist durch Abfallwässer getrübten Erzbach nicht verschönt wird. Hoch über dem alten Holzrechen an der Enns bauen sich die steinigen Abhänge des Tamischbachturms auf und fallen anderseits von der Almmauer ab gegen das Felstor, durch das der Fluß aus dem Hochgebirge in die Waldvorberge enteilt.

Während noch aus dem Gesäuse die Hochtorgruppe mit dem keck vorgeneigten Schnabel der Planspitze und aus dem Erzbachtal schon das kantige Profil des Kaiserschilds in den Hieflauer Kessel herabschauen, verbirgt sich der spitze Kegel des Lugauers hinter der Waldkante der Scheuchecalm und erscheint erst unterhalb Hieflau im Rahmen der Ennsschlucht wieder.

Nahe oberhalb Hieflau mündet in den Erzbach das unsere Gruppe im Südosten begrenzende, bis auf die Wasserscheide der Neuburgeralm gegen das Johnsbachtal zurückreichende und dem letzteren in vielfacher Hinsicht analoge Tal der Radmer. Auch diese Talfurche trennt in ihrem oberen, freundlich offenen Verlauf die Kalkalpen von den südlichen wald- und mattenreichen Schieferhöhen.

In breiter Wandflucht erhebt sich auf der Nordwestseite des Tales der aus steil aufgerichteten Kalkplatten aufgebaute Lugauer. Weit rückwärts im Hintergrund der südlichen Schiefergräben sieht man das grüne, scharfe Dach des Zeyritzkampels. Dort, wo sich das Dörflein Vorderradmer um das auf einem Erzhügel ruhende Kirchlein und das kaiserliche Jagdschloß schart, endet die obere Talweite. Der Radmerbach tritt nun, ähnlich wie der Johnsbach, unvermittelt in eine enge Kalkschlucht ein, die hier das Massiv des Kaiserschilds am Ausgang des felsenstarrenden Weißenbachkars durchbricht. Dort, wo er diese Felsgasse wieder verläßt, erfolgt alsbald dessen Mündung in den Erzbach nahe oberhalb Hieflau. Im Hintergrund des

offenen oberen Radmertales aber liegt die kleine Ortschaft Hinterradmer, woselbst über dem alten Schiefergrund, wie im Johnsbachtal, erzführende Silurkalke einen in neuerer Zeit wieder aufgenommenen Bergbau ermöglichen.

Tag und Nacht rauschen die Fluten der Enns durch das Gesäuse hinab, hochangeschwollen zur Zeit der Schneeschmelze oder sommerlicher Regengüsse, spärlicher im Herbst, wenn die klargrünen Gewässer durch die in grellen, bunten Farben prangende Waldschlucht gleiten, oder gar im Winter, wenn Schnee und Eis den Strom auf ein schmales Band eingeengt haben.

Noch fallen sie ungenützt von 600 *m* Meereshöhe auf etwa 460 *m* bei Hieflau hinab, allein die Zeit scheint nicht mehr ferne, da diese Kräfte aufgefangen und auf dünnen Drähten an ferne Bestimmungsorte weitergeleitet werden. Bis Weißenbach-St.-Gallen beträgt das Gefälle schon mehr als 200 *m*, allein es müßten gewaltige, an die längsten Alpentunnels heranreichende Stollen getrieben und im oberen Ennstal zur Aufstapelung der schwankenden Wassermengen ausgebreitete Staubecken geschaffen werden, ehe diese Kräfte der Menschheit nutzbar sein können.

Daß eine Beeinträchtigung eines der Hauptreize unseres Gesäuses damit notwendig verbunden sein wird, ist kaum zu bestreiten, doch darf uns der Umstand trösten, daß eine relativ größere Wasserentnahme voraussichtlich bloß in den Wintermonaten eintreten dürfte, nicht aber in der Hauptreisezeit des Jahres.

Die Sparafeldgruppe

Über dem Schiefer- und Grauwackenzug des Paltentales baut sich unterhalb Admont am rechten Ennsufer der durch den Einschnitt des Lichtmeßbaches und den weiten Boden der Kaiserau vom Dürrenschöberl sowie durch den Johnsbachgraben von der Hochtorgruppe geschiedene Kalkstock des Sparafelds und Reichensteins auf.

In erheblicher Mächtigkeit streichen die an seiner Basis lagernden Werfener Schiefer auf der Ennstaler Seite vom Lichtmeßgraben über die hohen Waldhänge gegen Krummau hinab und reichen über den Sattel der Vorderen Koferalm hinter der Haindlmauer noch bis in den Kofergraben, wo sie in antiklinaler Lagerung unter dem dort herrschenden Dolomit endgültig hinabtauchen.

Rings um den ganzen Sparafeld-Reichensteinstock bildet dieser Ramsaudolomit den Sockel des ihn krönenden, in massigen Mauern emporsteigenden Dachsteinkalks.

Während die Werfener Schiefer der Nordseite auf den waldigen Hängen ziemlich hoch emporreichen, erscheinen sie auf der Südseite im Fließengraben und am Kalblinggatterl entweder gar nicht oder bloß als schmaler, vielfach unterbrochener Zug zwischen dem alten Schiefergebirge und dem Ramsaudolomit des Kalblings und Reichensteins.

Schon aus der Zusammensetzung der Schuttmassen im Johnsbachgraben, Kofer- und Krummauergraben, woselbst neben den weit vorherrschenden grauen Kalk- und Dolomitgeröllen immer wieder Stücke von schwarzen Schiefern, rostgeflecktem, grünlichgrauem Sandstein oder grell ockergelbem Kalkoolith liegen, ergibt sich, daß in den Ost- und Nordwänden der Gruppe das schmale Band der Carditaschichten durchstreicht. Es hebt sich in der Richtung gegen Westen auf der Nordabdachung des Sparafelds in treppenförmig gestuften Absätzen als ein gelbliches Zackenband immer höher empor bis auf den Kamm der Riffel. Dort sind es aber nur die rostgelben, große Keulenstacheln von Seeigeln, Muschel- und Knochenreste einschließenden Kalkoolithe, die ein unter der Kante hinziehendes Schichtenband zusammensetzen. Auf der Südseite der Riffel senkt sich diese Schichte bis unter die Scheibl-

ecker Hochalm hinab; am Aufstieg vom Gatterl zum Kalbling jedoch bemerkt man nur etliche gelbe Dolomitbänke, die als Äquivalent der Carditaschichten zu deuten wären. Dafür schließt der Ramsaudolomit dort in seinen tieferen, mit dunkelgrauen Kalken verknüpften Partien eine Lage auffallend blutroter Kalksteine ein.

Ähnlich wie in der Hochschwabgruppe folgt also hier im Süden des Kalblings und auch des Reichensteins über dem Ramsaudolomit unmittelbar die massige, vielfach als Korallenkalk entwickelte und häufig dolomitische Riffkalkfazies des Dachsteinkalks.

Entsprechend dieser Zusammensetzung und Struktur zeigt denn auch die Gruppe des Sparafelds in landschaftlicher Hinsicht wesentlich andere Formen, als die aus wohlgebanktem, einseitig geneigtem Dachsteinkalk bestehende Hochtorgruppe. An Stelle der pultartig gebauten Mauern mit einseitigem, auffallend gebänderten Absturz erscheinen hier auf allen Seiten in Steilstürzen abbrechende formlose Stöcke, die entweder zur Plateaubildung neigen, wie auf den Speikwiesen zwischen dem Kalbling und Sparafeld, oder — wenn die Verwitterung schon weiter fortgeschritten ist — nur mehr als ruinenhafte Felsgerüste aufragen, wie am Admonter Reichenstein. Im ganzen dürfen also die nur sehr undeutlich gebankten, oder in großen Abständen von Schichtfugen durchzogenen Kalke als nahezu massig bezeichnet werden. Die spärlichen Ablösungsflächen lassen allerdings eine flache Neigung gegen Süden erkennen. Dort schneiden die Dolomit- und Kalkmassen an einer weit über Johnsbach hinaus verfolgbaren Störung ab, derzufolge am Kalblinggatterl und auf der Treffneralm die Werfener Schiefer entweder sehr vermindert erscheinen oder ganz fehlen. Sonach bildet in dieser Gegend der Südabfall der Kalkalpen keineswegs eine regelmäßige Aufeinanderfolge immer jüngerer Gesteinslagen, sondern es schneiden längs desselben Störungsflächen ein, entlang deren bedeutende Massenverschiebungen eingetreten sind, wie dies in noch sinnfälligerer Art weiter östlich bei Johnsbach zu sehen ist.

Die durch dolomitische Beschaffenheit des Kalks bedingte große Brüchigkeit gelangt nicht nur in dem splitterigen Charakter des vom Sparafeld zur Wildscharte absinkenden Zackengrates zum Ausdruck, sondern auch sonst überall auf dem von Klammen durchfurchten und in scharfe Rippen aufgelösten Geschröfe der seitlichen Abstürze, deren Struktur in dieser Hinsicht von jener des weit kompakteren und widerstandsfähigeren, in der Hochtorgruppe und am Buchstein herrschenden Dachsteinkalks erheblich abweicht.

Entlang dem sumpfigen Paltental bleibt die Sparafeldgruppe fast ganz unsichtbar hinter dem langen Schieferzug, der sich aus der Talgabelung bei Selztal im Dürrenschöberl erhebt und bis über den Zeyritzkampel erstreckt. Vorherrschend sind es serizitische, glänzende, stark gefältelte Phyllite, die die bewaldeten Abhänge und mattengrünen Rücken dieses Höhenzuges zusammensetzen. Bloß dort, wo gebräuntes Eisenerz führende Silurkalke oder zähe Porphyroïde mit eingefaltet sind, wie am Spielkogel und Zeyritzkampel oder am Blassenek und an der Leobner Mauer, hat die Erosion in dem Relief schärfere Kämme herausgeschnitten oder höhere Kuppen stehen gelassen.

Nur durch den bei Gaishorn in das Paltental mündenden Flietzengraben öffnet sich in jenem vorgelagerten Schieferzug eine Lücke, durch die die bizarren, gelblichen Kalkzinnen des Sparafelds und Reichensteins auf die halb vertorften Überreste eines alten Glazialsees herabschauen. Durch diesen tief eingeschnittenen, den ganzen Schieferzug verquerenden Seitengraben gelangt man hinter einer Vorlagerung schwarzer, glänzender Karbonschiefer und durch die stark gefaltete Phyllitzone unmittelbar an den Fuß jener Kalktürme. Hier liegt auf waldumschlossener Matte die Flietzenalm am Rande der Schuttfelder, die sich von den Dolomitschluchten unter den gelben Mauern des zweitürmigen Reichensteins herabsenken. (S. Abbildung.)

Von der Flietzenalm führt ein Steig westlich hinüber am Fuße des Sparafelds und Kalblings über das Kalblinggatterl in die Kaiserau, wo in behäbiger Breite das schloßartige Wirtschaftsgebäude des Benediktinerstiftes Admont auf sonnigem Wiesenplan lagert. Auf diesen friedlichen Grund schaut der Felskegel des Kalblings herab, indessen aus weiter Ferne hinter waldigen Vorhöhen die duftverschleierten Firne des Dachsteins sichtbar werden. Die sich in der Kaiserau sammelnden Wässer des Lichtmeßbaches strömen nördlich ab durch die Schlucht zwischen dem Dürrenschöberlzug und der mit dem Hahnstein hochaufzackenden Sparafeldmasse gegen Admont. Wie schon angedeutet, entspricht dieses Tal der südlichen Fortsetzung der Buchauer Querstörung, durch die hier der Kalkzug des Sparafelds im Westen abgeschnitten wird von den Schieferhöhen des Klosterkogels und Dürrenschöberls.

Östlich von der Flietzenalm aber wendet sich der Weg über den Schiefersattel der Treffneralm, 1523 *m*, hinüber in das Johnsbachtal. Auf dem gegen die Dolomit- und Kalkmauern des Reichensteins hinanziehenden Rücken fehlen die bunten Werfener Schiefer und die alten Phyllite reichen bis hart an den Dolomitsockel heran, an dessen Fuß zu groben Breccien verkittete Trümmermassen lagern.

Dieser Sattel bildet einen Ruhepunkt auf dem von Johnsbach über die Flietzenalm nach Admont führenden, an landschaftlichen Kontrasten überreichen Rundgang. War schon aus diesem Grunde die Erbauung der Mödlinger Hütte unseres Vereins auf der Treffneralm gerechtfertigt, so wurde hier ein Bauplatz gewählt, dem sich im Hinblick auf malerische Landschaftsbilder nur wenige in den Nordalpen an die Seite stellen dürfen.

Über den von Wetterfichten schütter bestandenen Alpenmatten bauen sich unmittelbar, lebhaft an Südtiroler Dolomitberge erinnernd, die gelblich und rötlichgrauen Kalkmassive auf, nämlich der breite Stock des Sparafelds und dann diesseits der Wildscharte der schlanke Doppelturm des Reichensteins. Über dem Johnsbachtal aber ragt einsam die übermächtige Pyramide des Großen Ödsteins in die Lüfte. Wenn der sinkende Tag die Täler schon mit duftigen Schatten erfüllt hat, glüht noch lange auf diesen Steinriesen die Abendröte weiter. (Siehe die Abbildung; außerdem Abb. 4, Seite 172 des Jahrganges 1916.)

Noch eindrucksvoller wachsen diese Kalkberge aus den umgebenden Tälern heraus, wenn wir die bloß einstündige Wanderung von der sauberen Mödlinger Hütte auf die südöstlich anschließende Kuppe des Spielkogels, 1730 *m*, unternehmen.

Die Hochtorgruppe

Unter den Felsmassiven, zwischen denen die Gesäusespalte eingeschnitten ist, ragt die Hochtorgruppe nicht allein durch ihre beherrschende Höhe, sondern auch durch den Flächenraum, den die in mehreren Reihen angeordneten Mauerschollen des Dachsteinkalks hier einnehmen, landschaftlich weit hervor.

Nach Westen durch den Johnsbachgraben und nach Osten durch das Tal des Erzbachs begrenzt, wird sie nördlich von der Buchsteingruppe durch den Ennsschlund wohl orographisch scharf abgetrennt, hängt aber mit dem Buchstein in der unteren Gesäusestrecke doch insofern tektonisch zusammen, als hier die Dachsteinkalke beider Gehänge nur durch die tief ausgewaschene Flußrinne getrennt werden.

Wenn im oberen Gesäuse der eingesunkene Kalkkeil des Himbeersteins und der Haindlmauer sich zwischen beiden großen Gebirgsmassiven noch als trennendes Element einschiebt, so bildet schon bei Gstatterboden der Dolomit beider Talseiten eine einheitliche Masse, ebenso wie die nach dessen bei der Kummerbrücke erfolgenden Untertauchen einander gegenüberliegenden Dachsteinkalke im letzten Engpaß des Gesäuses.

Schon die Anordnung der Kämme unserer Gruppe läßt deren Gliederung durch mehrere gegen Nordosten konvergierende Sprünge in drei Hauptschollen erkennen, deren keilförmig verschmälerte Enden bei Hieflau zusammenlaufen. Es sind dies die Hochtorplatte selbst, die gefaltete Scholle der Gsuch- und Jahrlingmauern und die zum Teil steil aufgerichtete Lugauerscholle. Eine vierte südlichste Scholle fügt sich obiger Regel nicht. Sie bildet den Zug des Gamssteins, der Stadelfeldschneid und Hüpflingermauern am Nordgehänge des Johnsbachtales, schneidet die Hochtorgruppe im Süden ab und stößt nächst dem Hüpflingerhals mit einer Querstörung an die Lugauerscholle an.

In ausgezeichneter Weise trägt die eigentliche Hochtorscholle jene Keilgestalt zur Schau. Ihr dem Gesäuse zugewandter Schichtkopf bildet die gewaltigen Nordwände des Ödsteins, des Hochtors und der Planspitze, die sich über dem von der Kummerbrücke talauf gegen die Johnsbachschlucht immer höher aufsteigenden dolomitischen Untergeschoß in Hunderten von Dachsteinkalkbänken auftürmen. Während in der Sparafeldgruppe diese Kalkmassen fast ungeschichtet sind, beobachten wir im Felsamphitheater des Haindlkars, in dessen Schutthalden verstreut liegende rostgelbe und schwarze Gerölle das Durchstreichen der Carditaschichten andeuten, gleich über dem Dolomitsockel jene deutliche Bankung der auflastenden Kalke, durch die allein die Durchkletterung dieser Riesenmauern ermöglicht wird. Als ausgezeichnete Beispiele für den landschaftlichen Charakter der wohlgebankten Dachsteinkalke mögen die Lichtdrucke nach Naturaufnahmen von Dr. F. Benesch zu Seite 162 und 180 der „Zeitschrift" 1916 angeführt werden.

Im westlichen Teil dieser Scholle, nämlich im Ödsteingebiet, ist die Abtragung der Kalkmassen schon soweit fortgeschritten, daß auf dem Grat nur mehr eine zerhackte, von schmächtigen Türmen besetzte Schneide stehengeblieben ist. Weiter gegen den Festkogel und das Hochtor zu zeigt sich die schräge Platte schon besser erhalten und auf der südlichen Abdachung bloß durch einzelne karförmige Nischen, unter denen das Schneeloch die geräumigste ist, gegliedert. Fast völlig intakt endlich erscheint das Bild einer Schichtfläche mit senkrecht abbrechendem Schichtkopf am Pultdach der Planspitze. Doch setzen schon auf dem vom Hochtor nach Südosten abzweigenden hohen Gugelgrat jene welligen Verbiegungen der Kalkbänke ein, die für den Zinödlrücken und die Jahrlingmauern bezeichnend sind und hier an der Gugel in einer scharfen, östlichen Abbeugung des Dachsteinkalks gegen den Ennseckſattel deutlich zum Ausdruck kommen. Das Kar des Tellersacks und die ihn begrenzende Rippe des Roßschweifs zeigen klar jene Abbiegung gegen eine mit dem Ennseck zusammenfallende Schichtsynklinale zwischen dem Hochtor und Zinödl, durch die wohl auch jene muldenförmige Senke zwischen der Ebersangerlalm und Oberen Koderalm begründet wurde.

Bezeichnend für das Alter dieser Muldenfaltung ist eine vom Verfasser aufgefundene, der Tertiärformation angehörige Schotter- und Sandablagerung, aus der die Hüttenquelle der vom Ennseckſattel winkenden schmucken Heßhütte entspringt. In einer Seehöhe von etwa 1680 *m*, also weit über dem Niveau der eiszeitlichen erratischen Gerölle, findet sich ganz nahe unter dem Sattel auf dessen südöstlicher Abdachung unter dem lokalen Kalkschutt eine lehmige Anhäufung von glimmerreichem Sand mit zahlreichen Flußgeschieben, die zweifellos den letzten Überrest einer tertiären Flußablagerung darstellt und in die Kategorie der als Augensteinschotter bekannten Residua auf den Hochflächen der Nordkalkalpen gehört. Die zum Teil ausgezeichnet flachen Flußgeschiebe bestehen teils aus kristallinischen Gesteinen, wie Gneisen und Amphiboliten, Chloritschiefer usw., oder aus weißem Quarz, teils aus Quarziten, Sandsteinen, Kieselschiefern oder Tonschiefern der im nahen Grauwackenzug vertretenen paläozoischen Gesteine, teils auch aus Wer-

fener Schiefer, also durchaus aus Gebirgsarten, die südlich dieser Fundstelle in den Zentralalpen oder im Grauwackenzug heimisch sind. Es deuten daher diese Geschiebe auf die Existenz eines alten Flusses hin, der einst wohl aus der Gegend der Rottenmanner Tauern über den Ennseckſattel gegen Norden abfloß.

Unter dem Schutz einer am Zinödlhang klebenden interglazialen Kalkbreccie blieb hier offenbar ein letzter Rest dieser leicht zerstörbaren Schotterablagerung erhalten, dem nun die Heßhütte ihr auffallend weiches Quellwasser verdankt. Sowohl im Ebersangerkessel als auch in den Mulden der Koderalm findet man hie und da noch einzelne Quarzgerölle als zerstreute Spuren der einst größeren Verbreitung jener Flußablagerung.

Wenn auch seit dem Absatz jener Schotter eine nachträgliche Emporfaltung stattgefunden hat, und schließlich die endgültige Modellierung des heutigen Reliefs eingetreten ist, so kann man sich doch kaum der Vorstellung erwehren, daß zu jenen Zeiten ein mächtiger Fall über eine etwa dem heutigen Wasserfallweg entsprechende Stufe hinabgerauscht sei.

Jenseits der Ennseckmulde, im Zinödlmassiv, verliert sich das regelmäßige südliche Schichteinfallen der Hochtorkette und es tritt an dessen Stelle eine kuppelförmige Wölbung der Dachsteinkalke. Weiterhin gegen den Einschnitt des Hartelsgrabens neigen die Kalkbänke sogar nach Norden, also der Ennsfurche zu. Dagegen stoßen die auf dem Scheitel des Zinödls flach gewölbten Kalke längs dessen felsigem Südabfall gegen das Sulzkar an eine steiler aufgerichtete und sonach schon dem Bauplan des Lugauerstockes angepaßte Dachsteinkalkmasse.

Wie am Zinödl zeigen sich auch jenseits des Sulzkars an dem langen Rücken der Gſuch- und Jahrlingmauern die Dachsteinkalke wellig gefaltet, so daß dort sowohl nördliches, als auch südliches Einfallen der hellen Kalkbänke zu beobachten ist.

Der östlich des Zinödls folgende Einschnitt des Hartelsgrabens entspricht lediglich einer quer auf das Streichen eingetieften Erosionsfurche, so daß die Dachsteinkalke des Zinödlstockes jenseits des tiefen Hartelgrabens sich im Goldeck fortsetzen und bis Hieflau verfolgt werden können.

Zwischen senkrechten Mauern hat sich der Hartelsbach tief eingeschnitten und rauscht im schütteren Wald über mehrere Stufen zur Enns hinab. Malerische Laubholzbestände werfen in dieser Schlucht ihre Schatten auf die über moosige Blöcke schäumenden Wässer und mit Farnwedeln besetzte Felstrümmer, durch die ein Sträßchen der Höhe zustrebt, bis zu dem auf einsamer Waldwiese ruhenden Jägerhaus.

Hier wird der Hartelsgraben gekreuzt durch die einer Einfaltung von roten Liaskalken, dunklen, dünnschiefrigen, kieseligen Spongienmergeln und jurassischen Hornsteinkalken entsprechende Tiefenlinie: Sulzkar—Waaggraben.

Das almenhafte Sulzkar mündet mit einer Steilstufe nahe dem Jägerhaus im Hartelsgraben. Vom oberen Rande dieser von Wasseradern berieselten Stufe zieht es dann zwischen den Abstürzen des Zinödls und den gegenüberliegenden Jahrlingmauern sanft hinan bis an den Fuß des abschließenden Sattels am Sulzkarhund.

Hier sind bräunlichgraue, kieselige Mergelschiefer, auf denen sich grüne Almmatten angesiedelt haben, muldenförmig eingesenkt zwischen den beiderseits höher aufragenden Dachsteinkalken. Mitten auf dem Sattel ragt der rötlich angewitterte, aus plattigen, dunkelgrauen Hornsteinkalken bestehende Felsklotz des Rotofens empor. Mergelschiefer und Hornsteinkalke verzeichnet die geologische Karte als Lias. (Vergleiche hier das geologische Profil Fig. 2, S. 29.)

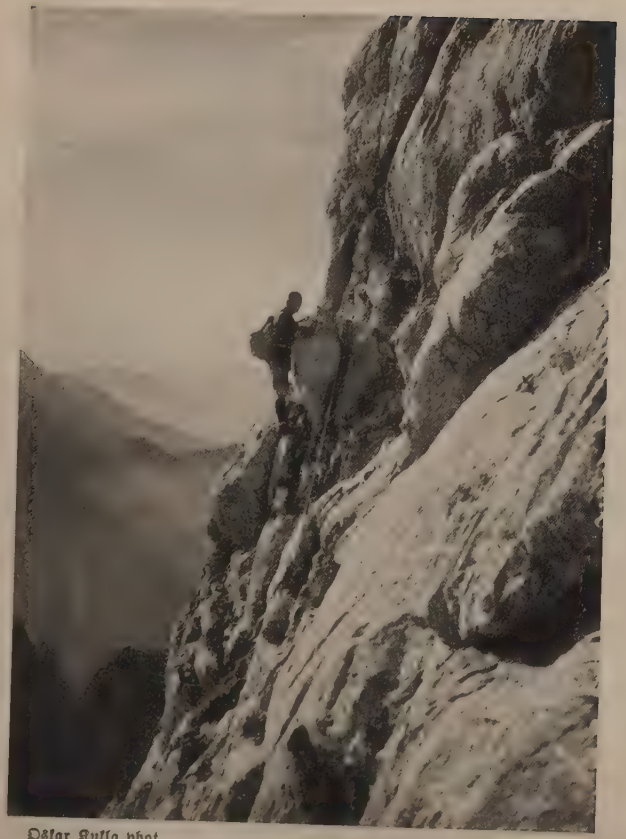
Dem Ausgang des Sulzkars gegenüber schneidet in der östlichen Lehne des Hartelsgrabens der Goldeckſattel ein, von dem jenseits der Waag-

Oskar Kulla phot.

Abb. 5. Vordere Fließenalm mit dem Admonter Reichenstein

Oskar Kulla phot.

Abb. 6. Großer Ödstein von der Gruber-Alm



Oskar Kulla phot.

Abb. 7. Hochtorgruppe: Peternpfad—Ennstalerschritt

Ing. Bruno Heß phot.

Abb. 8. Hochtor aus der Peternscharte

graben gegen Hieflau absinkt. In den Waldgründen dieses Grabens lagern über dem vorherrschenden Dachsteinkalk noch rote Liaskalke und schwärzliche Kieselmergel, aber auch bunte rötliche Hippuritenkalke, sowie Mergel und Sandsteine der Gosauschichten als Überreste von in uralte Hohlformen eingelagerten Meeresabsätzen der Kreidezeit.

Ganz allmählich steigt der obere Hartelsgraben gegen den Hüpflingerhals, die Wasserscheide gegen das innere Johnsbachtal an, das hier in der Nähe der Neuburgalm auch an das Radmertal heranreicht. Eine Störung läuft quer durch den Hüpflingerhals, längs deren die Kalke der Hüpflingermauern an den sie unterlagernden Dachsteinkalken des Haselkogels scheinbar abschneiden. Diese Verschiebungslinie bildet also die östliche Begrenzung der das Johnsbachtal auf seiner Nordflanke begleitenden, bei Johnsbach selbst noch steil aufgerichteten, weiterhin an der Stadelfeldmauer jedoch nach Süden einfallenden Gamssteinscholle, die durch die

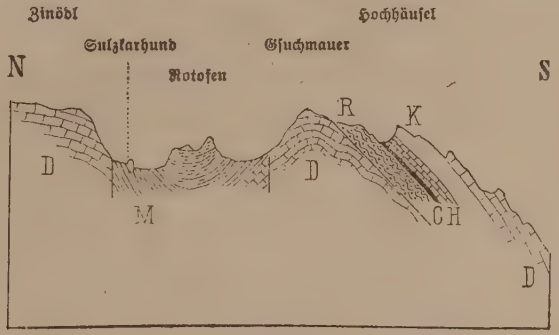


Fig. 2

M Liasmergel und Hornsteinkalk
D Dachsteinkalk
K Korallenriffkalk
H Hüpflingerkalke
C Carditaschichten
R Reiflingerkalk

Längsstörung der Unteren Koderalm von den Dachsteinkalkmassen des Ödsteins und der Gsuchmauern getrennt wird.

Zunächst schneidet jener Verwurf im Sattel zwischen dem Großen Ödstein und dem vorgelagerten, niederen Gamsstein ein, streicht von hier östlich über den Kessel der Unteren Koderalm auf jenen hohen Doppelsattel zu, der die Gsuchmauer, 2114 *m*, von ihren beiden südlichen Vorbauten, nämlich der Stadelfeldschneid, 2091 *m*, und dem Hochhäusl, 2025 *m*, trennt und endet schließlich nächst der Hüpflingeralm mit der erwähnten Querstörung an der Lugauerscholle.

Das im Gebiet jener beiden südlichen Vorbauten der langhinziehenden Gsuch- und Jahrlingmauern aufgeschlossene Querprofil (Fig. 2) zählt zu den interessantesten der ganzen Gruppe, da es die schuppenförmige Aufschiebung der ganzen Gamssteinscholle über dem Dachsteinkalkmassiv des Hochtors und Lugauers deutlich zum Ausdruck bringt.

Aus der Ferne bereits fallen die schwarzen Schieferschichten auf, die zwischen den weißen Kalken der Gsuchmauer und den lichtrötlichen hellen Kalken der Stadelfeldschneid sowie des Hochhäusels durchstreichen, indem sie die beiden hohen Jöcher hinter diesen Vorbauten verqueren.

Auf den nach Süden abgebogenen Dachsteinkalken der Gsuchmauer folgen scheinbar ganz regelmäßig bräunliche, mergelige und kalkige Schiefer, sowie ein Komplex von dünnplattigen, hornsteinführenden Reiflingerkalken, also weit ältere Schichten, über denen sodann wieder ganz normal die jene beiden Hochsättel verquerenden

schwarzen Schiefer der Carditaschichten folgen. Diese Carditaschichten aber bilden die regelmäßige Unterlage plattiger, dunkelgrauer, von A. Bittner[23]) als Hüpflingerkalke bezeichneter norischer Hornsteinkalke, die schließlich von dem rötlichen Riffkalk und den Dachsteinkalken der Stadelfeldschneid und des Hochhäusels mit südlichem Einfallen überlagert werden.

Zwischen dem Dachsteinkalk und den Reiflingerkalken am Südabhang der Gsuchmauer schneidet also jene Störungsfläche ein, durch die unsere Gamssteinscholle vom Hochtormassiv geschieden wird. In dieser Region zeigt sich auch eine reichere Gliederung der Untertrias als im größeren nördlichen Abschnitt der Hochtorgruppe, wo die tiefere Partie der Triasformation durch eine einförmige, bis zu den Carditaschichten emporreichende Dolomitserie vertreten wird. Da beide verschiedene Entwicklungen einer und derselben Stufe am Gamsstein oberhalb Johnsbach hart aneinandergrenzen, so daß deren Übergangsbildungen zu fehlen scheinen, muß angenommen werden, daß diese abweichenden Ausbildungen einander nachträglich auf tektonischem Wege genähert worden sind, d. h. eine Verschiebung erlitten haben längs der Störungsfläche des Gamssteinsattels.

Ein kompliziertes Relief weisen die in zwei parallelen Reihen angeordneten hellen Kalkrippen der Gsuchmauern und der Stadelfeldschneide mit den dazwischen eingesenkten hellgrünen Matten der Stadelfeldalm und den beiden hintereinanderliegenden hohen Jöchern auf, durch welche die schwarzen Mergelschiefer durchstreichen. So recht deutlich zeigt sich hier wieder der innige Zusammenhang der Landschaft mit dem geologischen Aufbau einer Gegend!

Wie verwickelt sich der letztere entlang dem Johnsbachtal am Südabhang des Hochtorzuges und speziell der Gamssteinscholle gestaltet, erhellt aus einem isolierten, schon im Schieferterrain steckenden Kalkzug, der sich aus der Gegend des Johnsbacher Jagdhauses nächst dem Wolfbauer hart am Rand des Phyllitgebietes östlich gegen die Neuburgalm hinzieht.

Wenn auch an vielen Stellen im Südabsturz der Kalkalpen gegen die großen Haupttäler solche in Überschiebungen sich äußernde Längsstörungen beobachtet wurden, so treten die letzteren kaum irgendwo in so eindringlicher Art zutage als hier im Johnsbachtal, wo am Südfuß der Kalkalpen inmitten der diese unterlagernden Werfener Schichten und Phyllite ein nach Süden einfallender Splitter von Dachsteinkalk steckt. In der östlichen Fortsetzung dieser noch von Lias bedeckten Dachsteinkalkschuppe liegen jene dünnschichtigen dunklen Kalke und bräunlichen Mergelschiefer, die auf den Almweiden des Hüpflingersattels den Dachsteinkalk des Haselkogels, also der Lugauerscholle, zu überlagern scheinen. Ob jene Mergel nun wirklich dem Lias angehören, wie die Karte verzeichnet, oder der tieferen Trias, immer ergibt sich aus diesem Verhältnis, daß die Gamssteinscholle mit den Hüpflingermauern einerseits auf der Hochtorscholle und anderseits auf der mit dieser zusammenhängenden Lugauerscholle schuppenförmig aufgeschoben ist.

Die Lugauerscholle bildet den östlichen Pfeiler der Hochtorgruppe und hängt mit ihr im Hartelsgraben eng zusammen. Sie baut sich vom Radmertal im Südosten über Werfener Schiefern und Ramsaudolomit aus sehr steil gegen Nordwest einschießenden Dachsteinkalken auf, deren Plattenlagen auch auf der Aegerterschen Gesäusekarte deutlich zum Ausdruck gelangen. Doch biegen diese Kalktafeln im Bereich des Polsters und der Scheuchecalm wieder flacher auf und schließen in dem Muldenkern eine Ablagerung von schwärzlichen, kieselreichen, dünnschichtigen Liasmergeln ein, die bis in den Hartelsgraben hinabreichen und bei der Scheuchecalm den zum Waaggraben abbrechenden Dachsteinkalken aufruhen.

Dieser leicht verwitternden, wasserundurchlässigen Schichtenlage verdanken das Scheuchecplateau und der Polsterrücken ihre üppige Vegetation. Eine wahre Park-

landschaft mit sumpfigen Waldwiesen und malerischen Wetterfichten hebt sich da allmählich von der Alm gegen die leuchtenden Matten auf dem runden Rücken des Polsters, über dem der Felskegel des Lugauers so kühn aufstrebt.

Entsprechend der Lagerung der steil gegen Nordwesten einschießenden Dachsteinkalkplatten bildet der Lugauer einen zur Radmer gegen Südosten schroff abbrechenden, auf der Seite des Hartelgrabens aber steil geböschten Felskamm, dessen höchster mit 2221 *m* kotierter Gipfel von dem zumeist besuchten nördlich vorgeschobenen Signalgipfel, 2205 *m*, durch eine scharfe Scharte getrennt wird.

Eine beraste Dachfläche senkt sich vom südlichen Ende des Gipfelgrates gegen das weite Haselkar hinab, das den Lugauer vom Haselkogel, 1875 *m*, scheidet. Auch dieser südliche Eckpfeiler der Lugauerscholle besteht aus Dachsteinkalk, doch sind dessen Bänke hier flach geneigt und werden nächst dem Hüpflingerhals von anscheinend liasischen, bräunlichen Kieselkalken und Mergeln überlagert.

Östlich anschließend an den Lugauer und mit diesem durch den Sattel der Oberen Sulzbaueralm verbunden, schiebt sich der Kalkvorsprung des Stangkogels, 1526 *m*, gegen die scharfe Biegung des Radmertals im Weißenbachl vor. Orographisch gehört dieser Berg sohin noch zur Lugauerscholle, tektonisch ist er jedoch von ihr geschieden durch eine in nordöstlicher Richtung verlaufende Querstörung, derzufolge die Werfener Schiefer des Radmertales mit ihren gipsführenden Haselgebirgstonen bis auf den Sattel der Oberen Sulzbaueralm emporreichen. Es bildet sonach jene Störung die östliche Grenze der Lugauerplatte gegen die Kaiserschildgruppe, zu welcher der vorgeschobene Stangkogel gezählt werden muß.

Noch einmal tritt uns in den Gesäusebergen der morphologische Typus der Hochkalkalpen mit seinen scharfkantigen, nackten Felsgerüsten entgegen, weiter im Osten stellt sich eine immer mehr zunehmende Abrundung der Gipfelformen ein und an Stelle der schmalen Klippengrate unserer Ennstaler Alpen erscheinen die viel sanfteren, nur nach einer Seite mauerförmig abbrechenden Kuppen des Hochschwabmassives. Bedingte, wie wir sahen, im Gesäuseabschnitt schon ursprünglich die schollenförmige Zerstückelung der Dachsteinkalke in einseitig geneigte, plattenförmige Tafeln die Entstehung von Gratformen, so boten die relativ flachgelagerten, fast ungeschichteten Riffkalkmassen des Hochschwabzuges den abtragenden Eingriffen des Wassers in viel geringerem Ausmaße Anlaß zur Modellierung scharfkantiger Formen.

Diese ursprüngliche Anlage des Reliefs wurde aber während der folgenden Eiszeit noch vielfach umgeprägt, teils verstärkt durch erhöhte Einwirkung der Gewässer, der Verwitterung und des Spaltenfrostes, teils wieder geschont und konserviert durch die Überwallung mit einer mächtigen Firnhülle. Zur Zeit, als in der Ennsfurche noch ein langer Talgletscher aus den breiten Firngebieten der Tauern hinauszog bis in die Voralpen, im Gesäuse eingeengt zwischen hohen, der Abbröckelung unterworfenen Kalkmauern, hingen im Hochschwabgebiet von den durch Firnhauben geschützten Kuppen durch die vielen Kare und Nischen bloß steile Hängegletscher hinab, die nicht mehr weit über den Hintergrund der nachbarlichen Täler hinausreichten.

So erscheint das heutige Bild der Landschaft als das Endprodukt stetiger Veränderungen, die am schärfsten zum Ausdruck gelangen, wo das die Formen ausgleichende und verhüllende Vegetationskleid dem nackten Felsboden der Hochregion gewichen ist, dort oben also, wohin es uns Bergsteiger immer wieder hinanzieht.

Literatur-Nachweise.

[1]) C. Diener. Die Durchbruchstäler der nordöstlichen Kalkalpen. Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft, XLII. Bd., Wien 1899, S. 140.

[2]) F. Wähner. Geologische Bilder von der Salzach. Zur physischen Geschichte eines Alpenflusses. Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Jahrgang XXXIV, Heft 17. Wien 1894.

[3]) F. v. Hauer. Über die Gliederung der Trias-, Lias- und Juragebilde in den nordöstlichen Alpen. Jahrbuch der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Bd. IV, Wien 1853, S. 718.

[4]) D. Stur. Geologie der Steiermark, Graz 1871, S. 319.

[5]) A. Bittner. Aus dem Gebiete der Ennstaler Kalkalpen und des Hochschwab. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1887, S. 89.
— Aus dem Gebiete des Hochschwab und der nördlich angrenzenden Gebirgsketten. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1890, S. 299.

[6]) G. Geyer. Über die Granitklippe mit dem Leopold-von-Buch-Denkmal im Pechgraben bei Weyer. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1904, S. 363.

[7]) — Über die Schichtfolge und den Bau der Kalkalpen im unteren Enns- und Ybbstale. Jahrbuch der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Bd. LIX, Wien 1909, S. 29.

[8]) M. Vacek. Über die geologischen Verhältnisse der Rottenmanner Tauern. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1884, S. 390.
— Über den geologischen Bau der Zentralalpen zwischen Enns und Mur. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1886, S. 71.
— Einige Bemerkungen betreffend das geologische Alter der Erzlagerstätte von Kallwang. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1895, S. 296.

[9]) F. Heritsch. Geologische Studien in der Grauwackenzone der nordöstlichen Alpen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Mathem.-Naturwiss. Klasse, Bd. 114, Wien 1907, Bd. 118, Wien 1909, und Bd. 121, Wien 1911.
— Handbuch der Regionalgeologie S. 116.

[10]) K. Redlich. Der Kupferbergbau Radmer a. d. Hasel, die Fortsetzung des steirischen Erzberges. Aus: Bergbaue Steiermarks, Verlag L. Nüßler, Leoben.
— Über das Alter und die Entstehung einiger Erz- und Magnesitlagerstätten der Steirischen Alpen. Jahrbuch der k. k. Geolog. Reichsanstalt, LIII. Bd., Wien 1903, S. 285.

[11]) Miller von Hauenfels. Die Steiermärkischen Bergbaue. Aus: Ein treues Bild der Steiermark. Wien 1859.

[12]) A. Bittner. Aus dem Ennsthaler Kalkhochgebirge. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1886, S. 92.
Dazu noch die bereits angeführten Mitteilungen in den Verhandlungen 1887, S. 89 und 1890, S. 299.

[13]) G. Götzinger. Zur Frage des Alters der Oberflächenformen der östlichen Kalkhochalpen. Mitteilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft, Bd. LVI, S. 39.
— Neue Funde von Augensteinen auf den östlichen Kalkhochplateaus. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1913, Nr. 2 und 14.

[14]) Julius Pock und G. Lahner. Höhlen im Dachstein und ihre Bedeutung für die Geologie, Karsthydrographie usw. Graz 1913.

[15]) Albrecht Penck und Eduard Brückner. Die Alpen im Eiszeitalter. Leipzig 1909, I. Band.

[16]) August von Böhm. Die alten Gletscher der Enns und Steyr. Jahrbuch der k. k. Geolog. Reichsanstalt Wien, Bd. XXXV, 1885, S. 429.

[17]) Heinrich Heß. Spezialführer durch das Gesäuse und durch die Ennstaler-Gebirge. Wien 1910.

[18]) Viktor Zailer. Die Entstehungsgeschichte der Moore im Flußgebiete der Enns. Zeitschrift für Moorkultur und Torfverwertung, Wien 1910.

[19]) Georg Geyer. Die Aufschließungen des Bosruckstunnels und deren Bedeutung für den Bau des Gebirges. Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Mathem.-Naturwiss. Klasse, Bd. LXXXII. Wien 1907.

[20]) Ottokar Freiherr von Buschmann. Das Salz. Verlag W. Engelmann, Leipzig 1909, S. 217. Siehe auch Literatur Nr. 11 (Miller von Hauenfels, S. 84).

[21]) A. Bittner. Aus dem Gebiete des Hochschwab und der nördlich angrenzenden Gebirgsketten. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1890, S. 307.

[22]) A. Tornquist. Das Alter der Tiefenerosion im Flußbett der Enns bei Hieflau. Mitteilungen der Geolog. Gesellschaft in Wien, Bd. VIII, 1916, S. 207.

[23]) A. Bittner. Verhandlungen der k. k. Geolog. Reichsanstalt, Wien 1885, S. 101.

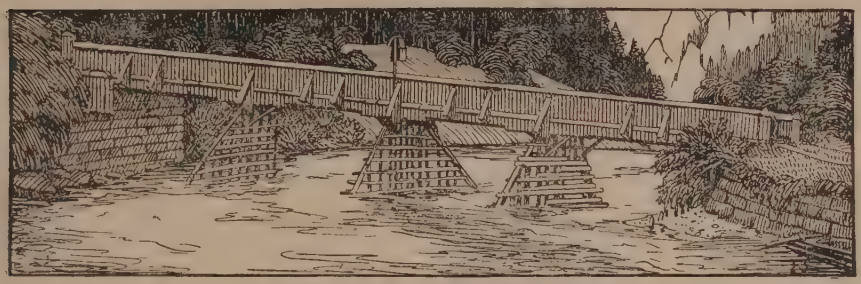


Abb. 1. Alte Ennsbrücke bei Hieflau

Zur Volkskunde des Gesäuse-Gebietes

Von Dr. Viktor R. von Geramb

Der ehrenden Einladung des D. u. Ö. Alpenvereins, der diesjährigen „Zeitschrift" eine Arbeit über die Volkskunde des Gesäusegebietes beizusteuern, bin ich um so lieber nachgekommen, als mir die Vertiefung der Kenntnisse vom Volke unserer Alpen gerade in unseren deutschen Bergfahrerkreisen von allergrößter Wichtigkeit zu sein scheint. Seit Anton E. Schönbach in seinem Briefe an Eduard Richter (Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1900) diesen Gedanken für den D. u. Ö. Alpenverein angeregt hat, ist der Verein auch wiederholt auf volkskundlichem Gebiete tätig gewesen. Heute, da die große, nicht nur wissenschaftliche, sondern auch völkische Bedeutung der Volkskunde immer mehr und mehr erkannt wird und an Boden gewinnt, ist eine solche Arbeit berechtigter als je.

Ich kann in dem mir zur Verfügung stehenden Raum freilich nur einen Grundriß der Volkskunde jenes Gebietes geben, bemühte mich aber, ein vor allem wahres Bild zu zeichnen. Neben den handschriftlichen Quellen des steiermärkischen Landesarchivs, insbesondere den auf Veranlassung Erzherzog Johanns niedergelegten Bezirksbeschreibungen und neben eigener Forschung war ich dabei vielfach auf die Auskünfte gut unterrichteter Bewohner dieses Gebietes angewiesen. Ihnen allen, besonders dem Herrn Stiftsarchivar P. Friedrich Fiedler und Herrn Forstmeister J. Dienstbuber in Admont, Herrn Forstrat Huber und der ganzen Familie Hensle in St. Gallen, Herrn Oberlehrer August Schmidt in Johnsbach, aber auch allen Gemeindevorstehern, Gastwirten und Bauern, die mir in entgegenkommender Weise viele wertvolle Mitteilungen machten, sage ich hiermit herzlichen Dank. Ebenso danke ich dem Herrn k. u. k. Oberst und Gestütskommandanten Franz Graf von Meran in Piber für die gütige Überlassung des Gauermannschen Aquarells zur Wiedergabe als Titelbild und allen voran meiner Freundin Fräulein Emmy Singer in Voitsberg, die durch ihre feinen, in treuem Bemühen geschaffenen Zeichnungen meiner Arbeit den schönsten Schmuck verlieh.

Die Besiedlung

Die Frage, die wohl jedem gebildeten Wanderer gelegentlich aufgetaucht ist, die Frage, wann etwa die erste Menschenniederlassung in der betreffenden Gegend erfolgt sein mag, ist in der Regel so schwer oder so unmöglich zu beantworten, daß ihr die üblichen Ortsgeschichten meist mit der Vertröstung auf die „unvordenkliche, graue Vorzeit" ausweichen. Hier beim Gesäuse

ist das ausnahmsweise anders. Freilich nur beim „Gesäuse" im engsten Sinne des Wortes. Für dieses läßt sich füglich behaupten, daß wohl erst der altehrwürdigen Blasiusabtei zu Admont die alleinige Ehre gebührt, des Menschen Fuß hineingelenkt zu haben[1]). Alle Berg- und Flurnamen des Gesäuses sind deutsch, keine Spur deutet hier auf vordeutsche, also auf slavische oder gar römische, beziehungsweise vorrömische Ansiedlung hin[2]). Dasselbe gilt auch für das Gebiet von St. Gallen, einen Bezirk, von dem Krones betonte, daß er wohl als der einzige im Lande keine Spur eines slavischen Ortsnamens aufweise[3]). Anders ist das aber schon mit den nächsten Umgebungen des Gesäuses, sogar schon mit dem Johnsbachtale. Denn dort, allerdings im hinteren Teile, wo auch heute die Siedelungen liegen und weiter hinüber in der Radmer deuten mehrere Ortsnamen schon auf slavische (also vordeutsche) Ansiedlungen hin. Der „Pleschberg" oberhalb der Neuburgalm[4]) leitet sich wie seine Namensbrüder bei Admont, Oberwölz und Gratwein von „*plešt*" = kahl her, das „Mugelkahr" im Radmergraben kommt von slav. „*mogyla*" = Hügel und die „Radmer" selbst[5]) geht zweifellos auf einen Slaven namens „*Radomir*" zurück. Auch die „Jassingau" zwischen Hieflau und Eisenerz erhielt ihren Namen von den Slaven („*jasenu*" = Eiche) und die Gams bei Hieflau kommt trotz ihres ursteirisch klingenden Namens wahrscheinlich vom slovenischen „*kamenize*" = Stein her[6]). Kein Zweifel, daß also dort im Osten vom Gesäuse, und zwar von Eisenerz (wo der Name Trofeng slavisch ist) bis in die Gams Slaven siedelten, deren Wohnsitze zwar das engere Gesäuse nicht berührten, aber doch von Radmer her bis ins hintere Johnsbachtal ausstrahlten. Nun waren die Slaven aber keine Eroberer, die in der Art von Pionieren auch die wildesten Gebiete aufgeschlossen haben, sondern sie suchten vielmehr fast immer dort heimisch zu werden, wo sie bereits fertige Ansiedlungsarbeit vorfanden[7]). Wo wir deshalb in unseren Gebieten Slavensiedlungen finden, dürfen wir in der Regel auch schon auf vorslavische, also römische und noch frühere Ansiedlungen schließen. Das stimmt auch hier recht gut. In der Radmer fand man einen vorrömischen Bronzekelt[8]), der die Möglichkeit nahelegt, daß der alte Kupferbergbau dort schon in vorrömischer Zeit betrieben worden sei. Denn was anderes als nur der Bergsegen sollte die Menschen in jenen frühen Zeiten dort hineingelockt haben? Und da man auch in Vordernberg ein gleiches vorrömisches Bronzewerkzeug gefunden hat[9]), wogegen im ganzen Gebiet von St. Gallen, Groß-Reifling und im ganzen Salzatal keine Spur irgendeines prähistorischen oder römischen Fundes bekannt ist, so liegt es nahe, daß die ersten Siedler vom Murtal her über den Präbichl ihren Weg in jene Gebiete gefunden haben. Bezüglich des Erzberges

[1]) Auch O. Kämmel in seinem noch immer unübertroffenen Buch „Die Anfänge des deutschen Lebens in Österreich", Leipzig 1879, S. 66, hält dafür, daß „das wassersturzdurchrauschte Engtal des Gesäuses noch in der Römerzeit vollständig ungangbare Wildnis war". — [2]) Die frühesten urkundlichen Erwähnungen sind der Hartelsgraben, der 1195 als „Hartwigespach", also schon als rein deutscher Ortsname erscheint (Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, S. 252, und P. Wichner, Geschichte von Admont, Bd. II, S. 249) und Gstatterboden, das 1383 als „Staderpach" genannt wird (P. Wichner III, 85). — [3]) Krones, „Zur Geschichte der ältesten, insbesonders deutschen Ansiedlung des steierm. Oberlandes". Mitt. d. histor. Ver. für Steiermark XXVII (1879), S. 45. Wohl aber wird dort (S. 27) die Möglichkeit, daß der „Zinödl" von slav. „*senodul*" = Heugrund komme, offen gelassen. Ich halte nicht viel davon, denn der Zinödl selbst kann mit Heu nichts zu tun haben und eine solche Benennung könnte sich höchstens auf die Sulzkaralm beziehen. — [4]) Auch schon 1195 zusammen mit dem „Hartwigespach" als Admonter Besitz als „Nywenburgh" genannt. — [5]) Sie heißt noch 1310 in Enenkels Fürstenbuch „*Radmier*". — [6]) Sie wird 1139 als *gemze* erwähnt. Vergl. über alle diese Namen O. Kämmel a. a. O., S. 155 Anm. 1, und S. 158. — [7]) Krones, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer. Forschungen z. deutschen Landes- und Volkskunde, III. Bd., S. 332. Stuttgart 1889. — [8]) Jetzt im prächtigen Eisenerzer Ortsmuseum. Vergl. Dr. F. Schnürer und Ing. C. v. Bertele, Radmer-Gedenkblätter zur Dreihundertjahrfeier d. Kirche, Wien 1902, S. 4. — [9]) Jetzt in der Altertumssammlung des Grazer Joanneums Inv.-Nr. 6223.

selbst sei betont, daß der neueren Forschung dessen vorrömische und römische Bebauung, wenigstens von der Eisenerzer Seite her, sehr zweifelhaft erscheint[1]).

Ganz ohne Zweifel aber ist es, daß die Besiedlung des Gesäusegebietes von der Admonter Seite her ausschließlich dem Bergsegen ihren Ursprung verdankt. Wohl ging in römischer und wahrscheinlich auch schon in vorrömischer Zeit die Straße vom Murtal über den Rottenmannertauern durch das Paltental und (dem versumpften Selztalerboden vermutlich über Lassing[2]) ausweichend) nach Liezen und über den Pyhrn. Doch von dieser Straße, die also dem Gebiet von Selztal-Admont auswich, mögen wohl die Admonter Römersteine[3]) herstammen und auf dieser Straße mögen auch die Slaven eingezogen sein[4]). Aber in Admont selbst und noch mehr östlich davon deutet gar nichts mit Sicherheit auf römische oder vorrömische Siedlung hin. Nur in Hall wurden vorrömische Funde gemacht[5]) und auf Hall deutet auch alles, was wir aus den frühesten Urkunden und aus der Volkssage entnehmen können, als auf den Ausgangspunkt der Besiedlung des ganzen Admonter Gebietes. Dort quoll in der Form von Salzquellen reicher Segen aus dem Boden, der die Mächtigen des Reiches und lange vor ihnen findige Bergleute anlockte. Die Ableitung des Wortes Hall aus dem Keltischen steht zwar heute nicht mehr fest[6]), allein die schon im Jahre 931 genannte Saline[7]) und die von dieser Zeit ab vielfach genannten und in überraschender Anzahl gleichzeitig auftretenden Besitzer jener Salzquellen zeigen uns hier schon im zehnten Jahrhundert, als die Gegend ringsum noch im vollen Dunkel der Geschichte lag, reiches Bergmannsleben. Dieser Bergsegen war es, der hier auch die Slaven in größerer Ausdehnung sich ansiedeln ließ, wie uns die Namen „Pöla", „Zirnitz", „Zirnitzbach" und „Pleschberg" bei Hall, ferner der Kulm-Frauenberg (von „*hlumu*" = Berg) und der Ortsname Selztal (von „*sedlo*" = Ansiedlung beweisen[8]). Ein Slave namens *Witagowo* war es auch, der am 1. Oktober 860 vom König Ludwig dem Deutschen 12 königliche Huben in „*Ademundi valle*" zu eigen erhielt[9]), ein Slave, der freilich schon zu den in jener Zeit mehrfach auftauchenden Günstlingen des deutschen Königshofes gehörte und sicher eher zur Germanisierung als zur Slavisierung der Gegend beigetragen hat[10]). Daß man zu diesem *Ademundi vallis* (das die älteste bekannte Namensform für Admont überliefert) auch noch die Gegend von Hall zu rechnen hat, geht schon daraus hervor, daß noch nach mehr als 300 Jahren, nämlich in einer Urkunde vom Jahre 1180[11]), eine Gegend, die gegen den Pyhrnpaß hin lag, „Witegos ursprinc" genannt wurde.

[1]) Ein zweites, im Eisenerzer Ortsmuseum befindliches Bronzebeil soll in der Kesselmauerhöhle (westlich vom Pfaffenstein) gefunden worden sein, doch scheint seine Herkunft nicht sicher. Professor K. A. Redlich, Der steir. Erzberg (Bergbaue Steiermarks, IX. Heft, Leoben 1916, S. 9 f.), hält es für gewiß, daß die Römer den Erzberg nicht bearbeitet und daß erst die Slaven seinen Bau begonnen haben. — [2]) Lassing ist eine sehr alte Pfarre, der Name ist slavisch und noch in der Admonter Gründungsurkunde von 1080 wird ein „*Curtis stabularia*" (also ein Stallhof, eine Pferdepoststation) *ad Laznich id est Treswitz* (jetzt Treschnitzmayer nordwestlich von Lassing) genannt. — [3]) Mommsen, *Corpus inscriptionum latinarum III.* Man hat derartige Römersteine gerne bei größeren Bauten (Kloster-, Turm- und Stadtbauten) als Baumaterial verwendet und oft von weiterer Umgebung hergeschleppt. — [4]) Wiewohl Kämmel, a. a. O., S. 157 f., der Ansicht zuneigt, daß sie eher durch das slavisch benannte Liesingtal über den Walbersattel vorgerückt seien. — [5]) Pichlers prähist. Karte von Steiermark in der Altertumssammlung des Joanneums. — [6]) O. Schraders Nachwort zu V. Hehn, Das Salz, 2. Auflage 1901, S. 102. — [7]) Damals ein Temporalienbesitz des Erzstiftes Salzburg. Vergl. darüber die kürzlich erschienene ausgezeichnete Arbeit von H. R. v. Srbik, „Studien zur Geschichte des österr. Salzwesens" in den Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, Heft 12. Innsbruck 1917, S. 10 ff. — [8]) Kämmel a. a. O., S. 158. — [9]) Zahn, Urkundenbuch Bd. I, S. 9, und P. Wichner, Geschichte des Stiftes, Bd. I, S. 14. — [10]) Man vergleiche für diese Verhältnisse die prächtig geschriebene, auch für Nichthistoriker mit Genuß zu lesende Studie von J. v. Zahn „Wie die Deutschen kamen" (S. 13) in der Sammlung „Styriaca" Neue Folge, II. Bd. Graz 1905. — [11]) Zahn, Urk.-Buch I, S. 579.

Der Name Admont kommt, wie wir aus dieser ältesten Form „Adamundi", die um 70 Jahre später (931) „Adamunton" heißt und direkt mit der Salzpfannstätte im Zusammenhang erscheint, nicht, wie man lange glaubte, vom römischen „*ad montes*", sondern entweder vom althochdeutschen „mundi" = Mündung[1]) oder vom altslavischen „*vodomati*" (= trübes, sumpfiges Wasser)[2]). Wir wollen die Frage nach der deutschen oder slavischen Herkunft dahingestellt sein lassen. Sicher ist — und das ist für uns das wichtigste —, daß auch dieser Ort deutlich auf den Zusammenhang mit den Salzstätten in Hall hinweist. Und was so mühevolle Geschichtsforschung nach vielen Irrfahrten erschließt, das hat die Volkssage in treuer Überlieferung bewahrt. Sowohl die Admonter Gründungssage[3]), als auch die besonders schöne Sage[4]) von dem in den Sümpfen bei Hall versunkenen Schloß der seligen Hemma weisen auf jene Gegend. Wir müssen es uns versagen, hier auf die Gründungsgeschichte Admonts, die ums Jahr 1074 spielt, einzugehen[5]). Soviel aber ist für uns unerläßlich zu wissen, daß Admonts Besitzungen von erzbischöflich salzburgischer und von kaiserlich deutscher Herkunft waren und daß seine Gründung mit der Ausbreitung des deutschen Gedankens auf ewige Zeiten verknüpft bleibt. Das neue Stift wurde nicht nur der religiöse und kulturelle Mittelpunkt und nicht nur der erste wirklich dauernde Kolonisator, sondern es ward auch der Germanisator unseres gesamten Gebietes. Wo bishin eine Wildnis war, die nur im Osten vom slavischen Salzbergwerk in Hall mit seinen ins sumpfige Admonter und Selztaler Gebiet reichenden Siedlungsstrahlen und im Westen vom slavischen Kupferbergbetrieb in der Radmergegend (mit den Ausstrahlungen bis ins hintere Johnsbachtal) begrenzt war, da wurde nun in rastloser Tätigkeit ein großes deutsches Bauernland voll blühenden Lebens und kräftiger Gesundheit geschaffen. Mehr und mehr scheinen in den folgenden Jahrzehnten die slavischen Ortsnamen mit deutschen gemischt[6]). Der ganze Bezirk von St. Gallen, eine bishin unbetretene Urwaldwildnis, wurde vom Stift aus so durchgreifend gerodet und besiedelt, daß er schon zweihundert Jahre nach der Stiftsgründung 150 durchweg deutsche Bauernhöfe zählte, und im unteren Paltental wurden unter Leitung eines Admonter Mönchs im 13. Jahrhundert allein 80 Bauerngüter gerodet[7]).

Gewiß hat diese deutsche Kolonisation im Ennstal schon vor der Admonter Klostergründung begonnen und einzelne deutsche Siedler werden sich sicher neben den Slaven schon hier niedergelassen haben, noch ehe Erzbischof Gebhard den Grundstein des

[1]) Wie Krones, Die deutsche Besiedlung, S. 454, meint und als Vergleich „Muorizakimundi" und „Lominichakimundi" (Mürzmündung und Lobmingmündung) anführt. — [2]) Wie Dr. W. Schmid, Steir. Zeitschr. f. Geschichte, III, S. 196/7 (1905) nach den Forschungen Strekelj's meint und dafür die Ortsnamen „Admat" bei Steinbrück und bei Laibach heranzieht. — [3]) Darnach hätte der Erzbischof Gebhard von Salzburg das Stift in der Hallergegend am Danbaß (urkundl. im 12. und 13. Jahrh. als „Taneweiz" genannt) bauen wollen und wäre nur durch den wunderbaren Ausruf eines „Gäggen" (= Kretin): „Umi baß von Tanibaß baß (= besser) umi (= hinüber) übers Wasser! Fang an! Gott vollends!" davon abgekommen. Dadurch wurde das Stift von den Zerstörungen des Wildbaches, der von Hall herabkommt, verschont. Zum Andenken daran verpflegt das Stift bis zum heutigen Tage derartige „Gäggen". Die Sage, die z. B. in Hormayrs Taschenbuch vom Jahre 1821 ausführlich erzählt ist, ist sehr alt. Sie findet sich schon in Gebhards Biographie (*Monum. German. Scriptores*, XI, p. 36), die im 13. Jahrhundert geschrieben ist. — [4]) Abgedruckt in Krainz, Mythen und Sagen aus Steiermark, Nr. 87. — [5]) Am ausführlichsten unterrichtet darüber das noch heute bedeutende vierbändige Werk P. Wichners, Bd. I, S. 14 ff. — [6]) Ein geradezu klassisches Beispiel dafür ist die Urkunde bei Zahn, Urk. B. I, S. 169, vom Jahre 1135, in der bunt durcheinander die deutsche „Reichereben", die slav. „*Pollaw*" und „*Sirmze*" (Sirnitz), der halbdeutsch-halb slav. „Grimeswitemaiz" = „Maiz", d. h. Holzschlag, des „*Grimeswit*" und die deutsche „Friedrichs-Höhe" und das „Hermannseck" (alle in der Gegend von Admont — Hall) genannt werden. — [7]) P. Weymaier, Der Tourist von Admont, S. 4, Wien, Braumüller 1873, ein in vielem veraltetes, aber in seiner Anlage ausgezeichnetes Büchlein.

Naturaufnahme von Oskar Kukla

Bruckmann aut. et impr.

Großer Buchstein vom Westgrat des Kleinen Buchsteins

Stiftes „baz umi übers Wasser" legte. Aber plangemäß und großzügig erfolgte der Einzug der Deutschen (natürlich vorwiegend aus Salzburg und Bayern) sicher erst durch das Stift; das gilt namentlich für jene Gebiete, die uns hier angehen. Und so finden wir schon in der ersten Zeit des Stiftsbestandes unter den 110 Orts-, Berg- und Gegendnamen, die bis zum Ende des 12. Jahrhunderts in unserem engeren Betrachtungsgebiet urkundlich genannt werden, nur 9 slavische, während sich in derselben Zeit, beispielsweise im Mürztal, das damals weniger stark besiedelt war, 25 slavische Ortsnamen ergeben[1]). Und wenn wir die Personennamen betrachten, so finden wir da im 12. Jahrhundert unter den Hörigen, Rückässigen und Untertanen des Stiftes unter 112 Namen nur 4 slavische, während alle andern deutsch sind[2]). Am lehrreichsten für unsere Frage ist jedoch zweifellos das in Abschrift erhaltene Urbar des Stiftes aus dem 13. Jahrhundert[3]), das ein helles Licht auf die Besiedlungsverhältnisse jener Tage wirft. Es nennt 368 Untertanen (meist Bauern). Wir erkennen daraus auch schon die Verteilung der Ansiedlungen. Da lagen 19 in „Weng", 1 in „Geitsch", 20 im „Dorf" (Hall), 50 in der Umgebung von Hall, 90 am „Griez" (Gegend von Frauenberg bis Admont samt dem Leuchenberg), 6 in „Unterardning", 140 in „Oberardning" (wozu aber auch Aigen, Röthelstein, Krumau u. a. zählten), 15 in „Johnsbach" (heute 16!) und 27 in der „Buchau". Unter den 368 Namen finden wir nur 19 nichtdeutsche oder zweifelhafte, und wenn wir von diesen die 7 biblischen oder lateinischen abrechnen, so bleiben nur 12 slavische. Das ist ein außerordentlich geringer Bruchteil[4]) und ein klarer Beweis für die Tatsache, daß wir unser Gebiet als ein zum größten Teil urdeutsches Siedlungsland, wie es kaum ein zweites im Lande gibt, betrachten dürfen. Und da es sich urkundlich und aus diesen Namen nachweisen läßt, wie zäh und fest diese deutschen Bauern auf ihren Höfen sitzen blieben[5]), so ist all das, was wir im folgenden zur Volkskunde des Gesäusegebietes werden sagen können, gleichzeitig ein Stück rein deutscher Volkskunde, während wir in der übrigen Steiermark (Murtal, Mittel-, Ost- und Untersteier) in der Kultur und im Leben der Bewohner mehr oder minder stark slavische Überlieferungen finden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die geographische Lage der heutigen Siedlungen, so zeigt sich uns vorerst, daß sich die Wahl der Siedlungsstätten seit dem 12. Jahrhundert nicht mehr wesentlich geändert hat. Das eigentliche Gesäuse ist heute wie damals nahezu unbesiedelt, die winzige Gruppe bei Gstatterboden ausgenommen[6]). Im Johnsbachtal ist heute wie damals nur der hintere Teil bewohnt und es ist bezeichnend für die beharrende Ruhe im Leben dieser Bauern, daß heute nur um einen einzigen Hof (16) mehr im Johnsbachtale stehen

[1]) Kämmel a. a. O., S. 154. — [2]) Namensregister am Ende des I. und II. Bandes von P. Wichner, Geschichte d. Stiftes. — [3]) P. Wichner, Stiftsgeschichte, Bd. III, S. 498 ff. — [4]) Obwohl es erwiesen ist, daß auch Slaven bei fortschreitender Germanisierung manches Mal deutsche Namen annahmen. — [5]) Viele Bauernnamen aus dem Urbar des 13. Jahrhunderts, so „Chrippauer", „Abramsperger", „Chrumpauer", „Schauer", „Prukkerin", „Mulauer", „Vinsterwalder", „Chasekker", „Chienaster", „Resch", „Trettenprein", „Chirchpauer" u. v. a. haben sich bis zum heutigen Tage erhalten; und wie sehr sich nicht nur die Hausnamen, sondern auch die Familien dieser urkräftigen deutschen Siedler durch viele Jahrhunderte erhielten, bezeugt beispielsweise die interessante Arbeit des gegenwärtigen Adm. Stiftsarchivars P. Friedrich Fiedler „Bauernadel" (in dem Jahrbuch d. k. k. herald. Ges. „Adler", Bd. 18, N. F., Wien 1908, S. 97 ff.), wo die Familie des Hollingerhofes in Weng auf 13 Generationen bis 1480 lückenlos zurückgeführt wird. — [6]) Die Straße durch das Gesäuse ward erst im 19. Jahrhundert angelegt. Im 12. Jahrhundert galt das Gesäuse noch als völlige Wildnis, in dessen Schluchten der Erzbischof Konrad I. von Salzburg von den Admonter Mönchen vor den Anhängern des Kaisers Heinrich V., die ihn ob seiner papsttreuen Gesinnung verfolgten, sechs Monate (1111 und 1112) versteckt gehalten wurde. (P. Wichner, Geschichte Adm. I, S. 62.)

Abb. 2. Dorfplatz vor Weng

als damals im 13. Jahrhundert (15). Die größte Siedlungsgruppe ist heute wie damals im Westen vom Gesäuse um die Mittelachse Admont—Hall gelagert. Reihenförmig liegen hier die Höfe längs den durch die Täler gegebenen Verkehrslinien, von Admont nördlich dicht nach Hall, nordöstlich nach Weng mit seinem gemütlichen Dorfplatz und etwas schütterer weiter durch die Buchau nach St. Gallen, einem zweiten Mittelpunkt, von dem aus die Verbindung mit den Ansiedlern längs der uralten Verkehrs- und Eisenstraße (Eisenerz—Steyr) und der eigentlichen Eisenwurzen hergestellt wird. Dann östlich von Admont ziemlich schütter über Krumau bis Gesäuse-Eingang und in wenigen Einzelhöfen durch das Gesäuse, dicht aber wieder von Admont nach Süden gegen Röthelstein und darüber hinaus am alten Verkehrsweg über die Kaiserau und den Lichtmeßberg nach Trieben ins Paltental[1]). Westlich von Admont verstreuen sich endlich die Hofstätten über das ganze, ziemlich breite Ennstal und erreichen nördlich von Frauenberg, am Hange des Leuchenberges und des Pleschberges, sowie um Ardning größere Dichte. Alles in allem haben wir es

[1]) Auf diesem Wege und zwar auf der Höhe des Lichtmeßberges, der schon früh eine Rolle spielte, ward am 24. April 1297 der berühmte Abt Heinrich II. von Admont vom Burgvogt von St. Gallen meuchlings ermordet (P. Wichner, Geschichte von Admont, Bd. II, S. 172. Admonter Saalbuch I. 54).

fast durchweg mit Talsiedlungen zu tun. Was höher liegt, sind gewöhnlich Almen. Nur am Lichtmeßberg, aber auch dort nur auf der Seite gegen das Paltental, finden sich Bergbauernhöfe. Am Pleschberg, am Leuchenberg und Dörfelstein, bei Weng und um Röthelstein sind nur die untersten Teile der Hänge, etwa bis zum ersten Viertel der Höhe, besiedelt. Wir sehen hierin einen wesentlichen Unterschied gegen die Siedlungsweise im ganzen Mur- und Mürzgebiet, in dem die Höfe überall hoch hinaufreichen.

Hof und Haus

Auch in der Anlage seiner Wohnstätten, namentlich des Wohnhauses, unterscheidet sich unser Gebiet stark von der übrigen Steiermark. Die Bauernhöfe sind hier reinlicher, fortgeschrittener, aber freilich auch viel weniger altertümlich als beispielsweise im Kor- und Stubalmgebiet oder im oberen Murtal. Die für die übrige Steiermark und Kärnten so eigentümliche, uralte Wohnraumform der „Rauchstube" ist hier gänzlich verschwunden und vielleicht nie heimisch gewesen. Ebenso ist der altertümliche kärntnerisch-steirische „Umadumstall" wenigstens heute nirgends im Gesäuse und seiner Umgebung anzutreffen. Ganz hölzerne Bauernhäuser, wie sie in der übrigen Steiermark noch die Regel bilden, sind hier bereits in der Minderzahl: Entweder das ganze oder doch Teile des Wohnhauses sind in der Regel gemauert. Endlich haben die Wohnhäuser der Bauern über dem Erdgeschoß durchweg ein Obergeschoß aufgesetzt, was im Murgebiet und in Kärnten auch nur in Ausnahmefällen vorkommt. Ich sehe nicht so sehr in dem Überwiegen des deutschen Elements in der Besiedlung, als vielmehr in dem durch die Einflüsse des Klosters und der Hammerbetriebe geförderten höheren Wohlstand und der damit zusammenhängenden höheren Kultur die Hauptursache für diese Erscheinungen. Das alte Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen" hat sich in dieser Gegend eben auch bewährt und wir werden noch mehrfachen Beweisen für seine Richtigkeit begegnen.

Über das Bauernhaus der Admonter Gegend sind wir durch die Forschungen des Grazer Universitätsprofessors Dr. Rudolf Meringer, eines Führers auf dem Gebiete der seit Jahren betriebenen wissenschaftlichen Bauernhausforschung, gut unterrichtet. Eine der ersten Arbeiten dieses um die deutsche Volkskunde hochverdienten Mannes betrifft das Admonter Gebiet[1]). Ich konnte zu seinen wichtigen Darlegungen für den Beginn des 19. Jahrhunderts noch einzelne handschriftliche Nachrichten heranziehen und habe die von Meringer nicht durchforschten Gebiete von Frauenberg, St. Gallen und Johnsbach selbst auch daraufhin untersucht.

Das Bauernhaus der Admonter, Johnsbacher und St. Gallener Bezirke zeigt eine seltene und geradezu überraschende Gleichförmigkeit der Anlage. Und wenn der Roseggersche Satz: „Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele" Recht behält, so zeigt sich schon aus dieser Gleichförmigkeit die planmäßige, einheitlich von einem Mittelpunkt aus durchgeführte Besiedlung unseres Gebietes. In einer im Jahre 1814 an Erzherzog Johann eingesandten Bezirksbeschreibung aus Hieflau[2]) wird das Bauernhaus dieser Gegend wie folgt beschrieben: „Das Haus ist zu ebener Erde gemauert, gleich beym Eingange der Haustür ist (links vom Vorhaus) eine geräumige lichte Stube, dahinter ist zu ebener Erde noch die Küche und auf der anderen Seite vom Vorhaus eine Speis und ein kleines Stübl. Auf der Höhe befinden sich zwei Kammern für die Dienstboten, dann ein heizbares Stübl und ein kammerartiges Behältnis, wo das vorrätige Getreid, Selchfleisch, Schmeer, Kerzen, Geschirr usw. aufbewahrt wird und zu oberst des Bodens

[1]) R. Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde II. In den Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft, Bd. 23, Wien 1893, S. 136—181. — [2]) Steierm.Lds.-Archiv, Goethsche Serie, Schuber 18.

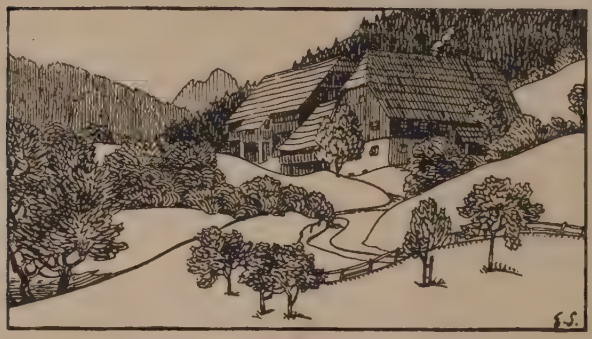
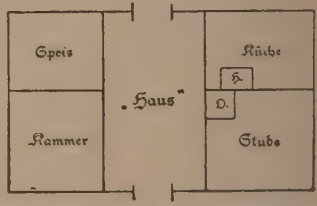


Abb. 3. Dańatna-(Einöder-) Hof bei Weng

befindet sich die sogen. „Tröcker." Wenn wir dazu z. B. das bei Meringer[1]) beschriebene Haus aus Krumau bei Admont vergleichen, dessen Erdgeschoß-Grundriß wir nachstehend wiedergeben, so sehen wir dieselbe Einteilung, und wieder dieselbe zeigt das Haus, das Meringer[2]) aus Schönbichl bei Admont mitteilt, und genau dieselbe fand ich beim Eder am Lichtmeßberg, sowie beim uralten Zeyringerhaus[3]) im hinteren Johnsbachtal (dazu unsere Abbildung auf S. 42), beim Laßbacher in Frauenberg-Ardning[4]), beim Schmiedhaus in Weng, beim Schwarzbauer in Oberreith-St. Gallen und bei vielen anderen Bauernhäusern des Gesäusegebietes. Nur ein Unterschied macht sich (namentlich bei älteren Häusern) bemerkbar, nämlich der, daß in einzelnen, wie z. B. den beiden letztgenannten Häusern, die Küche nicht neben, sondern im hinteren Teile des Vorhauses liegt. Und da dieses Vorhaus in unserer Gegend vielfach noch den Namen „Haus" schlechthin führt, so ist, wie schon Meringer erkannt hat, nicht daran zu zweifeln, daß das hier ursprünglich überall so war, daß also das, was heute nur mehr Vorhaus ist, einst der einzige Haupt- und Herdraum dieser Hausform, also wirklich das „Haus" schlechthin war, dem sich die übrigen Räume (Stuben und Kammern)[5]) erst später zugesellten.



Das ist eine ganz andere Entwicklung als die des übrigen steirisch-kärntnischen Hauses. Dieses bestand von Anfang an aus „Rauchstube" und Vorhaus, das dort aber seit jeher ein wirkliches Vorhaus, eine (ursprünglich offene) Vorhalle war und daher bezeichnenderweise nicht „Haus", sondern „Laube" heißt. Jene Entwicklung aber mit dem Herdraum im Mittelteil wie hier im Gesäusegebiet finden wir wieder im Bauernhaus in Mitteldeutschland (besonders in Franken, Schwaben und Bayern) und in den von dort besiedelten Gegenden, z. B. bei den Zipsern in Ungarn. Man sieht also auch darin wieder deutlich das Urdeutsche der Besiedlung unserer Gegend bestätigt. Daß dieses Haus ursprünglich nur einen offenen Herd (eine Rauchküche)[6]) besaß, daß es ursprünglich auch in unseren Gegenden nicht gemauert, sondern ganz im Blockbau ausgeführt war, und daß auch das Obergeschoß erst später[7]) dazu gekommen sein wird,

[1]) Meringer a. a. O., S. 150, Fig. 105. — [2]) Meringer a. a. O., S. 151, Fig. 110 und 111. — [3]) Das schon in einem Urbar des 13. Jahrh. genannt wird. — [4]) In dessen Blockbalken u. a. die Jahreszahl 1549 eingeschnitten ist. — [5]) Die „Stube" (der heizbare Ofenraum, mit seinem gemächlichen Kachelofen) dürfte in unser Bauernhaus vielleicht erst im 13. oder gar erst im 14. Jahrh. eingedrungen sein. (Sie tritt in steir. Bürgerhäusern urkundl. erst im 12. Jahrh. auf.) — [6]) Nicht zu verwechseln mit der wesentlich verschiedenen „Rauchstube". — Eine besonders schöne Rauchküche mit allen alten Herdgeräten birgt das Schloß Röthelstein bei Admont. Vergl. darüber Anton Dachler i. d. Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Bd. 16, Wien 1910, S. 195 ff. — [7]) Vielleicht unter italienischen Kultureinflüssen; denn der Raum über dem Vorhaus heißt in unserem Gebiet „Saal" oder „Söller" (gewöhnlich „Sula" gesprochen), was von solariata = Obergeschoß abzuleiten sein dürfte. Der Dachboden heißt hier ebenso wie in der Schladminger Gegend „Die Überhöch".

das alles ist nicht nur an sich selbstverständlich, sondern hat sich in einzelnen, freilich mehr und mehr verschwundenen Kleinformen (vergl. z. B. das Bild des noch ganz aus Holz gebauten Haller Knappenhäusls) auch in der Gegend selbst bis heute erhalten[1])

Das Wohngebäude steht (die Kleinformen, wie Keuschen, wieder ausgenommen) in der Regel für sich, ohne Verbindung mit den Wirtschaftsgebäuden. Neben dem Wohnhaus ist das wichtigste Gebäude der „Stadel", der auch in dieser Gegend (außer bei modernen und sehr großen Bauernhöfen) gewöhnlich ganz oder größtenteils aus Blockbalken gezimmert ist. Das Erdgeschoß des Stadels birgt den „Stall", dessen Haupteingänge in den Giebelseiten liegen und der durch zwei Reihen von Holzsäulen („Säulna") dreischiffig geteilt erscheint. Doch ist diese Teilung nicht so deutlich wie im Murtal, wo die Säulen auch nach der Längsachse des Stadels noch durch Stangen und Bretterwände verbunden sind; die drei Schiffe werden hier bloß durch die wenigen (gewöhnlich je 2—4) Säulen und höchstens noch durch Holzrinnen im Boden (Jauchenrinnen=„Rinn")gemarkt. Der mittlere Raum zwischen den Säulenreihen heißt „Durchgang", die Seitenschiffe sind die eigentlichen Viehstände („Kuhstand", „Ochsenstand", „Jungviehstand", „Stierstand"). Das Vieh ist in Reihen an der Wand angehängt (nicht wie in Kärnten und im Mur- und Mürztal in Verschlägen freistehend untergebracht). Den Wänden entlang laufen die Krippentröge in einem fort. Sie werden hier „Küahbarn" genannt. Vor dem Haupttor, der „Stalldü" (Stalltor), an der Giebelseite ist häufig noch eine Bretterhütte, die „Strahhütt'n" (Streuhütte) vorgelegt. Gleich hinter dem Tor sind gewöhnlich rechts und links die Verschläge für die Schweine („Saustall"). In der Mitte des einen Seitenschiffes findet sich ein mit Holzbrettern vermachter, schachtartiger Verschlag, die „Fuatakuchl", in der eine Stiege „Fuatastiagn" zu einer Falltür (dem „Fuatadi'l") führt. Durch dieses wird von dem Obergeschoß („Heuboden") das „Gleck" (frisches Futter) „ochigheit" (hinabgeworfen). Das Obergeschoß ist nicht wie der Stall der Länge, sondern der Quere nach geteilt. In der Mitte liegt „der Tenn" (die Tenne) und rechts und links davon die Banseräume für Heu und Stroh (hier „badn" genannt). Der Raum ganz oben unmittelbar unter dem Dach heißt im Gebiete des

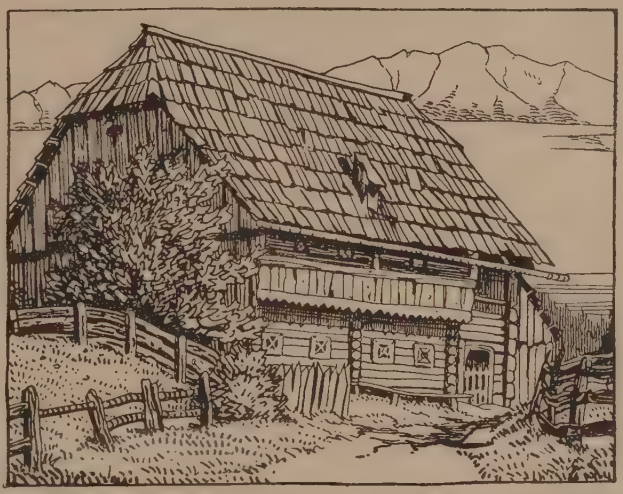


Abb. 4. Knappenhäusl gegen Hall hinter der Admonter Ennsbrücke

[1]) Auf den Hausrat näher einzugehen, gebricht es uns leider an Raum. Ich verweise diesbezüglich auf die eingehenden Darlegungen bei Meringer a. a. O. und in seinem Büchlein „Das deutsche Haus und sein Hausrat" i. d. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", 116. Bändchen.

Lichtmeßberges „taflet“ (von latein. *tabulatum*), in Frauenberg und Ardning „Übaschlag“ und „birlet“ (doch ist dort auch noch der Ausdruck „taflet“ bekannt), in Weng, Johnsbach und St. Gallen „birlet“. Alle diese Namen sind sehr interessant, besonders der Umstand, daß sie hier so gemischt auftreten, wiewohl „birlet“ überwiegt[1]). Wo außer Haus und Stadel noch andere Nebengebäude, wie „Wagenhütten“, „Sechtlkuchl“ (Waschküche), „Troadkasten“ (Getreide- und Vorratsgebäude), „Holzhütten“, „Roßstall“, „Schafstall“ u. a. vorkommen, bilden sie zusammen einen regellosen oder

Abb. 5. Zeyringerhof im hinteren Johnsbach (gegen den Reichenstein)

nur lose gruppierten Hof, in dessen Mitte sich gerne der hölzerne Laufbrunnen findet.

Im breiteren Ennstalboden von Admont nach Westen hin fallen die zahllosen Scheunen („Heuhütten“) auf, die in den nassen Wiesen dieses Gebietes, ganz aus Holz errichtet, überaus häufig zu sehen sind.

Über das Äußere der bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten ist noch zu sagen, daß sie durchaus Schindeldächer tragen, Steildächer, die an den Giebelseiten ein wenig abgemalmt sind und ab und zu auch kleine Glockentürmchen aufgesetzt haben, wie solche sich schon in Johnsbach finden, aber allerdings erst nach Westen hin mehr zunehmen. Im ganzen gewähren die Häuser und Höfe einen netten und guten Anblick und berühren im Gegensatz zu vielen neueren Markthäusern auch das empfängliche, geschulte Auge durch die guten Maßverhältnisse, die ihnen durchaus eigen sind,

[1]) Die Bezeichnung „birlet“ findet sich in Tirol im Etsch-, Passeier-, Tauferer- und Pustertal als „birl“ und ebenso im obersteirischen Mürztal und im Murtal um Bruck und Fronleiten.

sehr wohltuend. Die Fenster mit ihren häufigen, schönen Ziergittern, die Giebellauben und ausgeschnitzten Gangln, die Größe und Form der Dächer, die Verhältnisse und Gliederung der Geschosse, die schlichten, einfachen Farben des Verputzes, die Formen, Zierfelder, Farben und Maße der Eingangstüren, das ist alles in gediegener, in jahrhundertelanger Übung erprobter Art auf das ansprechendste zusammengestimmt. Auch der bedeutendste Architekt wird daran seine Freude haben und ein reichgefülltes Skizzenbuch heimbringen, wenn er es versteht, mit offenen Augen von Hof zu Hof zu wandern. Verächtlich und ohne Verständnis sieht darauf nur der Parvenü und der moderne Klein- und Großstadtmaurer, der an Stelle der guten alten Formen in der Regel öde Bahnarbeiter-Villen errichtet. Soweit das aber nicht der Fall ist, wird jeder wahrhaft Gebildete seine Freude an diesen Häusern und Höfen haben. Das ist beste bodenständige, g e w o r d e n e, nicht konstruierte Maßkunst, gleichgültig ob die Häuser gemauert oder gezimmert sind. Sie sind in ihrer Reinlichkeit, in ihrer Maßzucht und schlichten Gediegenheit in der Tat ein klarer Ausdruck der Seele ihrer Bewohner.

Der Menschenschlag

In seiner Pfarrbeschreibung von St. Gallen (1846) schreibt P. Ludwig G u n d e r s d o r f e r[1]): „Die hiesigen Pfarrbewohner sind ihrer k ö r p e r l i c h e n Beschaffenheit nach, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts ein ziemlich starker, gut gebauter Menschenschlag, ohne bedeutende Gebrechen, aber auch ohne vorzügliche Schönheit." Ähnlich äußert sich auch der steirische Topograph Dr. Georg G o e t h über den Bezirk Hieflau[2]): „In bezug auf körperliche Gestalt gibt es wenig schlanke, meistens nur mittlere, aber stark gebaute Leute." Und völlig übereinstimmend damit sagt P. Thassilo W e y m a y e r[3]) für die Admonter Gegend: „Der Menschenschlag ist von mittlerer Statur, gedrungen und kräftig." — Diese Urteile haben auch heute noch volle Gültigkeit für die ganze Umgebung des Gesäuses. Unterschiede kommen kaum vor, höchstens, daß man sagen kann, in den entlegeneren Gräben, z. B. im hinteren Johnsbachtal finden sich schönere, ausgeprägtere Köpfe und Gestalten als etwa draußen im Admontertal. Große, schlanke Männer, wie sie in der Aussee und der Grundlsee Gegend so sehr auffallen, sind hier selten. Ein Mittelmaß und gedrungene Kraft herrschen vor. Die Haarfarbe ist durchschnittlich braun (bei Kindern hellblond), der Augenfarbe nach überwiegen die Blauäugigen. Auffallend ist die von Frauen und Mädchen fast ausnahmslos getragene, sehr gut kleidende „Gretlfrisur", in der das gewöhnlich reiche, nuß- bis dunkelbraune Haar gelegt wird, und die im Gegensatz zu den mittelsteirischen Bäuerinnen bemerkenswerte Fülle des Haares. Daß da manchmal mit künstlichen Zöpfen nachgeholfen wird, beweist nur, daß man hier eben auf reiches, schönes Haar etwas hält. Der G e s u n d h e i t s z u s t a n d, der schon in jenen genannten Beschreibungen durchaus als gut angegeben wird, ist im allgemeinen nicht schlechter geworden, dagegen in einer sehr wichtigen Sache sogar erfreulich viel besser: der einst so viel besprochene steirische Kropf und der damit leider oft zusammenhängende Kretinismus ist im ganzen Lande zurückgegangen, im Gesäusegebiete aber nahezu verschwunden. Das Stift bringt die 12 „G a g g e n", die es nach alter Gepflogenheit versorgt, bisweilen schwer zusammen. Diese erfreuliche Abnahme des Übels hat für die Gegend von Admont schon vor fast 50 Jahren P. Weymayer festgestellt[4]). Früher war es anders; namentlich in den schattigeren Teilen von Hall und Weng[5]), in der Buchau[6]), in den Gebirgsgräben der Radmer[7]) und in Eisenerz, wo dem Volks-

[1]) Steierm. Landesarchiv, Hs. im Schuber 14 der Goethschen Serie. — [2]) G o e t h, Das Herzogtum Steiermark, Bd. II (1841), S. 204; vgl. auch Bd. I (1840), S. 170. — [3]) W e y m a y e r (1873) a. a. O., S. 43. — [4]) W e y m a y e r (1873) a. a. O., S. 43. — [5]) G o e t h a. a. O., Bd. III (1843), S. 74. — [6]) G o e t h a. a. O., Bd. I (1840), S. 170 f. — [7]) G o e t h a. a. O., Bd. II (1841), S. 204.

munde nach „vor jeder Hausecke ein Gagg stand“[1]), scheint es viele dieser bedauernswerten Geschöpfe gegeben zu haben[2]). Die Admonter Gründungssage und die Stiftische „Gaggen“-Versorgung belehren uns auch, daß jene Gebrechen auf sehr frühe Zeiten zurückgehen. Das alles wird um so lieber zugegeben, als es wie gesagt der Vergangenheit angehört. Eines aber will hier besonders betont werden: Der vielfache Spott, der namentlich in „Turistenkreisen“ (wenn auch nicht bei den echten Bergfahrern) mit dem „steirischen Wappen“ getrieben wurde, war seit jeher nicht nur ein recht häßlicher, sondern auch ein sehr oberflächlicher Scherz. Es ist an sich traurig, daß man (angefangen vom 18. Jahrhundert) bei den zahlreichen berufenen und unberufenen Schilderern und Reisebeschreibern unserer Lande sich mit wahrer Wollust über den „kropfeten Steirer“ lustig zu machen beliebte und nach der Art der sensationslüsternen Raritätenschnüffler auf diese Erscheinung, die gottlob jederzeit nur eine Ausnahme bildete, viel mehr Gewicht legte, als auf die ungleich häufigeren erfreulichen Seiten unseres Volkslebens. Aber abgesehen davon hat man diese Sache von Anfang an und dann, einer vom anderen abschreibend, auch später wieder maßlos übertrieben. Mit Recht schrieb gegen derartige Volksschilderer unser alter Goeth[3]) schon 1843 die heute noch vollauf geltenden Worte: „Was übrigens die große, fast vorherrschende Zahl von Kretinen betrifft, wovon Reisende uns Nachrichten auftischen, so gehören derlei Notizen in die Kategorie jener Oberflächlichkeiten, wo aus den Erlebnissen an der Poststraße Schlüsse auf alle Details im Lande gezogen werden, und woraus das Material für Länder- und Völkerkunde genommen wird. Verkrüppelte und trottelhafte Bettler, die am Wege lagern, machen die Bevölkerung zu Kretinen, und alles, was solchen Beobachtern lächerlich oder ärgerlich in den Wurf kommt, wird auf Unkosten des Landes ausgebeutet. Doch diese Eile hat auch ihr Gutes, sie bringt diese Geister schnell wieder über die Grenze.“

Einige Worte möchten auch über die Mundart in unserem Landstrich gesagt sein. Da dürften wir das Richtige treffen, wenn wir feststellen, daß unser Gebiet in bezug auf die Sprache ein Übergangsgebiet nach zweifacher Richtung ist: Einerseits nach dem Urbajuvarischen des oberen Ennstales, der Schladminger und Ausseer Gegend hin, und anderseits nach der Seite der etwas weicheren, leise singenden Sprechart der Steirer und Linzer Gebiete. „I muaß eahm an Pfluag fecha lass'n“, meinte ein Bergbauer am Lichtmeßberg, als ich ihn bat, mir seinen Pflug zu zeigen, und zeigte mir in diesem „fecha“ (das man im Murtal und in Mittelsteier stets in der Form „schaun“ = schauen und „segn“ ausspricht) den deutlichen bayerischen Einschlag. Und Worte wie z. B. „Übahöch“ (für Dachboden), sowie das kurze Sprechen mit dem verschluckten „r“ im Auslaut („Uh“ statt Uhr) deuten ebenso klar auf die Richtung nach Schladming-Salzburg. Dieser bajuvarische Grundton klingt auch im St. Gallener Gebiet durch, aber an die Stelle der raschen kurzen Aussprache des oberen Ennstales tritt dort schon das traute, weich Singende des Linzers. Auch das ist jedoch etwas ganz anderes als etwa das breit und lang gezogene diphthongreiche Singen des stark slavisch gemischten Kärntners und Mittelsteirers. Von Diphthongen ist hier eigentlich nur das allgemein bajuvarische „oa“ oder „ua“ (z. B. „Moa (r)“ statt Mar, Schwoagerin für Schwaigerin, Kuah für Kuh usw.) auffallend. Die „oa“ und „aun“ des Mittelsteirers dagegen („Jougas Marau(n)“ für Jesus Maria) fehlen hier. Ganz alte Sprachformen fand ich im Johnsbachtal. Dort scheidet man bei-

[1]) K. Reiterer, Ennstalerisch, Graz 1913, S. 37. — [2]) Vergl. zu diesem Gegenstande auch Goehlert, Über die Gebrechen der Menschen in Steiermark, Das Ausland, 1886, S. 412—414, und Mitt. d. naturw. Ver. f. Steierm. 1886, ferner Dr. V. Knapp, Untersuchungen über den Kretinismus in Steiermark, Graz 1878, und Kratter, Jul. Prof. Dr., Der alpine Kretinismus, Graz 1884. — [3]) Goeth a. a. O., III., S. XXXI Anm.

Naturaufnahme von Ing. Bruno Heß

Mezzotinto Brueckmann

Hochtor und Ödstein von Westen

spielsweise dreierlei „zwei": „zween" = 2 Männer, „zwoa" = 1 Mann und 1 Weib und „zwo" = 2 Weiber. Übereinstimmend mit dem oberen Murtal ist der Johnsbacher Sprachgebrauch, das „r" vor „t" wie „sch" zu sprechen, z. B. „fuscht" = fort. Übereinstimmend mit dem oberen Ennstal aber ist die Aussprache desselben Konsonanten wie „ch" im Berglande südwestlich von Admont (z. B. „Gocht'n" statt Garten).

Auf nähere Einzelheiten können wir hier leider nicht eingehen. Wir wollen vielmehr nach dieser flüchtigen Betrachtung der körperlichen Eigenart und Sprache unseres Völkleins nun noch einen kurzen Blick auf seine seelische Verfassung tun.

Können wir bezüglich der Volksgesundheit ein erfreuliches Festbleiben, und nach einer Richtung sogar einen gewichtigen Schritt zum Besseren feststellen, so kann dies vom Zustande des Volkscharakters leider nicht in so ganz einwandfreier Weise behauptet werden. Man verstehe mich nicht falsch: Im großen und ganzen und im Verhältnisse etwa zu der Bevölkerung von anderen (vor allem Nichtgebirgs-) Ländern und reinen Industriegebieten ist der Charakter des Bewohners unseres Gebietes immer noch vorzüglich. Allein wenn die alten Beschreibungen von 1810—1850 durchaus und übereinstimmend die „altdeutsche Redlichkeit", Aufrichtigkeit, Gutmütigkeit, die Treue und Hilfsbereitschaft, den unermüdlichen Fleiß und die Unbefangenheit im Benehmen der Bevölkerung rühmen[1]), so kann man leider nicht sagen, daß das bis heute völlig unverändert geblieben sei. Die Urteile, die mir von einer Reihe unbedingt verläßlicher und jahrzehntelang im Volke wohnender Persönlichkeiten zugekommen sind, stimmen alle darin überein, daß die wahrhaften Idealgestalten von Bauern, die man vor 40 und 50 Jahren in unserem Gebiet in der Tat noch sehr oft vorfand, heute bedeutend seltener geworden sind. Ein gewisses, heißes, gieriges Zugreifen nach raschem Vorteil und Erwerb und die damit da und dort auftauchenden Begleiter, Neid und Unaufrichtigkeit, sind vielfach leider nicht mehr zu leugnen. Das Übel, das dieses Herabsteigen von der einstigen Höhe verschuldet hat, liegt freilich nicht im Volke. Eine Bevölkerung, die sich 800 Jahre auf solcher moralischen Höhe trefflich gehalten hat, kann sich nicht gerade in den letzten fünfzig Jahren aus sich selbst heraus verschlechtert haben. Die Ursachen sind vielmehr von außen hineingetragen worden und es wäre unwissenschaftlich, wollten wir sie hier verschweigen: Vor allem hat die hastende, jagende, erwerb- und geldgierige Neuzeit mit Eisenbahn und Fremdenstrom eben auch hier ihre Schatten hereingebreitet und mit der alten Einfalt und Kindlichkeit auch manch anderes Gute verdrängt. Dann aber — und das ist wohl das maßgebendste — ist eben der einstige, wenn auch nicht gerade behagliche, so doch ausreichende soziale Wohlstand lange nicht mehr auf seiner Höhe geblieben. Mit dem Verschwinden der alten Hammerwerke hörten die Kohlenbrennereien sowie das Kohlenführen und damit der wichtigste und einzige Nebenverdienst der Bauern, den sie namentlich zur Winterszeit ausnützen konnten, auf. Auch die alte Holzknechtsarbeit, die während des Bestandes des Hieflauer Rechens gerade hier reich blühte, ging zurück und wird vielfach auf Fremde übertragen. Die unserer Zeit eigene Zentralisierung aller Betriebe saugt eben Leben und Verdienst langsam aber sicher aus den Bergtälern heraus und an ihre Stelle zieht der kränkelnde Geist des Proletariates unter alle Dächer und in alle Winkel ein. Und — was nicht verschwiegen werden darf — dieser Geist findet reiche Nahrung im Sumpfe der Großstadt, dem leider gerade die besten Söhne der Berge in dreijähriger Kasernenluft schonungslos ausgesetzt sind. Das soll gewiß

[1]) So in der Hdschr. Hieflau 1814, Steierm. L.-Arch. Goethsche Serie, Schuber 18; ebenso in der Hdschr. Admont 1811, ebenda Schuber 5, ebenso in der Hdschr. Pfarre St. Gallen, ebenda Schuber 14, und bei Goeth a. a. O., Bd. I, S. 170, II, S. 201, III, S. 73 und P. Weymayer a. a. O., S. 43 ff.

nicht ein Ruf gegen den Militarismus sein, sondern nur eine Feststellung. In den Ruf aber, nach einer Hebung des sittlichen Geistes in den Kasernen, wird jeder, der es gut mit dem Volke meint, wohl aus vollem Herzen einstimmen müssen!

Als Hauptleidenschaft des Volkes wird in den erwähnten alten Beschreibungen der „Hang zur Wollust" angegeben. Einsichtige Männer (auch Seelenhirten), mit denen ich auch diesen Punkt besprach, sehen heute darin nicht das größte Übel. Solange das Volk unter sich bleibt, kommt es über eine natürliche, gesunde Sinnlichkeit nicht so leicht hinaus. Ganz etwas anderes ist die Frivolität, die stets von außen (aus Arbeitermassenquartieren und Kasernen) in das Volk hineingetragen wird und in deren Gefolge die Geschlechtskrankheiten kommen, die gerade in letzter Zeit auch hier zugenommen haben. Die Zahl der unehelichen Kinder allein bietet dafür keinen Maßstab. Sie beträgt heute in unserem Gebiete im Durchschnitt die Hälfte der Geburten und hat gewiß gegen frühere Zeiten zugenommen; allein nicht in der Zu-

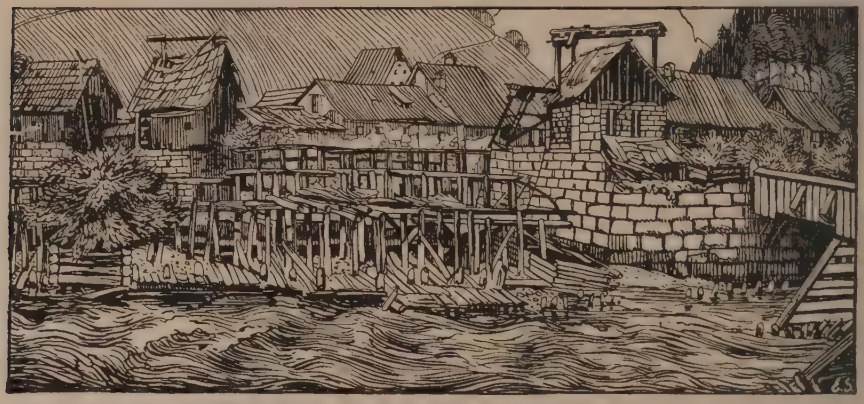


Abb. 6. Ruinen des alten Holzrechens in Hieflau

nahme als solcher, sondern in der Ursache der Unehelichkeit liegt die Handhabe für das Maß der Sittlichkeit der Bewohner. Die gesunden, durchaus im Haus und in der Familie auferzogenen unehelichen Kinder früherer Zeiten, die Früchte der „Almbesuche" und der „lustigen Samstanächte", die Sprossen gesunder, kräftiger und lebensstarker Eltern, die sich in der Regel auch ohne die Möglichkeit einer geregelten Ehe treu blieben, diese ledigen Kinder haben kaum das Zeichen des Fluches und der Sünde an den Stirnen getragen. Anders ist es mit den von leichtsinnigen, häufig geschlechtskranken und der Scholle halb oder schon ganz entfremdeten Urlaubern und Arbeitern in die Welt gesetzten Kindern, die langsam auch in diesem gottgesegneten Berglande zunehmen, und die dereinst vater- und oft auch mutterlos dem Geiste des Proletariats neue Träger und Förderer werden. Noch ist es wie gesagt mit all diesen Schattenseiten, zu denen in einem oder dem anderen Teile auch heimliche Trunksucht kommen mag, in unserem Gebiete nicht sehr schlimm. Noch herrscht im großen und ganzen die Heiligkeit der Familie und reger, fürsorglicher Fleiß in harter Arbeit vor. Und noch kann ohne Einschränkung festgestellt werden, daß der Kern des Volkes gesund ist. Allein es wird Zeit, auch hier schärfer zuzusehen, sollen nicht auch die letzten gesunden Quellen unseres Volkstums getrübt werden. Freilich muß dabei das Übel an seinen Wurzeln gefaßt werden!

Lebensweise und Wirtschaft des Volkes

Nachdem wir nun Herkunft und Siedlung, Haus und Hof, und schließlich Körper und Charakter unserer Leute kurz betrachtet haben, ist die nächste zu beantwortende Frage: Wie lebt und wirtschaftet dieses Volk? Zunächst wie nährt es sich? Denn auch die Nahrung des Volkes ist ein sehr wichtiges Kapitel der Volkskunde [1]). Mit allen Bergvölkern haben auch die Bewohner unseres Gebietes die Vorliebe nach ausgiebigem Fettgenuß gemein. Das ist eine unbedingte Forderung des schwer arbeitenden Bergbauers und Viehzüchters. Sehen wir uns nun die volkstümlichen Speisezettel unserer Gegend von einst und von heute an, so ist darin schon beim Frühstück (6 Uhr früh) eine beginnende Veränderung festzustellen. Während die älteren Beschreibungen dafür ohne Ausnahme bis 1850 nur Schottsuppe (eine Art Topfenmilchsuppe) mit fettem Sterz angeben [2]), finden wir heute an einigen Stellen (namentlich um Admont) die Schottsuppe bereits durch Kaffee verdrängt. Das bedeutet gesundheitlich entschieden einen Rückschritt. Bei der werktäglichen Mittagskost scheiden die alten Beschreibungen den Sonntag, Montag, Dienstag und Donnerstag auf der einen, vom Mittwoch, Freitag und Samstag auf der anderen Seite. An den erstgenannten Tagen bestand sie aus Rindsuppe und Knödeln, geräuchertem Rind- oder Schweinefleisch und Strudl, an den letzteren aus Suppe, Sauerkraut, Schmalzkrapfen („Säuling"), Käsnocken und saurer Milch. Das ist auch heute noch ziemlich gleich geblieben, nur daß auch Schaffleisch und Äpfelnocken erwähnt werden. Die Jause (um 3 Uhr nachmittags), die nur im Sommer eingenommen wird, bestand früher lediglich aus saurer Milch und Brot, im St. Gallener Gebiet (1846) aus Brot mit Obst oder Most. Heute hat jedoch wieder vielfach auch dafür der Kaffee und im St. Gallener Gebiet auch Schnaps mit Brot Eingang gefunden. Die Abendmahlzeit (meist um 7 Uhr abends) bestand im Winter aus Sauerkraut und Schottsuppe, im Sommer aus gut geschmalzenen Mehlspeisen. Heute finden wir dafür Äpfelnocken und „Milchfarferln" und ab und zu auch schon Kaffee. Der Trunk war und ist (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) Wasser und im St. Gallener Gebiet Most. Die Festtagskost war in früheren Zeiten viel reichhaltiger als heute. Da finden wir Rindsuppe mit Semmel- oder abgetriebenen Grießknödeln („Schwemmknödln"), Rindfleisch mit Krensuppe, Kraut mit Blutwürsten, Einmachfleisch in warmer Krentunke, Schweins-, Kalbs- und Lammsbraten mit Salat, Zwetschgenmus, Germkuchen und Rahmkoch, gesulzte Milch und Butterkrapfen, gerollte Gerste und roten Rübensalat, Wein und Bier. Also eine Auswahl, bei der — namentlich in unseren Tagen — auch einem Feinschmecker der Mund wässern kann. Heute ist das Festtagsessen viel einfacher geworden. Mir wurden hauptsächlich nur „Bratl" und „Schober" (Guglhupf) genannt. Alles in allem: die Nahrung ist gut und kräftig auch heute noch, wiewohl bei diesem Kapitel, ähnlich wie bei dem über den Volkscharakter, mit einer gewissen Wehmut von einer vergangenen „guten alten Zeit" gesprochen werden kann. Einiges von diesen guten Sachen werden wir dann noch im Abschnitt über Sitte und Brauch zu lesen bekommen.

Die Zeit- und Arbeitseinteilung ist im Bauerndasein, ebenso wie die der Mahlzeiten streng geregelt. Mit ein Grund des geruhigen, nicht nervösen Lebens dieser Menschen. Nicht nur jede Jahreszeit, sondern auch jede Tageszeit und jede Einzelperson der Familie hat ihre ganz genau vorgeschriebene und seit Jahrhunderten erprobte Arbeitseinteilung. Die nach der Jahreszeit diktiert das Wetter, die nach der Tageszeit Stunde, Licht und der Magen der Menschen und Tiere, das

[1]) Vergl. darüber M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer, Bd. II; Das deutsche Nahrungswesen, Leipzig 1901. — [2]) Steierm. Landesarchiv, Handschriften der Goethschen Serie, Admont (1811), Schuber 5, St. Gallen (1812 und 1846), Schuber 14 und Hieflau (1814), Schuber 18.

Ganze der Wirtschaftsbetrieb: also lauter Dienstherren von Gottes Gnaden. Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und der Winterabende ist der ganze Tag mit harter, schwerer Arbeit erfüllt. Sie ist seit den letzten hundert Jahren entschieden noch härter geworden, als sie es früher war; denn die Nebenverdienste fielen weg und der Kampf ums Dasein wird im Bauernleben immer schwerer. Bis vor hundert Jahren wurden dazu auch die zahlreichen Bauernfeiertage streng arbeitsfrei gehalten und gewährten dem Körper viel mehr Ruhe und Erholung, als dies heute der Fall ist, wenn sie anderseits auch zu manchen Übeln der Müßiggängerei Anlaß gaben.

Ganz kurz finden wir die Jahresarbeit in einer Hieflauer Handschrift vom Jahre 1840 beschrieben[1]: „Im Monat Jänner wird Holz gebracht, Kohle geführt, gedroschen und Graß (gehackte Waldstreu) gezogen, das nämliche hat auch im Hornung statt. Im März wird gedunget und gezäunt (Zäune ausgebessert), im April Sommertreid gebaut, im May Schnitterholz gehackt, im Juni Heu gemäht, im Juli Getreid geschnitten, im August Haber gemäht, im September Grummet gesechsnet und Wintertreid gebaut und im November und Dezember wie im Jänner gearbeitet." Das ist der Arbeitsplan, der wohl schon ein Jahrtausend und darüber für alle Bergbauern der Ostalpen gilt und sich höchstens nach der höheren oder tieferen Lage nach vor- oder rückwärts verschiebt. So sagte mir mein Bergbauer ganz oben am Lichtmeßberg, daß er nicht schon im März, sondern erst im April düngt, weil im März noch tiefer Schnee liegt, daß er die Almzäune aus demselben Grund erst im Juni ausbessert, dafür aber nicht erst im Mai, sondern schon „im Mirzn, im Lansing" (im März, im Frühling) Brenn- und Schnittholz bereitet und schon im September das Winterkorn baut. Im Oktober, den die genannte Hieflauer Handschrift übergeht, die Admonter Handschrift von 1811 aber für das Anbauen des Winterkorns bestimmt, baut er Kartoffeln, legt den Flachs in die Sonne und beginnt bereits mit dem Streuziehen. Das Flachsbrecheln findet bei ihm, wie auch nach jener Admonter Handschrift, erst im November statt. Die Arbeiten selbst und deren Reihenfolge sind jedoch im wesentlichen überall gleich. — Mit der festgeregelten Arbeitsordnung hängt auch die scharfe Rangordnung in Familie und Gesinde zusammen. An der Spitze steht der Hausvater, der Bauer, an den sich die männlichen Hausbewohner (Söhne und Knechte) reihen. Es sind der „Moarknecht", der Nachmoar (Unterknecht oder „Olahrer", weil er das Heu ableert), der „dritte" (auch „Luckaramer" genannt, weil er beim Heueinführen die Luke des Heubarrens freihält), der „Vierer", der „Roßknecht", der „Galtviehhalter" oder „Galtler", der „Kühhalter", der „Ochsler" und der „Schafhalter". Dem Bauern zur Seite waltet die Bäuerin, an die sich die Töchter und das weibliche Gesinde reihen: die „Moardirn" (oder „Knechtdirn"), die „Dirn" (gleichzeitig „Saudirn"), die „Unterdirn", „Gumplerin", das Mädchen für alles, die „Kuahdirn", die „Schwoagerin" und die „Halterin"[2]). Natürlich ist dieser ganze Stab von Ingesinde nur bei großen Bauern vollzählig vertreten und wird um so kleiner, je kleiner das Hofwesen ist. Bei Kleinbauern und Keuschlern beschränkt sich die Personenzahl bloß auf die engste Familie.

[1]) Steierm. Landesarchiv, Handschriften der Goethschen Serie, Hieflau, Schuber 18. — [2]) Vergleichsweise sei hier die Reihenfolge in der Radstädter Gegend (nach Bancalari, Forschungen und Studien über das Haus, Mitt. d. anthrop. Gesellsch. Wien, Bd. XXX, S. 22) angeführt: „Moar", „Untermoar", „Werfer" (vom Einwerfen der Garben), „Rosser" (Pferdeknecht), „Staller" (Reitknecht), „Rechenramer", „Schopper" (Gehilfe des Stallers), „Schinagl" (Gehilfe des Rossers), „Uberling" und „Pürscher" (der geringste). Von Salzburg und Berchtesgaden werden noch die Namen „Gschoßer" (Gehilfe der Sennerin), „Betterin" (die die Betten aufbettet), „Gaißer", „Goißna" (Geißbub), „Schafler" (Schafhüter), „Futterer", „Koara" (der höchste Almhalter) und dessen Gehilfe „Schwender" (auch „Auswerfer") genannt. Man sieht diese Namen, aus denen viele unserer Schreibnamen (Maier, Rosser, Staller, Schinagl, Pürscher, Schafler, Kahrer, Schwender usw.) entstanden, gehen alle auf das zurück, was das Leben des Bergbauern beherrscht: auf die Arbeit.

Die Entlohnung der Dienstboten ist gegen früher bedeutend gestiegen und das Verhältnis zwischen Bauern und Gesinde viel weniger patriarchalisch geworden. Nach der Admonter Handschrift von 1811 hatte damals der Bauer des Grabnerhofes in Weng 16 Dienstboten: „Der „Moar" hatte 100 Gulden (in Bankozetteln) Jahrlohn, der „Untermoar" 90, der dritte 80, der vierte 70, der fünfte 60, der sechste, siebente, achte, neunte und zehnte Knecht je 55 Gulden Jahrlohn, dazu die volle Kost. Der Lohn konnte auch in Kleidern bezahlt werden und in Hieflau wird dies noch für 1840 als die Regel angegeben (Hemden, Bundschuhe, lodene und alle zwei Jahre eine lederne Hose). Die Mägde hatten neben der Kost und einem Jahrlohn von je 10 Gulden noch 3 Paar Schuhe, 1 Paar Strümpfe, 2 rupfene und ein „reistenes" Hemd, 1 Wollenrock, 1 Mieder, 1 weiße und 1 blaue Schürze („Vortuch"). Die Wäsche sämtlicher Dienstboten wurde im Hause unentgeltlich gewaschen, die ledigen Kinder der Mägde unentgeltlich im Hause auferzogen. Ab und zu erhielten die Dienstleute auch ein Stück Vieh und ein Streifchen Garten oder Ackergrund. Alles war wie eine große Familie. Auch heute ist ja das Familienhafte des bäuerlichen Gesindes (im großen Gegensatz zum völlig selbständigen städtischen Dienstboten) noch nicht ganz geschwunden. Allein die langsame Lösung dieses einst engen Bandes zeigt sich doch auch schon beim Gesinde des Bauernhofes. Vor allem wird der Lohn nur mehr in Geld und Kost und nicht mehr jährlich, sondern monatlich bezahlt. Der „Moar" hat monatlich mindestens 32 K., was eine bedeutende Erhöhung gegen die jährlich 100 Gulden (der im Jahre 1811 nicht sehr wertvollen) Bankozetteln bedeutet, der „Nachmoar" 24 K., die „Moardirn" 12 K. usw. Das einst enge Zusammensein bei den Mahlzeiten läßt (wenn auch nur stellenweise) nach; im Johnsbachtal sitzen beispielsweise in großen Höfen die Bauernfamilie und das Gesinde nicht mehr an einem Tisch; die Bauern und die Kinder essen dort am „Beankentisch" in der Küche, das Gesinde aber während des Winters im Herrgottswinkel der Stube, während des Sommers im „Haus" (Vorhaus). Der Geist der „Sozialwirtschaft" beginnt langsam auch hier den des „Familienhaften" und damit eines der größten Eigengüter deutschen Volkstums zu verdrängen.

Das Wirtschaftsleben unserer Bauern gliedert sich in Viehzucht, Almwirtschaft und Ackerbau. Den wichtigsten und erträglichsten Zweig bildet hier und im ganzen Oberlande heute wie vordem die Viehzucht. Im Jahre 1840 betrug der Viehstand der Bezirke Admont und St. Gallen[1]): 8708 Rinder, 2746 Schafe und Ziegen und 1083 Schweine. Im Jahre 1900 war der Viehstand der Bezirkshauptmannschaft Liezen[2]): 18 411 Rinder, 6082 Schafe und Ziegen und 9180 Schweine. Das scheint uns zunächst (selbst wenn wir die Fläche der Bezirkshauptmannschaft Liezen doppelt so groß als die der alten Werbbezirke Admont und St. Gallen annehmen) entschieden ein Fortschritt. Leider ist dieser Fortschritt nicht in den letzten Jahrzehnten, sondern früher eingetreten und seit dem Jahre 1880 zeigt sich ein ebenso deutlicher Rückschritt. Denn 1880 betrug der Viehstand in derselben Bezirkshauptmannschaft Liezen: 20 338 Rinder und 9981 Schafe und Ziegen und blieb nur bei den Schweinen (6753) gegen 1900 wesentlich zurück. Auch 1890 zeigt gegen 1880 schon einen Rückschritt. Und das, obwohl verschiedene Reformversuche gerade in diesem Gebiete[3]) eifrig betrieben werden. Die Bauernlegungen können daran nicht schuld sein, denn sie sind gerade in unserem Gebiete sehr gering. In den Jahren 1908—1912 wurden in den Gerichtsbezirken Liezen und St. Gallen nur 19 Bauerngüter an Nichtbauern verkauft, was gegen die im selben Zeitraume für ganz Ober-

[1]) Nach Goeth a. a. O., Bd. I, S. 175 und Bd. III, S. 76. — [2]) Nach dem steierm. Statistischen Handbuch (Mitt. d. Steierm. Statist. Landesamtes), Bd. XXVI (Graz 1912). — [3]) Z. B. durch die Schupplische landschaftliche Musterwirtschaftsschule am Grabnerhof bei Weng.

steier geltende Zahl von 318 entschieden erfreulich wenig ist[1]). Der Fortschritt von 1840—1880 aber erklärt sich daraus, daß der Viehstand hier gerade seit 1814 durch zahlreiche Mißjahre so herabgekommen war, daß z. B. im Bezirk Hieflau anstatt der früheren reichlichen Viehverkäufe nach Oberösterreich in diesem Zeitraum von den Fleischhauern Vieh eingekauft werden mußte[2]). Durch diese Feststellung wird der Rückschritt in den letzten Jahrzehnten aber noch deutlicher und noch empfindlicher gekennzeichnet. Der Betrieb der Viehzucht hat sich kaum geändert, kann also auch nicht die Ursache sein. Er besteht nach wie vor aus der Stallfütterung im Winter

Abb. 7. Lainbach bei Landl (Eisenstraßen-Siedelung mit dem alten Hammerverwesamt)

und der Almweide im Sommer. Der Almweide-Betrieb, von dem wir später sprechen werden, ist vollkommen gleich geblieben wie vor hundert Jahren und die Stallwirtschaft eher fortgeschritten. Dasselbe gilt ganz sicher von der Wartung der Tiere und von der Tierheilkunde. Es bleibt also nur eine Ursache zur Erklärung jenes Rückganges über und das ist wieder das schon mehrmals betonte Übel, nämlich die stets schwieriger werdende finanzielle Lage des Bauernstandes und das Überhandnehmen der Geldwirtschaft, die den Bauern zwingt, mehr Vieh zu verkaufen, als dies für die Viehzucht als solche gut ist. Der Zulauf der Leute in die Fabriken macht dazu auch den Dienstbotenmangel, über den schon in den Handschriften vor hundert Jahren sehr geklagt wird, immer größer, was ebenfalls mitwirkt, daß die Bauern ihren Viehstand verkleinern müssen.

[1]) Mitt. d. Steierm. Stat. Landesamtes, Bd. XXVII, S. 69 und 71. — [2]) Goeth a. a. O., Bd. II, S. 206.

Der Ackerbau ist in unserem ganzen Gebiet eigentlich nirgends Selbstzweck. Denn nicht nur, daß er (wir sprechen natürlich von den normalen Friedenszeiten) nie einen Überschuß abwarf, hat er vielmehr auch zu keiner Zeit in irgendeiner Gemeinde unseres Gebietes den eigenen Bedarf gedeckt. Heute kann man sagen, daß in den einzelnen Gemeinden die Hälfte des Bedarfes oder auch mehr dazu gekauft werden muß. Das wurde mir von maßgebendsten Kennern der Verhältnisse sowohl für das Admonter, als auch für das Johnsbacher und St. Gallener Gebiet ausdrücklich betont. Um 1840 betrug die Fechsung beispielsweise im Bezirke St. Gallen an Weizen 322 Metzen = 1983 *hl*, an Korn 750 Metzen = 4575 *hl* und an Hafer 1352 Metzen = 7014 *hl*[1]). Im Jahre 1912 war die Fechsung im selben Bezirk 1185 *hl* Weizen, 4009 *hl* Korn und 4560 *hl* Hafer. Der Ertrag, der schon 1840 als zu gering für den Bedarf angegeben wird, hat also seither wieder abgenommen. Die Ackerwerkzeuge sind hier fortgeschrittener als in vielen anderen Teilen des Landes. Der alte Holzpflug, die „Adl", die z. B. bei Judenburg noch im Tale verwendet wird, ist hier auch bei den Bergbauern schon verschwunden. An älteren Pflugformen kommen nur noch der „Stockpflug" und der „Gliedpflug" vor, die aber selbst schon moderner als die „Adl" sind. In der Bebauung herrscht heute wie einst durchaus die Fruchtwechsel-Wirtschaft („Egochtn" = Egarten-Wirtschaft), d. h. das Grundstück bleibt drei Jahre unbebaut (als Brache = „Egochtn" oder „Zachland") liegen. Dann wird z. B. am Lichtmeßberg im ersten Jahre im Frühjahr Hafer („Habern"), im zweiten Jahre im „Hirbst" Korn (Winterkorn) gebaut und auf dieses ein Jahr hindurch bebaute „Marbland" im dritten Jahr im „Lansing" (Frühjahr) „bal's Korn aus da Wuschzn is" (sobald das Korn aus den Wurzeln sprießt), Klee dazwischen „gsaat". Dann bleibt das Grundstück wieder drei Jahre als „Egochtn" liegen. Im Tale, wo außer Hafer und Winterkorn auch Weizen gebaut wird, ist die Folge (nach der Admonter Handschrift vom Jahre 1811) so: Am Egarten wird im Frühjahre Hafer, im ersten Herbst Winterweizen, am „Marbland" dann im folgenden zweiten Herbst Winterkorn gebaut, worauf das Feld wieder drei Jahre Egarten bleibt. Die Fruchtfolge ist natürlich nicht in allen Gemeinden gleich und richtet sich im allgemeinen nach Höhenlage und Bodenbeschaffenheit. Die letztere ist für den Ackerbau nirgends besonders günstig, ganz abgesehen davon, daß die Masse der Felsgebirge an sich einen Großteil des Gebietes unproduktiv läßt. Der seichte, auf dem Kalkboden lagernde Baugrund vermag nicht sehr viel hervorzubringen und von den Talstreifen ist ein großer Teil (um Admont) sumpfig, obgleich die Ennsregulierungen Besserung gebracht haben; an den Talrändern aber sind nur die untersten, von den Bächen bespülten Gebirgsabdachungen anbaufähig. Bei weitem besser eignet sich dafür die ganze Gegend für einen ausgiebigen Betrieb der Almwirtschaft. Das haben die Ansiedler auch schon früh herausgefunden und schon in den alten Urkunden werden häufig Almen genannt[2]). Der Betrieb der Almwirtschaft ist hier wohl auch seit Jahrhunderten nur wenig verändert worden. Heute wie vor hundert Jahren gilt dafür folgende Beschreibung aus der Admonter Handschrift vom Jahre 1811: „Jeder Landmann, der sein Rindvieh auf die Alm treibt, hat dort ein Häuschen („Schwoaghütten") zur Wohnung der Schweigerin, zur Aufbewahrung der Milch, Butter usw., dann eine Viehstallung, die man hier „Trempel" oder „Pfahrer"[3]) nennt, ferner eine eingezäunte Wiese („Gleckwiesen"), von der das Heu und Grummet

[1]) Nach Goeth a. a. O., Bd. I, S. 172. — [2]) So die Kaiserau schon 1160 als „Chaiserowe" = Käserau; der „Swaigperg" im Ennstal b. Selztal 1437, die „Chammerswaig" b. Ardning 1434, die „Hinterswaig" b. Selztal 1448, die „Raesten"- oder „Ranftenswaig" b. Admont 1448, die „Pladinalb" b. Johnsbach 1139, die „Graslalm" bei Hieflau 1195, die „Tanfarnalpe" b. Altenmarkt a. Enns 1139 und die „Wulccisalpe" b. Hieflau 1139. — [3]) Das Wort kommt vom althochdeutschen „far" = Stier.

zur Einfütterung während der Melkzeit oder beim Einfalle einer üblen Schneewitterung benützt wird. Die auf der obigen Wiese existierenden Almgründe werden als Weiden benützt. Der abfallende Dünger wird zur Düngung der früher genannten Wiese verwendet. Auf den Almen werden Käse, Butter und Schotten erzeugt. Die Butter wird heimgeschickt, wo daraus Schmalz geläutert wird[1]). Eine gute Kuh gibt bei der Alpenweide im Durchschnitte täglich 6 Maß an Milch und während der ganzen Alpzeit 50 Pfund Schmalz. Die Schweine werden auf den Almen mit Molken und saurer Milch gemastet. Die Wirtschaft wird hier durchweg von Weibern („Schwoagerinnen" und „Holterinnen") betrieben. Das Vieh wird im halben Mai auf-, und mit Ende September abgetrieben. Beim Abtrieb werden, wenn sich während der Almzeit kein Unglück ereignete, der Stier, die Glockkuh (Leitkuh), die

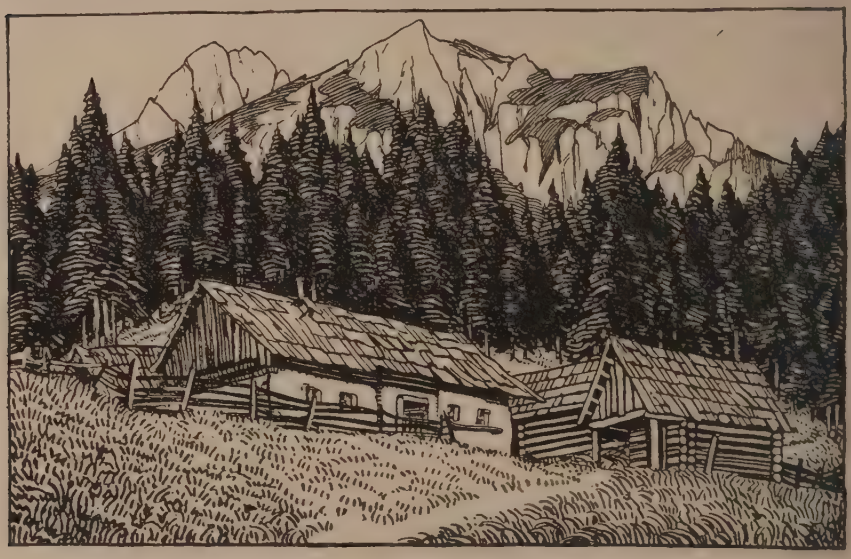


Abb. 8. Schwoaghütten am Weg von Johnsbach auf die Treffneralm

Glockalben usw. mit Büschen und Kränzen geziert[2]). Der Stier bekommt ein Kranabetkranzl, die Kühe Speikkränzlein mit bunten Bändern.

Die „Schwoaghütten" ist in der Regel ein einfacher, ebenerdiger, auf steingemauertem Grund aufgesetzter Blockbau, der drei Räume enthält. Ein durchgängiges Vorhaus in der Mitte und auf der einen Seite davon den Koch- und Wohnraum der „Schwoagerin", auf der anderen Seite den Keller-, Speise- und Schlafraum in einem. Wie beim Bauernhaus, befindet sich übrigens der Herd auch in der „Schwoaghütten" nicht selten im Vorhaus, das hier „Vorhütten" genannt wird. Dort steht auch gewöhnlich ein Ecktischerl für die „Schnapsler" und „Jaga", die dort ein Stamperl Schnaps oder auch Tee bekommen, wenn sie gelegentlich zu einem Almbesuch vorsprechen.

[1]) Dann folgt eine sehr breite und eingehende Beschreibung der Käse-, Butter- und Schottengewinnung, die wir hier aus Raummangel übergehen müssen. — [2]) Dabei teilt die Schwoagerin die „Almsäuling" (kleine Knödelchen) aus, die aber neunmal herausgebacken sein („neun Häut" haben) müssen.

Die aufopfernde Leitung der Almwirtschaft obliegt der „Schwoagerin", der eine oder mehrere Halterinnen, bei kleineren Almen aber auch niemand zur Seite steht. Von der außerordentlichen Verantwortung und körperlichen Arbeitsleistung jener tüchtigen, vielbesungenen, in ihren besten Haupteigenschaften aber recht wenig gekannten Mägde haben die wenigsten einen richtigen Begriff. Wer in der „Schwoagerin" die sentimentale, zu jeder schmachtenden Liebelei zu habende Alpenmaid sieht, der irrt sich ebenso, als der, der sie als rein sinnliche, sittenlose Dirne hinstellt. Nicht die Liebe (gleichgültig ob romantisch oder nicht), sondern die Arbeit prägt ihrem Dasein den Stempel auf, und wenn statt der vielen verlogenen, süßlichen Almenromantik mehr aufmerksam beobachtende Schilderungen dieser Seite des Schwoagerinnenlebens geschrieben worden wären, dann wäre die deutsche Literatur um viele „Dadlwoaß"-Dichtungen ärmer, aber die deutsche Volkskunde um die Kenntnis einer sozial ungleich wichtigeren, bewundernswerten Gestalt reicher. Neuere realistische Schriftsteller beginnen die „Sennerin" als fabelhaft häßliche, von weitem nach Kuhmist riechende Schreckgestalt, voll brutaler Roheit und gemeinster Niedrigkeit hinzustellen und damit einen Weg zu betreten, der zwar nach einer anderen Richtung führt, als die süßliche Almenromantik, aber mindestens ebenso verfehlt ist als diese. Gerecht werden kann der Schwoagerin in Poesie und Prosa nur der, der sie mit vorurteilsfreiem Blick bei ihrer Arbeit betrachtet und bewundert[1]). All ihre Sorgfalt, all ihre unsägliche Mühe und Geduld gilt dem Vieh, das ihrer treuen Obhut anvertraut ist. Dies und das monatelange Alleinsein in der großen Gewalt der Berge verlangt starke Menschen, von einer gewissen Größe an innerer Persönlichkeit, die dem Fremden freilich sehr oft als verständnislose Herbheit erscheinen mag. Daß aber die „Schwoagerin" Gefühl besitzt, das zeigt sich neben manch anderem, vor allem schon in den Namen, mit denen sie ihre Schützlinge ruft. Und die alpenländischen Rindernamen gäben allein ein Kapitel, das wichtiger wäre als alle unwahren Sennerinnengeschichten miteinander. In unserem Gebiet fand ich beispielsweise für Kühe die Namen: „Gräfin", „Buda", „Kohlrösl", „Stolzl", „Stallmoasta", „Schlossa", „Weichsl", „Gamsl", „Moara", „Weanerl", „Glückl", „Rosolt", „Prinzl", „Rauschl", für Ochsen: „Wirz", „Luz", „Löb", „Reis", „Falch", „Fux", „Woz" und als Stiernamen: „Grolli" und „Peter". Und viel mehr als manche schöne Almgeschichte rührte mich die Mitteilung, daß die Schwoagerinnen hier den Kühen, wenn sie gekalbt haben, ein „Weisat" (Taufgeschenk) bringen, wie einer Menschenmutter, und zwar in Gestalt einer Extrafütterung aus dreimal des Tages gereichtem Brot mit gesegnetem „Johanniwein", Ei, Butter und Saffran.

Damit sind die Haupterwerbszweige des heutigen Bauernlebens gestreift. Wir wollen aber, ehe wir vom Kapitel Volkswirtschaft Abschied nehmen, doch auch noch einen Blick auf die seinerzeitigen volkstümlichen Erwerbszweige unserer Gegend tun. Um ganz früh zu beginnen, sehen wir uns da zunächst die im 12. Jahrhundert unter den Admonter Untertanen genannten Berufe an. Wir finden da 1 Pfeilschifter, 3 Jäger, 3 Fischer, 2 Salzsieder, 2 Schmiede, 1 Kalkbrenner, 3 Bäcker, 4 Wagner, 1 Eisenbläser, 1 Schenk, 2 Zimmerleute, 2 Maurer, 1 Wildwirker, 1 Faßbinder, 1 Förster, 1 Waldhüter und 1 Forstmeister, also 12 Beschäftigte aus dem Kreis Jagd und Fischerei, 3 aus dem Bergmannsleben, und 12 aus dem Gewerbe des Alltags. Hundert Jahre später, im Urbar des 13. Jahrhunderts, werden erwähnt: 3 Jäger und 1 Fischer, 6 Müller, 3 Salzsieder und 1 Eisenbläser, 3 Weber und 1 Walkstampfe, 3 Schmiede, 1 Kalkbrenner, 2 Maurer, 2 Kürschner, 1 Fleischhauer und 1 Schneider, also neben dem früheren schon etwas mehr Gewerbe. Das

[1]) Ein diesen Anforderungen sehr nahekommendes, erschütterndes Bild einer steirischen Viehmagd zeichnet Max Mell in seiner Novelle „Barbara Naderers Viehstand". Leipzig 1914, Staackmann.

heißt natürlich nicht, daß es im ganzen 12. Jahrhundert nur einen Faßbinder und im ganzen 13. nur einen Kalkbrenner im Admonter Stiftsgebiet gegeben habe; es wird vielmehr eben in den Urkunden nur der eine genannt. Die Ziffern der Nennungen können natürlich zufällig sein, geben aber immerhin doch einen gewissen Verhältnismaßstab. Die Tatsache, daß neben den eigentlichen Bauern die übrigen Berufe weit in der Minderheit blieben, gilt natürlich für diese früheren Zeiten noch mehr als für später. Im Jahre 1840[1]) finden wir in den Bezirken Admont, St. Gallen und Hieflau neben 7517 Bauern nur 1447 Gewerbetreibende, wobei zu bedenken ist, daß unter den letzteren die zahlreichen Hammerschmiede der Eisenhämmer mitzählen und daß im Jahre 1910 die Zahl der Gewerbetreibenden in der ganzen, doppelt so großen

Abb. 9. Herrenhaus des Pfeifferhammers im Spitzenbachgraben bei St. Gallen

Bezirkshauptmannschaft Liezen nur 1878 betrug[2]), also seit 1840 auf ein Viertel herabgesunken ist. Dieses Zurückgehen der Gewerbe infolge Aufhörens der alten Eisenhämmer, Holzrechen und Kleinschmieden hat, wie wir schon sahen, auch auf das Bauerntum sehr nachteilig gewirkt. Denn in der Folge davon verschwanden die einst so wertvollen Nebenverdienste des Bauern: Fuhrwerken, Kohlenbrennen und Holzarbeit. Damit aber änderte sich überhaupt das ganze volkswirtschaftliche Antlitz unseres Gebietes. Durch tausend Jahre und darüber stand auch unsere ganze Gegend im Segensbereiche des „edlen Erzberges". Es gehörte mit zur gottgesegneten „Eisenwurzen", die sich vom Erzberg hinaus nach Steyr und bis an die Donau zog und die über die alte Buchauerstraße mit ihren Hämmern bis Admont überzweigte. Da gab's Leben in den Tälern! Da leuchteten allenthalben die Schmiedfeuerchen und pochten lustig die Hämmer, da glosten und dufteten die Kohlenmeiler, da schnalzten die Kohlenführer und jodelten die „Kohlbauernbuam", da schwammen in langen Zügen von Hieflau die Flöße ennsabwärts und da blühte das urgesunde, in all seiner ärmlichen Genügsamkeit waldfrische, herrgottsfreie Holzknechtleben. Und mit dem gewiß

[1]) Goeth a. a. O., Bd. I, S. 170; Bd. II, S. 203 und Bd. III, S. 73. — [2]) Statist. Handb. f. Steiermark 1912, S. 108/09.

nicht großen, aber ausreichenden Wohlstand breitete sich eine gediegene bodenständige Kultur über das Land. Die schönen Hammerherrenhäuser in der Buchau oder im Spitzenbachgraben bei St. Gallen und in Lainbach bei Landl (Abb. 7 u. 9) und die kleinen, gemütlichen Straßenwirtshäuser der ganzen Enns entlang wüßten viel zu erzählen. Heute muß man die prächtigen Heimatmuseen in Enns, Steyr, Waidhofen a. d. Ybbs, Eisenerz und Leoben durchstöbern, um einen schwachen Begriff von diesem einstigen Glanz zu bekommen, oder man muß sich des Abends etwa vorm Pfeifferschen, nun so stillen Herrenhaus des Spitzenbachhammers mit einem recht alten Einwohner zusammensetzen und ihm zuhören, wenn er mit leuchtenden Augen davon erzählt. „Man" — und namentlich die nicht sehr zahlreichen aber sehr einflußreichen Nutznießer der modernen Zentralisierungswirtschaft samt ihrem Stab gehören zu diesem „man" —, also man tut heute alles Erinnern und Gedenken an jene Zeit der Hammerherrlichkeit gerne mit einem geringschätzigen Lächeln als „unzeitgemäße Sentimentalität" ab. Aber es liegt doch noch etwas mehr als bloße Sentimentalität im Leuchten der Augen jener Alten, wenn sie davon erzählen. Es liegt darinnen auch die sehr reale Trauer über das zerstörte, gesunde, soziale Leben großer, jetzt still gewordener Talschaften, über ein zerstörtes Leben, zu dem gerade jene Gebiete von Gott und Natur so klar und bedeutsam bestimmt waren! Es ist nicht nur um die vielen (in unserem Gebiet allein 26) Hammerwerke, die bis 1837 auf 10 und seither völlig zugrunde gerichtet wurden, und um das reichliche, ja oft üppige Leben jener Hammerherren, die freilich auch andere leben ließen, sondern es ist vielmehr um all das, was drum und dran hing. In den Bezirken Admont, Hieflau und St. Gallen wurden um 1840[1]) jährlich nicht weniger als 228 000 Faß Kohlen von den Bauern geliefert und geführt und auf den Flößen der Enns im selben Zeitraume 4900 Zentner Eisen nach Österreich und 13 700 Metzen Getreide herein verfrachtet. Und der altehrwürdige, 1512 erbaute[2]) Holzrechen in Hieflau, eine erste Sehenswürdigkeit des Landes, von dem seit wenigen Jahren nur ein Ruinenwerk stehengelassen wurde (vgl. unsere Abb. 6 auf S. 46), und die schönen alten Holzbrücken über die Enns, sie alle wüßten auch zu reden nicht nur vom lustigen Leben, sondern auch von der vielen Arbeit und der damit verbundenen größeren Zufriedenheit und Gesittung jener Tage.

Vom geistigen Volksleben

Vom bäuerlichen Glauben, der auch hierzulande wohl die bedeutsamste und erste Stelle im Geistesleben des Volkes einnimmt, kann hier nur soweit gesprochen werden, als er auf die Eigenart unserer Bevölkerung sein Licht wirft. Die fast ausschließlich katholischen Bewohner unseres Gebietes unterscheiden sich von anderen katholischen Alpenbewohnern in ihrem Glauben, besser gesagt in den Äußerungen des Glaubens nicht sehr, höchstens darin, daß man das, was man mit einem üblen Beigeschmack „Bigotterie" nennt, hier kaum häufig finden dürfte. Die echte, tiefe Frömmigkeit des natürlichen, im Angesichte der überragenden Schöpfung und unter beständiger Fühlung mit allen Naturgewalten lebenden Berglers und die unerschütterliche, zähe Treue im Festhalten an all den äußeren Formen der Religion, die dem Kindergemüte die ersten, unauslöschlichen seelischen und auch künstlerischen Eindrücke gewährten, sie sind dem konservativen Sinn des deutschen Bauern überall und also auch hier in hohem Maße eigen. Und es ist über jeden Zweifel für den, der das Volk wirklich kennt, daß überall dort, wo man im Volke daran zu rütteln beginnt, immer auch sonst irgendwie der zersetzende, dem Wesen des Volkstums fremde Proletariergeist sich einnistet. Ein Glück ist es gewiß nie, aber auch nie für das eigene und soziale Leben des Volkes nützlich, wenn an diese vielfach bis an die Außenseite reichenden, aber doch in den tiefsten

[1]) Nach Goeth a. a. O., I, S. 177. — [2]) Von dem in der Kirche zu Landl begrabenen Tiroler Zimmerer Hans Gasteiger.

Tiefen seiner Seele wurzelnden Zweige seines Geisteslebens mit unverständiger Hand gerührt wird. Hier wäre dies aber um so verfehlter, als die feine, herzenswarme und lebensfrohe Kultur, die seit mehr als acht Jahrhunderten von den Admonter Benediktinern über alle unsere Gegenden ausströmt, wohl gar niemandem im Wege sein dürfte, außer höchstens einem Volksfremden, der von fanatischem und mit wahrer Geistesfreiheit durchaus nicht verwandten Parteihaß erfüllt wäre. Man braucht, um darüber ins klare zu kommen, nur das einstimmige Lob aller — auch der „liberalsten" — einstigen Admonter Stiftszöglinge zu hören[1]). Und es ist bezeichnend, daß ein Vertreter des absolutistisch aufgeklärten Beamtentums in seiner Beantwortung der statistischen Fragen des Erzherzogs Johann schrieb[2]): „Vorurteile und Aberglaube unter der Admonter Bevölkerung sind durch die aufgeklärten Seelsorger beynahe ganz ausgerottet worden." Und wer die frohgemute, sinnenstarke Lebenskraft der bäuerlichen Jugend, etwa aus ihren Tanzliedeln, je erfahren, aber auch wer die starkmütige Schaffens- und Duldungskraft älterer und alter Leute im Umkreise des Gesäuses je kennen gelernt hat, der wird sich über die „Unaufgeklärtheit" und über den „stumpfen, unfreien und niedergehaltenen Sinn" der Leute recht beruhigt fühlen dürfen. Das ist kein frömmelnder Pietismus, vielmehr ein starker, fast möchte man sagen „handfester" und trotz seiner römischen Kouleur ein im innersten Wesen deutscher, oder doch dem Wesen des Volkstums völlig angepaßter Glaube; ein Glaube, der viel vom uralten deutschen Volksglauben in sich aufgenommen hat. Gerade die Volkskunde lehrt dem vorurteilsfreien Beobachter, daß man da viel ruhiger und viel vorsichtiger urteilen muß, als man dies besonders im verflossenen Jahrhundert getan hat. Man hat beispielsweise seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in dem Wallfahrerwesen durchweg nur „Geschäft und Schwindel" sehen wollen, und nur einzelne, dem Volksgemüte nahestehende Dichter, allen voran Rosegger[3]), haben tief die Poesie empfunden, die auch in diesen Äußerungen der Volksseele steckt. Die Volkskunde aber hat die Aufgabe, der Sache auch noch von anderer Seite gerecht zu werden, den Kern von vielen, nicht zu leugnenden und namentlich von Krämerseelen auch um diese Heiltümer geschichteten Schlacken loszuschälen und freizulegen. Und da beginnt sich der neueren Forschung schon jetzt zu zeigen, daß gerade unsere alpenländischen Wallfahrerorte und Wallfahrergebräuche vielfach auf uralte, im tiefsten Urwaldboden des Volkstums wurzelnde Kulthandlungen zurückgehen[4]). Die Kirche, die keinen Grund hatte, gegen die Schönheit jener religiösen, noch aus dem Heidentum übernommenen Gebräuche, vor allem gegen die Wahl des Kultortes, einzuschreiten, die bei den Germanen mit Vorliebe in die Majestät stiller Wälder und bei den Slaven auf die Höhe freier Bergkuppen fiel, die Kirche hat in kluger Erkenntnis und mit berechtigter Schonung dem Volke gelassen, was des Volkes war, soweit es dem Christentum nicht völlig widersprach. Und so fallen nicht nur die großen christlichen Festzeiten mit den großen vorchristlichen Festen zusammen, sondern vielfach auch die Kultorte und mancher Kultbrauch. Der Admonter Heiltumsbezirk enthält vor allem vier volkstümliche Wallfahrtsstätten: Frauenberg am altslavischen Kulm, die Lindenkapelle Wandau zwischen Lainbach und Hieflau, die Rochuskapelle am steilen Dietrichhag bei Eßling in der Krippau und die Antoniuskirche in der Radmer. In gewisser Hinsicht gehört aber auch

[1]) Vgl. z. B. den Aufsatz von V. Zack, „Erinnerungen eines ehemaligen Klosterschülers", in Roseggers Heimgarten, Bd. 39, S. 714. — [2]) Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schuber 5, Nr. 11. — [3]) Man vergleiche beispielsweise seinen unübertroffen schönen Aufsatz „Von unserer lieben Frau" im Heimgarten. — [4]) Man vergleiche darüber besonders die interessanten Untersuchungen von Dr. W. Nagl über die Heiligenforschung in der deutschöst. Literaturgeschichte und neuerdings die ebenso lehrreichen Arbeiten von Dr. G. Graber in d. „Carinthia", Ztsch. d. Kärntner Gesch.-Ver., 102. Jhg. (1912), Heft 1—3 und i. d. Zeitschr. f. österr. Volkskunde, Wien 1914, 4., 5. und 6. Heft des 19. Jahrg. „Der heilige Mann der Niklai".

das Blasiusmünster in Admont selbst hierher. In letzterem findet am Vorabend vom St. Blasiustag, das ist am Lichtmeßtag, ein großer Zulauf des Volkes statt, weil es nach uraltem Glauben beim Blasiussegen Heilung von Halsleiden zu finden hofft. Es wäre interessant zu untersuchen, ob der Name Lichtmeßberg in irgendeinem Zusammenhange damit steht. Auf sehr frühe Volksbräuche geht es auch zurück, wenn die Wallfahrer zur Rochuskapelle in der Krippau schwere Holzscheite und Steine hinaufschleppen, um oben Verzeihung der Sünden und bei der Quelle Heilung von Augenkrankheiten zu erlangen und beim Durchkriechen eines Felsspaltes Kreuzschmerzen und dergleichen abzustreifen[1]). In der Wandauer Kapelle, die von sieben prächtigen Linden umstanden ist, und noch mehr in Frauenberg, finden wir auch den uralten, bis ins hohe klassische Altertum zurück zu verfolgenden Gebrauch der eisernen, hölzernen und jetzt vor allem wächsernen Votivgaben vertreten[2]). Im Wasser des Antoniusbrunnens in der Radmer[3]) aber will das junge Volk den zukünftigen Ehegenossen sehen können.

Abb. 10. Wandauer Lindenkapelle bei Hieflau

Wir haben leider nicht die Möglichkeit, auf alle die übrigen zahlreichen, ebenso interessanten Einzelheiten des Volksglaubens hier einzugehen. Denn nur auf das große Ganze kann es uns hier ankommen, und da soll nur noch auf eines hingewiesen sein: alle die genannten volkstümlichen Kultstätten liegen an geographisch betonten, meist aber auch noch von der Natur besonders gesegneten Plätzen. Und schon in dieser Wahl des Ortes zeigt sich ein Stück des tiefen Innern der Volksseele. Wem es je vergönnt war, wie dem Schreiber dieser Zeilen, einen klaren Herbstabend im prachtvollen Barock-Heiligtum und dann auf der Höhe von Frauenberg zu verbringen und von dort die ganze gottgesegnete Bergwelt ringsum in Abendsonnengluten zu schauen, der wird den zuversichtlich stolzen, lebensbejahenden und doch demütigfrommen Hymnus der Schöpfung haben empfinden können, der — unbewußt und in seiner Art — auch in all den tausenden vertrauensvollen Herzen der Wallfahrer pulst und der in dem auf der Kirchenwand leuchtenden Wahlspruch des Abtes Cajetan gipfelt: „Dum spiro, spero! — Dieweil ich atme, hoffe ich."

Neben den großen, hellen Lichtseiten des Volksglaubens sind einzelne Schatten des Aberglaubens um so leichter zu verschmerzen. Er ist übrigens in unserer Gegend nicht sehr stark, wie schon die mehrfach erwähnte Admonter Handschrift vom

[1]) Vergl. darüber K. Reiterer im „Neuigkeits-Weltblatt", Jahrg. 1910, Nr. 280, und über die Holz- und Steinopfer und das Durchkriechen bes. Marie Andree-Eysn, Volkskundliches aus d. bayer.-öst. Alpengeb., S. 1 ff. Braunschweig 1910, Vieweg. — [2]) Vergl. darüber R. Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904, Vieweg. — [3]) Schnürer und Bertele, Radmer, Wien 1902, S. 36.

Jahre 1811 mit Recht betont. Die allenthalben heimischen Gespenster- und Schauergeschichten, die übrigens in ihren unangenehmsten Seiten viel mehr Blüten der städtischen Kellerwohnungs- und Hausmeisterkultur als des Bauerntums sind, finden sich natürlich auch hier. Bodenständiger aber sind einzelne Meinungen, die zweifellos auf germanisches Altertum zurückgehen und von denen nur ein Beispiel aus St. Gallen erzählt sein soll. Dort — und scheinbar im Ennstal überhaupt[1]) — herrscht nämlich die Sitte, am Dreikönigsabend die „Pēschtmilch" (Berchtamilch) zu essen. Über eine Schüssel voll geschnittener Hausbrotstücklein wird gekochte Milch gegossen und das Ganze zu einem dicken Koch verrührt. Das wird am Abend in die Mitte des Tisches gestellt und davon muß jeder Hausgenosse ein paar Löffel voll essen. Das meiste aber wird stehen gelassen und in den Rest des Kochs steckt jeder einzelne seinen Löffel hinein. Um Mitternacht kommt nun die „Pēscht"[2]) und ißt von der Milch. Wenn jemand der Hausgenossen im Laufe des neuen Jahres stirbt, so nimmt sie dessen Löffel, dreht ihn um und steckt ihn verkehrt in das Koch, woraus dann der Betreffende am nächsten Tag sein Schicksal entnehmen kann.

Abb. 11. Straßenkreuz im hinteren Johnsbachtal

Ähnliche abergläubische Bräuche wurden uns mehrere erzählt: so das „Hüatlheben" in der Thomasnacht, wobei unter 7 Hüte 7 symbolische Gegenstände (Ehering, Rosenkranz, Lebzeltenkindlein und dergl.) gelegt werden. Jeder hebt dann einen Hut ab und erfährt, was ihm im Jahre bevorsteht. Hierher gehört auch das „Zwetschkenbaumbeuteln"[3]) in derselben Nacht, bei dem einem fernes Hundebellen die Richtung angibt, von wo der oder die Zukünftige kommen wird. Dann das „Rührkübellosen", das „Apfelschneiden", endlich das Behorchen der in der Christnacht redenden Kühe und dergleichen mehr. Auch vom „Abbeten" und „Wenden" der Krankheiten mit Hilfe sehr alter Beschwörungsformeln gäbe es noch manches zu erzählen.

Doch wenden wir uns lieber noch anderen Seiten des geistigen Volkslebens, der Volkspoesie und dem Volkshumor unseres Gebietes zu. Da erwähnt die St. Gallener Bezirksbeschreibung vom Jahre 1846 als eine Besonderheit der Gegend häufige „Räuber- und Wildbretschützen-Geschichten in Knittelversen verbreitet und nach bekannten Melodien gesungen". Wenn darunter nicht die üblichen, heute noch gesungenen „Boarisch-Hiasl"- und „Wildbratschützen-Lieder" zu verstehen sind, so dürfte man nach diesen Worten an eigenartige Volksdichtungen denken, wie sie bei den Südslaven noch reichlich zu finden, aber auch für die Deutschen nachzuweisen sind und in ihren letzten verblaßten Spuren auch heute in einzelnen Teilen Steiermarks (z. B. in der Schladminger Ramsau) noch leben. Aus dem reichen Schatz des Volksliedes unserer Gebiete sollen hier nur einige wenige kurze Proben wiedergegeben sein. Zunächst ein paar bisher noch ungedruckte Tanzliedln, wie sie die Admonter Bezirksbeschreibung vom Jahre 1811 anführt:

1. Aufs Gasseln bin i ganga,
Aufs Gasseln geh i no
Der Scherg will mi fanga,
Er hat mi nöt no.

2. Wia soll er mi denn fanga?
Van Tag geh i nit,
Va da Nacht is' stockfinsta,
Do siacht a mi nit.

[1]) Reiterer, „Ennstalerisch", S. 42, erzählt davon aus der Gegend von Irdning. — [2]) Es ist die alte germanische „Berhta" (die „Glänzende", „Holda" „Frau Holle"), die mit Wotans Gemahlin Freyja (der Göttin des häuslichen Lebens) wesensgleich ist. (Grimm, Deutsche Mythologie, S. 229 ff. und bes. Wutke, Der deutsche Volksaberglaube, Berlin 1900, S. 24 f.) — [3]) Dabei sagt man: „Zwetschken- (oder „Kriecherl")-Bam, i schüttl di — Heiliger Thomas i bitt di — Laß ma a Hunderl belln — Wo sie mei Mann tuat meldn."

3. Alli Leut, die buckelt san,
Tanzen nach der Seiten,
Bruada, nimm koa bucklats Weib,
Scham di vor den Leuten.

4. Nur lusti, nur lusti is olliweil aon Ding,
Gibt ma ma wenig, so trag i fein ring.

5. Nachtn is Samstag gwen,
Hoit ists acht Tag,
Bin ba da Menschin glegn
Auf an Schab Stroh.
Was mir für Rant habn ghobt,
Niemdt kint mirs glauben.
I han den Hut verlorn
Und s'Mensch die Haubn.

6. Ha liederlichs Bürschl,
Wann wirst di bekehrn?
Aus liederliche Leutn
Kann a no was werdn!

Man sieht, das ist kein duckmauseriges Volk, das so singt. Doch nicht nur das Tanzen, auch das Jagen wird so frisch und stark genommen. Als Beispiel sei hier ein in der Eisenerzer Gegend gesungenes prächtiges Jägerliedl angeführt, das der besten steirischen Volksliedersammlung von Viktor Zack[1]) entnommen ist und dessen Text, nach der Meinung Zacks, aus Bayern eingewandert, dessen prachtvolle Jagdfanfarenweise aber hier in dieser Gegend entstanden sein dürfte:

„Koa lustigers Lebn"

1. Koa lustigers Lebn, mei Dad![2])
Als Jagn im Berg umanand,
Is der Weg ast 'schmal oder broat,
Geht der Grabn her oder die Wand;
Das is ma oan Ding
Wenns nacha nur Gamslan gnua geit,
Acht i alles gar gring.

2. Auf der Ebn leicht Jager derfragst,
Auf Heaner und Hasn und Füchs,
Aber obn, wo's Edelweiß wachst,
Da taugn ost d' mehreren nix;
Aber i bin dabei,
Denn je höher, je lieber, das is
Mei Spruch alleweil.

3. Sigstn stehn, wia er hosst, wia er schaut
Und wia der Teufl, so schwarz und so wild!
Da sölli Bock is 's, der ma taugt,
Und i vertrau mas a, daß ers verspielt.
Denn a so, oder a so,
Und steigert er eini in d'Höll,
I kriagert'n do.

4. Schöne Granl-Ringerln tuan ziern,
Und es gfreut mi und gfallt ma so guat,
Wenn da Spielhahn sei Schar muaß verliern,
Und i steck ma 's auf aufn Huat,
Und bring i ma 'n zwegn
An wachlatn Gamsbart, verstehst,
Is alls nix dagegn.

Endlich sei als drittes ein ebenfalls von Viktor Zack aufgeschriebenes, bisher noch nicht veröffentlichtes Volkslied hierher gesetzt, das im Gebiete Hieflau-Steyr und auch in der Gegend von Bruck a. M. gesungen wird und eine prächtige Beigabe zu dem mehrfach erwähnten Kohlbauernleben unseres Gebietes gibt. Das beste daran ist freilich auch hier wieder die kecke Weise von einem geradezu hinreißenden, lustigen Übermut.

Kohlbauernbuam san ma
Tief drinnat im Wald;
Und wo halt gar seltn
A Sunn einisallt.
Mir hackn das Holz
Und kennan koan Stolz,
So viel als d'Leut habn wolln
Von Stock und von Holz
Jodler

Mir fahrn in die Stadt
Und verkasn die Kohln,
Ja, weil halt mir Bauern
Die Steuern zahln solln.
Jodler

Da sagn halt die Stadtler:
Schauts die Kohlbauern an,
Sie glaubn, daß der Teixl
Nit schwirzer sein kann.
Jodler
Sie zoagn mit di Finga
Auf dir und auf mir.
Ös dalgatn Stadtler
Seids schwirzer wia mir.
Jodler
Und schwarz san ma freili
Aber schwarz durch die Bank,
Und drum habn unsre Herz'a
An volleren Klang.
Jodler

[1]) Heiderich und Peterstamm, Steirische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Viktor Zack, Graz bei Pock & Tendler, 3 Hefte. — [2]) „Bei meinem Eid!"

Mit wenigen Worten nur können wir auch auf die Volkssage des Gesäuse-gebietes hinweisen. Wer sich näher dafür interessiert, findet sie im verdienstvollen Buche von Johann Krainz „Mythen und Sagen aus dem steierischen Hochlande" gesammelt[1]). Es sind z. T. sehr schöne und durchweg sehr interessante Sagen. Besonders auffallend sind die sowohl in der Gegend von Hall, als auch im hinteren Johnsbachtal bekannten Sagen von den „Wüldfrauerln" (Wildfräulein), gutartigen, holden Bergfeen, die oft tief in das Geschick der Menschen eingreifen und die ohne Zweifel auf uralte Mythengestalten zurückzuführen sind. Dagegen ist die Erinnerung an einstige fremdländische (vielleicht etruskisch-italienische) Bergkundige in den besonders um Hall vielverbreiteten Sagen von den „Venedigermandln" erhalten geblieben.

Einige Proben für den Volkswitz entnehmen wir schließlich dem mehrfach genannten Büchlein von Karl Reiterer: „Ennstalerisch". Wenn jemand schlecht aussieht, sagt man: „Der zahnt[2]) her wie da Fuchs in da Kleppern"[3]). Einem, der sich brüstet, viel vom schönen Geschlecht umworben zu sein, spottet man: „Um di geht's an wia im Sommer um die Patschen und im Winter um d'Hiefeln"[4]). Hochnäsigen ruft man zu: „Du bist der Herr von und zu und hint' ang'spreizt und hast mit der Nasen 's Licht geschneuzt"[5]). Ein Volksrätsel fragt, „wann Berg und Tal z'sammenkeman"; Antwort: „Wenn a Buckliger in Graben fallt." Und wenn ein Bauer sich eine Stadtkleidung anlegte, hieß es einst: „Sie steht eahm an wia in Hahn 's Kummet"[6]). Für das Wachsen des Tages nach Weihnachten hat man einen alten Vers. Der Tag wächst:

„Zu Weihnachten, wie der Muck gient,[7])
Zu Neujahr, wie der Hahn schreit[8]),
Zu Dreikönig, um an Mannstritt,
Zu Namen Jesu[9]), wia a Hirschnsprung,
Zu Lichtmeß um a ganze Stund."

Auch üble Zeiten werden mit Humor getragen: „Is a Kreuz und ka Herrgott dran", seufzt man und über die verlorenen Zeiten tröstet man sich mit dem Sprüchel: „Dwistahaho, die geldigen[10]) Fuhrleut warn do, Dwistahaha, d'Briefstaschen ist schon laa(r). Eisenbahn, Eisenbahn, Lokomotiv, früher hat's a Seidl[11]) tragn, jetzt glei an Pfiff"[12]).

Sitte und Brauch

So reich an Sitten und Bräuchen wie einst ist das Leben des Volkes hier und anderswo nicht mehr. Schon in den Berichten an Erzherzog Johann wird von „wenig Bräuchen" gesprochen. Und doch werden damals noch Bauernhochzeiten geschildert, von deren Fülle an altehrwürdigem Zeremoniell man sich heute keine Vorstellung mehr macht. Und was mag es gar erst in noch älteren Jahrhunderten, etwa im Mittelalter, unter unseren Bauern für krausen Altvordernbrauch gegeben haben! Doch keine Urkunde und keine Chronik erzählt uns davon, wenigstens nicht für unsere Gegend. Und doch gibt es Zeugen, die wie stumme Wegweiser nach einer Richtung deuten, in der der Schatz zu heben wäre. Das sind z. B. die im Lande mehrfach vorkommenden Ortsnamen, wie „Spielstatt", „Spielberg", „Tanzstatt" und dergleichen, zumeist hoch oben im Wald, oder auf einer Alm, die uns sagen, daß hier dereinst nach manch ernster Männerversammlung gar lustiger alter Brauch und Tanz des Volkes geübt worden sein mag[13]). Ein

[1]) Bes. Nr. 36, 80, 87, 115, 135, 183, 194/5, 200/1, 205, 207, 248, 292, 297, 299 und 300. — [2]) Grinst. — [3]) Fuchsfalle. — [4]) Stangen zum Aufschichten der Feldfrucht. — [5]) geputzt (von der Lichtputze). — [6]) Roßkummet. — [7]) Soweit wie die Mücke gähnt. — [8]) Soweit der Hahn beim Schreien den Schnabel öffnet. — [9]) 16. Jänner. — [10]) reichen. — [11]) Drei Zehntel Liter. — [12]) Stamperl. — [13]) Zahn, Styriaca, Neue Folge, Bd. 1, Graz 1896, S. 70 ff

solcher Name, und zwar ein recht merkwürdiger, ist auch im Bereiche unseres Betrachtungsgebietes bei Ardning vorhanden. Das ist der um 1434 genannte Ortsname „Takaltlonike", das aus dem uralten, raren deutschen Wort „takalt" = Ergötzlichkeit, Spiel, und aus dem slavischen Worte „*lonika*" = Au, Platz (also Spielau, Spielplatz) zusammengesetzt ist. Der Ortsname hat sich noch heute im „Tagalterhof" bei Ardning erhalten.

Auch die „Tanzlaken" auf der Neuburgalm im hinteren Johnsbachtal gehört hierher. Ob es der Volkskunde je gelingen wird, etwa mit Hilfe noch unbekannter, in Kloster- und Privatarchiven verborgener Schriften aufzudecken, worin das Wesen jener verborgenen Brauchtümer bestand, — wer weiß es?

Vorläufig müssen wir uns mit der kurzen Anführung einiger noch heute bestehender Gebräuche begnügen. Da ist am reichsten immer noch der Weihnachtskreis von Advent bis Lichtmeß, der wie ein deutsches Kindermärchen erfüllt ist von all der Innigkeit und harz- und weihrauchduftenden Poesie der deutschen Stube und des deutschen Winterwaldes[1]). Das ist die Zeit, in der die innerste Seele des Volkes auf eine kurze Weile den harten, frostigen Panzer des Alltags abschütteln und in ihrer leuchtenden Wärme sich offenbaren darf. Und als uns in St. Gallen und in Johnsbach wohlunterrichtete Einheimische von jenen Weihnachtsbräuchen erzählten, da fühlten wir alle in den heimeligen Wirtsstuben sogleich den Zauberhauch jenes heute so sehr niedergetretenen, mit Alltagsstaub und Zeitungspapier verschütteten deutschen Wesens und die Sprache ward augenblicklich wärmer und lebhafter. Mit innigem Behagen schilderten sie uns die besonders in St. Gallen herrschende so eindrucksvolle Sitte des „Christkindl-Einläutens", acht Tage vor dem Weihnachtsabend. Da stehen die Kinder in stummer Verzückung mit gefalteten Händchen hinter Fenstern und Türen und ihre kleinen Seelen durchrieseln die himmlischen Freudenschauer seligster Vorahnung, wenn die feierlichen und doch so trauten Glockentöne durch den dämmerigen Winterabend erklingen. Dann kommen zwischen Weihnachten und Dreikönig die zwölf „Rauchnächte", an denen abends bei angezündeten Weihekerzen gebetet und darauf „gweicht" und „graacht", d. h. Haus und Hof von Bauer und Moar mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch und Speik durchräuchert wird. In der heiligen Nacht selbst muß die Weihekerze die ganze Nacht über brennen bleiben, „bis der Tag einischeint". Vor Mitternacht werden Butter, „Höni" (Honig), „Kletzenbrot", Äpfel und Nüsse gegessen, dabei muß man recht acht geben, daß beim Aufschlagen der Nüsse das „Kreuz in der Nuß" nicht verletzt wird, denn solche unverletzte Nüsse sind heilbringend für das Vieh, dem auch noch in derselben Nacht drei Stück eingegeben werden. Um Mitternacht gehen alle in die Mette, wo, wenigstens gegendweise, z. B. in St. Gallen, noch die wunderbaren Krippen- und Hirtenlieder gesungen werden, die für jeden Gebildeten eine wahre Offenbarung des deutschen Gemütes bedeuten. Dann folgen prächtige Zeiten voll Weihnachts- und leiser Vorfrühlingsstimmung, voll behaglichen Lebensgenusses bei Eisschießen, Kartenspiel, Schlitteln und gutem Essen und Trinken. Am Weihnachtstag wird für 1846 als vorgeschriebene und von dem Gesinde streng geforderte Festtagskost angegeben: Brotsuppe, Krenfleisch, Würste mit Grünspeis, Gschnattl, Grießkoch, Bratl mit Salat und Triet, Germgebäck, Butterkrapfen, gesulzte Milch, Zwetschgenpfeffer und für jeden eine halbe Maß Wein. Heute wird immer noch gut, aber doch nicht mehr „so heiß" gegessen wie damals. Als das erste der Vorfrühlingsfeste darf wohl das „Peschtln" und „Klöckln" angesehen werden, das in unseren Gebieten schon am Dreikönigstag geübt wird. Die „Peschtler" und „Klöckler"[2]) sind vermummte Gestalten mit

[1]) Man vergleiche die schönen, immer noch zu wenig gewürdigten Schilderungen Roseggers „Advent", „Nikolausabend", „Weihnacht", „Stefaniwasser und Johanneswein", „Frisch und gsund", im „Volksleben aus Steiermark", Staackmann, Leipzig. — [2]) Für das obere Enns-

wilden Teufelsmasken (die heute leider vielfach durch gekauften Faschingsschund ersetzt werden), die vollkommen stumm von Haus zu Haus ziehen, in den Stuben allerhand Schabernack ausführen (die Stube auskehren, den Anwesenden die Schuhe putzen und dann mit einem rußigen Fetzen die frisch gescheuerten Bänke abwischen u. dergl.) und schließlich unter Harmonikaklang einen „Peschtntanz" aufführen und hernach in einem großen Buckelkorb Krapfen absammeln. In viel geräuschvollerer Art wiederholt sich derselbe Aufzug, aber unter einem Höllenlärm beim „Faschinglaufen", wobei tollster Faschingsulk getrieben wird, bei dem z. B. in Weng das „Faschingbegraben", in Johnsbach und St. Gallen die „Altweibermühle" eine große Rolle spielt. — Am Palmsonntag zieht man mit großen, mit Äpfeln und Bändern aufgeputzten „Palmbuschen" (Weidenzweigen) zur Kirche; die dort geweihten Palmkätzchen werden überall als Heilmittel wohl aufbewahrt. Zu Ostern und zu Sonnwend werden auf den Höhen Feuer angezündet[1]), bei denen zu Ostern bis 3 Uhr früh Rosenkranz gebetet und gesungen wird. Wer je ein solches Osterfeuer in kalter klarer Osternacht mitgemacht hat, wenn ringsum die schneebedeckten Berge in blauweißem Mondlicht strahlten und im Vordergrunde die betenden und singenden Gruppen, beleuchtet von der Glut des Feuers, sich gespensterhaft wie Gestalten aus der Vorzeit vom tiefschwarzen Waldgrund abhoben, wird das überwältigende Bild nie mehr vergessen. Am Ostertage selbst kennt man noch die mit Sprücheln beschriebenen Eier, die zusammen mit Schweinfleisch und Faschingskrapfen in der Kirche geweiht und dann zu Hause gegessen werden. Am Ostermontag oder Osterdienstag folgt der „Godltag", an dem die Kinder ihre „Godln" (Paten) besuchen dürfen, bei denen ihnen fleißig „aufgekocht" wird und von denen sie mit Ostereiern beschenkt werden. Um Sonnenwende werden die „Sunnawendkranzln" geflochten. Sie sind in Steiermark nur dem Ennsgebiet eigen. Im Murgebiet hat man an ihrer Stelle die „Wetterkreuzln", die aus geweihten „Palm" (Weidenholz) geschnitzelt und an Haus- und Stalltüren genagelt werden, um den Blitzstrahl abzuwehren. Hier vertreten ihre Stelle die germanischer anmutenden „Sunnawendkranzeln" und „Sunnawendbuschn". Sie müssen am Vorabend des Johannistages (24. Juni) aus verschiedenen Kräuteln, gewöhnlich „Oanhack" (Disteln), „Taukraut" (Perlgras), Eichen- und Haselaub und Erdbeerblättern gewunden und am Sonnwendmorgen, aber noch *vor* Sonnenaufgang, aufgehängt werden. Dann darf man sicher sein, „daß der Dunna nit ei(n)schlogg". Man wird kaum eine Bauernhaus- oder Stalltüre in unserm Gebiet ohne jenes Sträußlein oder Kränzlein finden.

So wie der Lauf des Jahres für die Allgemeinheit, so ist auch der Lauf des Lebens für den einzelnen noch mit manchem Brauch verflochten, der Farbe in die graue Straße des Alltags bringt. Nach der Geburt des Kindes bringt die „Godel" der Wöchnerin einen „Weisatkorb"[2]). Dieser enthält Zucker, eigens gebackene, etwa 30 *cm* lange Semmeln, Eier und Fleisch. Die Wöchnerin zeigt sich später durch ein Gegengeschenk „Zruckweisat", erkenntlich, das gewöhnlich in Kleiderstoffen, Bildern und ähnlichem besteht. Bei Hochzeiten spielt der „Bidlmann" eine wichtige Rolle. Er muß ein lustiger Kerl sein, der die verschiedenen Hochzeitsgäste mit langem Spruch einladet. Heute sammelt er auch gleichzeitig Geld und Hochzeitsgeschenke für die Aussteuer und das Hochzeitsmahl ein, früher war dies nur bei armen Bauern und Keuschlern üblich, und zwar in der Form, daß die Braut selbst mit einer Begleiterin sammeln ging. Beim Hochzeitszuge selbst sind die auch anderswo üblichen Bräuche, als Brautstehlen, Wegverrammeln, Krautsalzen, Auftauchen der

tal b. Liezen vergl. darüber Reiterer, Ennstalerisch, S. 10. — [1]) Eine sehr stimmungsvolle Schilderung einer Sonnwendnacht am Plesch bei Frauenberg findet sich in der alten steyrischen Zeitschrift „Der Aufmerksame", Jahrgang 1857, S. 565 ff. — [2]) Das Wort „Weisat" dürfte von „weisen" kommen. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898, S. 189.

falschen Braut und dergleichen auch hier noch hin und wieder zu finden. Im Wirtshaus, wo das Mahl stattfindet, bekommen zuerst die Braut und die Kranzljungfrau („Zuabraut") ein Würstchen mit Kraut, wofür sie Geld herzugeben haben. In der Küche erhält der Brautführer einen „Kuchlbuschen" (Blumenstrauß mit Zigarren usw.) und ebenso muß jede Beisitzerin ihrem Nebensitzer einen „Buschen" und Zigarren geben. Nach dem Essen erscheint das „Kuchlmadl" mit einer verbrannten Schürze und mit einem Kochlöffel, auf dem ein „Buschen" befestigt ist, und bittet jeden Hochzeitsgast um Geld für ihre verbrannte Schürze. In den älteren Berichten über unsere Gegend wird bei Hochzeiten auch des um Mitternacht bei abgelöschten Lichtern stattgehabten, sehr sinnigen „Ehrentanzes"[1]) Erwähnung getan, bei dem die Braut durch Aufsetzen einer Haube zur eigentlichen Frau eingekleidet wurde; soviel ich erfuhr, ist dieser Ehrentanz heute nicht mehr bekannt.

Bei Sterbefällen ist hier im ganzen Lande die Sitte der „Totenwacht" üblich, wobei die Freunde und Angehörigen des Verstorbenen unter Beten und Gesang (alter, eigenartiger „Wachtlieder") an der Bahre Tag und Nacht beisammen bleiben. Beim Begräbnis selbst wird mit dem Sarg über der Schwelle dreimal ein Kreuz gemacht.

Als Lieblingsunterhaltungen des Volkes werden in den älteren Bezirksbeschreibungen für unser ganzes Gebiet das Kegelscheiben, Eisschießen, Scheibenschießen, Kartenspielen, der Tanz und die Almgänge („Schwoagn" genannt) angeführt. Mit Ausnahme des seltener und bürgerlicher gewordenen Scheibenschießens ist das bis heute so ziemlich gleich geblieben.

Alles in allem: Es steckt, wie man sieht, noch immer viel Kraft und Farbe im Leben und im Brauch unseres Volkes, obwohl hier nur ein flüchtiger Überblick gegeben werden konnte. Allein wenn auch nicht gerade zahlenmäßig wie beim Kapitel über die Volkswirtschaft, läßt sich auch hier ein Absteigen von einstiger Höhe leider nur zu sehr nachweisen. Möchten doch alle, die sich wahrhaft „national" nennen, mit tiefstem Ernst und allem Eifer mithelfen, nicht nur die Grenzen, sondern auch jene innersten Güter unseres Volkstumes vor Entartung und Verfall zu schirmen!

Tracht und Kunst

Am bedauerlichsten unter allen Verlusten auf dem Felde unseres Volkslebens und am stärksten in die Augen fallend ist das im ganzen Lande zu beklagende Verschwinden der Volkstracht. Wie kläglich nimmt sich in bezug auf die Gewänder heute etwa ein Kirchgangbild auch in unserer Gegend aus gegen jenes Bild Tendlers vom Kirchgang in Eisenerz[2]) oder jenes mehrfach wiedergegebene Lodersche Kreuzeinweihungsbild auf der Erzbergspitze. Und das alles ist innerhalb 50 Jahren spurlos verschwunden! Wenn die Bauernmädel wüßten, wie schlecht ihnen die modernen, elenden Konfektionsblusen, Hüte und Schürzen zu Gesicht stehen, die sie heute nach dem Muster der Dienstboten in den Märkten und Städten oder der Sommerfrischler gerade an Sonntagen mit Vorliebe tragen; und wieviel schmucker sie schon in ihren schlichten Werktags-Dirndlkleidern aussehen! Dabei soll aber beileibe nicht den jetzt üblichen „Dirndlkostümen" unserer Sommerfrischlerinnen jüngeren und älteren Jahrgangs das Wort geredet werden, die mit ihren schwefelgelb und giftgrün schillernden Schürzen, knallroten oder blitzblauen, neckisch durchbrochenen Strümpfen und in allen erdenklichen grellen Farben blitzenden Zipfelmützen ein Trachtenkonglomerat darstellen, das mit echter Volkstracht gar nichts gemein hat. Für diese Geschmacklosig-

Abb. 12. Trachten aus dem Eisenerzer Ortsmuseum (um 1840)

[1]) Goeth a. a. O., III, 1843, S. 74. — [2]) Original im Eisenerzer Ortsmuseum.

keiten gibt es nur einen Ausdruck und der heißt: „Gschnas!" Er gilt freilich auch den durch die verschiedenen „konzessionierten" Volkstrachten- und Volkssänger-Gesellschaften (die sich gewöhnlich „Gmoan" zu nennen belieben) eingeführten, ganz unbodenständigen „Salon"-Steirerkostümen, die sich durch fabelhafte Uhrketten mit ungeheuren Stoßzähnen als Anhängern, klimpernden Klumpen von Silbertalern und Stöcken mit halbmeterlangen Phantasie-„Gamshörndln" und dergleichen auszeichnen und die im besten Falle als schlechte Kopie einer mißverstandenen Münchner und Schlierseer Bauerntheater-Garderobe, aber nie als steirische Volkstracht angesprochen werden können.

Am ausgeprägtesten und schönsten war die Tracht bis um 1820. Da wird uns in den alten Bezirksbeschreibungen von St. Gallen (1814), Hieflau (1814) und Admont (1811) folgende Sonn- und Feiertagstracht beschrieben: Die Männer trugen runde, breitkrämpige Filzhüte mit kleinem Gupf von schwarzer und in der Hieflauer Gegend auch von grüner Farbe. Auf die letzteren steckten die ledigen Burschen schön gefaßte, scheibenförmige Gamsbärte mit Schildhahn- und anderen Federn. Um den Hals wanden sie ein kleines, seidenes Halstüchlein oder einen schwarzen Flor. Die Brust bedeckte ein Kattunleib von verschiedenen Farben (in Admont meist rot mit weißen Knöpfen) oder ein roter Brustfleck. Darüber spannten sich die grünen, gewöhnlich aus Teufelshaut geschnittenen Hosenträger, die die schwarzen, kurzen, jedoch u n t e r den Knien zu bindenden bock- oder kalbledernen Hosen trugen. Als Rock diente ein langer, bis an die Waden reichender, grünloderner Haftelrock, der der Gestalt ein ehrwürdig männliches Gepräge gab. Die Strümpfe aus Schafwolle waren gewöhnlich blau oder weiß und nur in der Hieflauer Gegend auch grün gefärbt. Hohe, schwarze, lederne Bundschuhe bekleideten den Fuß.

Die Weiber hatten auf dem Haupte zunächst eine Haube in der Form der bekannten Rotkäppchenmütze. Ihr Stoff und ihre Farbe waren verschieden, gewöhnlich dunkle Seide mit steifem Rückenteil, der mit Goldblenden, Filigrandrahtwerk oder schwarzem Spitzenschmuck geziert war. Diese kleine Haube bedeckte nur den oberen und hinteren Kopfteil und seitlich die Ohren. Darauf erst war mit schmalen Bändchen der eigentliche Hut befestigt. Er war groß, aus Filz, hatte in der Mitte einen kleinen, niederen weißen Gupf und ringsum ein breites, herabhängendes und gegen die Ohren eingebogenes Dach, das außen mit schwarzem Taffet, innen mit blaßrotem Leinenzeug überzogen war. Den Hals und die Brust bedeckte das unter das Leibchen gesteckte (nicht wie heute irrtümlich herabhängend getragene) kostbare Halstuch, das in freudigster Farbenpracht gehalten war, wenngleich in unserer Gegend schwarze oder doch dunkle Grundfarben mit roten Streifen und Blumen vorherrschten. Das ganz kurze Leibchen, das kaum auf den halben Rücken hinabreichte und die Brüste umschloß und hob, bestand in der Regel aus dunklem oder geblümtem Kattun und war ärmellos. Darüber erst zog man das ebenfalls kurze, gewöhnlich in feinem Dunkelbraun gehaltene, mit Rüschen geputzte, engärmelige „Röckl" oder „Spenserl", unter dem sogleich der fußfreie, bis an die Waden reichende, aus Reisten oder Kattun bestehende, dunkle, in Hieflau braune Rock ansetzte. Seine Vorderseite bedeckte die weit nach rückwärts schließende Schürze (das „Bürtuch"), das aus blauer, schwarzer, oder weißer Leinwand bestand. Die mit weißen Wollenstrümpfen bekleideten Füße steckten in meist niederen, in Hieflau aber auch ab und zu hohen, mit Bändchen besetzten Schnürschuhen. Wenn man sich diese Tracht vergegenwärtigt, so fällt einem vor allem die ruhige, ernste, durchaus nicht grelle Farben- und Formenschönheit auf und es wird einem klar, welch schreiendes Mißverständnis alle unsere Dirndlkostüme und ähnlicher „Bauerntanz" dagegen bedeuten. Möchten doch besonnene Fremde, namentlich Frauen und Mädchen, die so vielfach verdorbene Tracht wieder gutmachen helfen, indem sie sich ihre Muster für Sommergewänder nach diesen würdigen,

guten und schönen Vorbildern anschaffen lassen! Man predigt soviel von „deutschnationalen Pflichten"; fühle man doch endlich auch, daß es eine der ersten dieser nationalen Pflichten wäre, das Volk und seine Tracht nicht zu einer Komödie geschmacklosester Art herabzuzerren und langsam wieder gutmachen zu helfen, was da an wertvollem Volkstum gesündigt worden ist!

Diese schöne, alte Feiertagstracht, die zwar recht kostspielig war, aber meist auch fürs ganze Leben reichte, wurde an Werktagen nicht getragen. Da hatten die Männer vielmehr durchwegs graue und lichte Lodengewänder und die Frauen ganz schlichte Kittel, Leibchen und Spenser.

Nach 1830 begann sich die alte, durch das ganze 18. und den Beginn des 19. Jahrhunderts nachweisbare Tracht zu ändern. Hand in Hand mit dem sozialen und finanziellen Abstieg erfolgte der Rückgang in der Tracht. In der St. Gallener Beschreibung von 1846 finden wir für die Männer nur mehr graue Lodengewänder mit grünen Aufschlägen und für die Weiber einfache Tuchspenser und Röcke angegeben. Dasselbe gilt für Johnsbach um 1840. Die kurzen, erst nach 1850 aufgekommenen, grün ausgenähten und ober den Knien abgeschnittenen Lederhosen drangen von Bayern über Salzburg herein. Die langen Röcke und die breitkrempigen Hüte wurden mehr und mehr beschnitten und mehr und mehr grün, und die scheibenförmigen Gamsbärte wurden büschelförmig getragen. Es entwickelte sich das neuzeitliche „Steirergwandl" bei den Männern und die ganz charakterlose, aber viel billigere städtische Kleidertracht bei den Frauen. Nur eine hübsche Neuerung, scheinbar von Linz über Steyr herein vordringend, tauchte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei den Frauen auf. Das sind die großen, schwarzen, um den Kopf gewundenen und am Rande wulstförmig gedrehten Taft- oder Seidentücher, die über den Rücken in zwei Zipfeln, einem langen und einem kurzen, herabhängen. Sie bilden den einzigen und letzten Überrest von Volkstracht, den man bei Frauen unseres Gebietes heute noch, aber auch schon immer seltener, sehen kann. Bei den Männern hat sich eigentlich gar nichts Bodenständiges mehr erhalten, was für die Gegend typisch wäre. Die steirischen Sonntagslodengwandln mit grünen Lampas auf den Hosen, die grünen Aufseer- oder Filzhüte, die kurzen Sonntags- und die langen, mit stiefelschaftartigen Röhren besetzten Werktagshosen sieht man nicht nur hier, sondern im ganzen Lande. Ab und zu begegnet man noch einem alten Bauern, der unter ganz städtischer, aber wenigstens würdiger, schwarzer Obertracht noch eine alte mit Silberknöpfen besetzte, in feiner Farbenstimmung gehaltene Samtweste trägt.

Abb. 13. Schmiedeisenarbeit aus dem Eisenerzer Ortsmuseum

Ebenso schlimm wie mit der Volkstracht steht's mit der Volkskunst. Mit Ausnahme der hübsch geschnitzten, reichlich verschiedenen Muster der Holzgangln an den Bauernhäusern; einzelner schmiedeiserner, schöner Fenstergitter, gut gegliederter und sinnig gemusterter und bemalter Haustüren, und ab und zu eines eigenartigen Stuckwerkes auf einer Stubendecke, oder einer Zimmermannsrosette in einem „Trambam" wird man nicht viel an Volkskunst in unserer Gegend mehr finden. Höchstens, daß ab und zu auf einem Dachboden noch ein alter bemalter Kasten, oder eine nette Truhe verborgen steckt, oder in einem verstaubten Herrgottswinkel oberhalb des Eckstisches ein paar dekorativ leuchtende Hinterglasbilder hängen und einige holzgeschnitzte Heiligenfiguren ein stilles Dasein fristen. Der einstige große Reichtum aber an geschnitzten oder bemalten Kasten, Truhen und Trüchelchen, an „Spateln" (Schachteln), Gläsern, Tellern, Krügen, Vogelhäusern, Pfeifenköpfen, Beinkämmen, Stockgriffen, Silhouettenbildern und unzähligem Kleinkram, sowie an

zahlreichem schmiedeeisernen Kunstwerk und Gerät ist nahezu ganz verschwunden (vergl. unsere Zierstücke Abb. 13 u. 14). Wer sich davon eine Vorstellung machen will, muß wieder die schon genannten Ortsmuseen, für unser Gebiet, namentlich die von Stadt Steyr und von Eisenerz, besuchen und studieren. Beide Museen sind vorzüglich gesammelt und aufgestellt von Männern, die mit warmer Liebe all die Eigenarten unserer Bevölkerung erkannt und zur Darstellung gebracht haben. Natürlich ist es da mit einem bloßen Durcheilen der Sammlungen nicht getan; wer davon für sich und seine Volks- und Landeskenntnis etwas gewinnen will, muß sich eben schon ein wenig in jene Museen versenken. Dann aber wird er reichen Gewinn daraus heimbringen. Und das möchten wir auch zum Schlusse unserer Ausführungen allen gebildeten Besuchern unseres Gebietes warm empfehlen. Der bekannte Museumsfachmann und Kgl. Bayerische Generalkonservator Dr. Georg Hager hat mit Recht den Satz ausgesprochen, daß man in einem gut aufgestellten Heimatmuseum in konzentrierter Form all die Stimmungen und Eindrücke vom Volk und seiner Kultur erleben könne, die man bei einer Wanderung durch seine Gegend allmählich gewonnen hat. Das Richtige wird es daher sein, wenn man beides verbindet, wenn man, durch gute Bücher vorbereitet, mit offenem Auge und offenem Herz durch das Gebiet wandert und in lebendigem Schauen und Gespräch Land und Leute und Kultur kennen zu lernen versucht und dann zum Abschluß sich von jener konzentrierten Stimmung guter Heimatmuseen durchdringen läßt. Dann wird man mit Recht sagen können, daß man wieder ein Stück des deutschen Vaterlandes und ein Stück des deutschen Volkes wirklich erwandert habe. Und wohl dem, der das von sich sagen kann! Denn daß man darauf endlich wieder Gewicht zu legen beginnt, und daß das vielgeprüfte, lebensstarke, geistesstarke, gemütsstarke deutsche Wesen sich endlich wieder auf sich selbst zu besinnen beginnt, daß man einzusehen anfängt, um wieviel wichtiger für unsere eigene und für die Bildung und Durchdringng des ganzen Volkes und Vaterlandes es sei, an Stelle der vielen Baedeker-Kunstreisen in das falsche Ausland die eigene Heimat zu durchwandern und ihre Schönheiten in Natur und Landschaft, aber auch ihr Volkstum in all seiner Mannigfaltigkeit zu beobachten und liebevoll zu erfassen, das ist einer der erfreulichsten Ausblicke in die Zukunft unseres Volkes.

Abb. 14. Wetterhahn
Schmiedeisenarbeit aus dem Eisenerzer Ortsmuseum

Erinnerungsbilder aus den Kletterbergen des Gesäuses[1]) / Von Dr. Franz Tursky

Nur Eines gibt es, das bleibt
ewig jung,
Und keiner nimmt's — du bist's,
Erinnerung!
Du bist die Patina am Erz des
Lebens. K. Stieler

Jahre sind verstrichen, seit ich zum letztenmal im Ennstal weilte, Jahre des Krieges, Jahre des Sehnens, des Entbehrens und Erwartens. Fern von den mir lieb gewordenen Gesäusebergen, die ich alljährlich aufzusuchen gewohnt war, mußte ich diese lange Zeit im Felde verbringen, im Dienste für Kaiser und Vaterland, und wann es mir wieder vergönnt sein wird, eine von diesen stolzen Felszinnen zu betreten, das steht noch in den Sternen geschrieben. Wie oft habe ich in dieser Zeit des Fernseins voll freudiger Erinnerung ihrer gedacht und nichts anderes sehnlicher mir erwünscht als die baldige Wiederkehr solch glücklicher Stunden, wie ich sie in jener hehren und kraftvollen Felsenwelt einstmals verlebte! Vergessen sind die Tage ja alle, die Ungunst des Wetters trübte, und in meinem Gedächtnis leben als dauernder Gewinn entschwundener Freuden zahllose, köstliche und geläuterte Bilder, die mich heute noch immer mit hohem Glück und mit tiefer Beseligung erfüllen. Langsamer als in der schnellen Flucht der Wirklichkeit ziehen diese Erlebnisse alle an mir vorüber und wecken in meinem Innersten Gefühle, als wäre ich inmitten dieser ragenden Felsnatur. Die verborgensten Geheimnisse, die sich mir dort oben einstens entschleierten, liegen jetzt alle so lebendig vor meinem geistigen Auge, als erstürmte ich eben mit Seil und Kletterschuhen eine der himmelanragenden Zinnen. Die düster-bleichen Felswände breiten sich in ihrer ganzen furchtbaren und großartigen Gewalt vor meinen Blicken aus, so, als stünde mein Fuß an den schäumenden Wogen der Enns, die tosend dieses Felsengemäuer umflutet. Mir ist so selig zumute, als schweifte mein Blick gerade jetzt hinab in die liebliche Tiefe und hinaus in die blaue Ferne, so wonnesam, als hätte ich eben wieder über eine von diesen sonndurchglühten oder schattendurchfurchten Riesenmauern gesiegt. Wieder wogt jene Freude und jenes Behagen in meinem Herzen, das einstmals dort oben in mir aufflammte, wieder dämmern, goldig verklärt, jene Seelenregungen in mir auf, die mich so oft schon mit unwiderstehlicher Gewalt hinaufzogen zu diesen lichten Höhen.

Jenen herrlichen Teil des Ennstales, wo die perlenden Wogen der Enns am wildesten durch ihr Felsenbett dahinbrausen, so laut tosend, daß sie selbst das lärmende Dampfroß übertönen, nennt der Volksmund in seiner treffenden Einfachheit: Gesäuse. Mit diesen wenigen Worten kann ich mich begnügen, um die Lage des Gebietes meiner nachfolgenden Schilderungen anzudeuten, da ja erst der Jahrgang 1916 dieser „Zeitschrift" eine Abhandlung von Dr. Fritz Benesch über das Gesäuse und seine Berge enthielt, die es für mich überflüssig macht, auf erschließungsgeschichtliche Fragen und Verhältnisse einzugehen, da in ihr alles Wissenswerte dieser Art zu finden

[1]) Geschrieben im Sommer 1917 im Felde.

ist. Über den geologischen Bau aber spricht in diesem Bande ein Berufener: Georg Geyer. Wenn ich trotzdem den Lesern der „Zeitschrift" über einige Bergfahrten aus dem Gesäuse berichte, so tue ich es, um auch den kletterfrohen Hochalpinisten ein Geleitwort zu der diesem Bande beiliegenden Karte des Gebietes zu liefern, indem ich einige der schönsten und genußvollsten Kletterturen der Ennstaler Berge zu behandeln versuche.

Planspitze, 2117 *m*, Nordwand

Kaum eine andere Kletterbergfahrt im Gesäuse ist so lohnend und großartig als die Erklimmung der Nordwand der Planspitze, deren Bild auch dem flüchtigen Besucher des Tales meist als das malerischeste in der Erinnerung zurückbleibt. Mauergleich und in himmelstürmender Höhe ragt sie über die Schienenstränge von Gstatterboden empor und zwingt durch ihre schroffe und drohende Nähe jeden Wanderer zu stummem Erstaunen und höchster Bewunderung. Uns Kletterern bietet sie aber noch viel mehr, diese leblose und doch so belebende Riesenmauer! Wir können ihrem sonnigen und verführerischen Lächeln nicht widerstehen; wir suchen darum in diesen dräuend-bleichen Felsen unseren Weg zum Gipfel und freuen uns über jeden Augenblick, der uns in ihrer kraftvollen Bergherrlichkeit vergönnt ist.

Zunächst einige Worte über den Aufbau der Wand, um allen jenen, die sie zum ersten Male zu erklettern beabsichtigten, schon vom Tale aus ihren Weg in größeren Zügen vor Augen zu führen. Links, d. i. östlich vom Gipfel der Planspitze, durchreißt eine senkrechte, tiefe Schlucht, der „Inntalerkamin", die Wand und bricht hoch oben in ihr ab. Von dieser Abbruchstelle weg führt das unterste Band der Pichlroute, die am meisten begangen wird, nach rechts hinaus in die Steilwand, die gut gebändert und geschichtet ist, was einem geübten Auge auch vom Tale aus kaum entgehen kann. Einige hundert Meter unterhalb des untersten Abbruches des Inntalerkamins ist eine etwas nach links ansteigende, breite Terrasse vor die steilen Platten der Wand hingelagert, die einen kümmerlichen Zerbenbestand aufweist, weshalb sie auch allgemein unter dem Namen „Krummholzstufe" bekannt ist. Zu ihr hinauf führen den Kletterer jene Schrofen, die ungefähr in der Fallinie des Gipfels den untersten Sockel der Felswand bilden. Wer diese wenigen, augenfälligen Punkte schon vom Tale aus seinem Gedächtnis einprägt, der wird beim Durchstieg durch diese Felsen kaum von dem richtigen Kletterweg abweichen.

Von meinen zahlreichen Erkletterungen der Nordwand der Planspitze will ich jene herausgreifen, die am lebendigsten in meiner Erinnerung geblieben ist. Ich will versuchen, die gewaltigen Eindrücke zu schildern, die der Bergsteiger aus dieser Felsenwelt mit sich heimträgt, und nochmals betonen, daß diese Tur so reichen Genuß bietet wie kaum eine andere in den Ennstaler Bergen. Darum ist sie wohl auch mit Recht eine der beliebtesten in diesem Gebiete, nicht allein bei uns Wiener Bergfreunden, sondern auch bei allen anderen Felssteigern, die die Hochzinnen des Gesäuses kennen und schätzen lernten.

Es war am 22. Juni 1912, als ich mit meinem langjährigen Bergfreund Dr. Otto R. v. Böhm sowie mit mehreren anderen Kameraden der Akademischen Wiener Alpenvereinssektion frühmorgens den Eisenbahnzug in Gstatterboden verließ. Wir wanderten die Gesäusestraße ennsaufwärts. Bald nach Überschreiten der Ennsbrücke, unweit flußaufwärts vom Bahnhof, zweigt bei der ersten Hütte zur Linken ein verwachsener Waldweg ab, der zum Fuße der Wand hinaufführt und ab und zu auch mit Steindauben gekennzeichnet ist. Dieser Pfad leitet über eine mit Holzabfällen bedeckte Lichtung und durch einen Jungholzbestand zu einem Rücken empor. Hat man diesen erreicht, so geht es steil durch Hochwald in die Höhe, bis die Steigspur durch Zerben in der Nähe eines steilen Risses ganz an die Felswand hinführt, die nicht weniger

schwer begehbar scheint wie die anderen Abstürze der Hochtorgruppe und dennoch so bedeutend geringere Schwierigkeiten bietet, daß sie von jedem sicheren Durchschnittskletterer auf der Pichlroute begangen werden kann. Sie ist nämlich von allen Kletterrouten der Wand die leichteste, zugleich aber auch die schönste und führt überdies am nächsten zum Gipfel, drei seltene Vorzüge, die ihre Beliebtheit wohl erklärlich machen.

Mehr denn zwei Stunden Zeit hatten wir bis zum Fuße der Wand gebraucht, unter der man dann, etwas Höhe aufgebend, nach links zum Felseinstieg hingeht. Bei einem größeren Steinmann, der den Einstieg kennzeichnet, ließen wir uns nieder, hielten Rast und frühstückten. Dann nahmen wir unsere Rucksäcke wieder auf und stiegen in den Wandvorbau ein. Dieser ist vom Einstieg weg im allgemeinen schief rechts aufwärts zu erklettern und führt über steile, aber nicht schwierige Schrofen zu einer wenig ausgeprägten Schlucht empor, die verhältnismäßig schnell auf die Krummholzstufe leitet, wo bis in den Sommer hinein meist alter, harter Winterschnee lagert.

Hier zur Rechten setzt erst die eigentliche Steilwand an, die bis zum Gipfel in unverminderter Neigung emporstrebt und von hier aus jede Erkletterung in der Fallinie unmöglich macht. Um diese unnahbaren, gruselig gefärbten Platten zu überlisten, wendet man sich links gegen eine schwarze Höhle hin, zu der wunderhübsche Genußkletterei unschwer emporführt. Dann gilt es einen glatten Plattenschuß zu bezwingen, der an jener Stelle zu durchklettern ist, wo er die geringste Höhe aufweist. Die größeren Schwierigkeiten, die zu beiden Seiten dieser Stelle der Kletterkundige leicht herausfindet, drängen von selbst zu jener Platte, die dort zu erklimmen ist. Nach ihrer Überwindung folgen mehrere Steilstufen in gutgriffigem Gestein, die sodann auf ein meterbreites Band emporleiten, das mäßig ansteigend zu dem untersten Abbruch einer mehrfach überhangenden, schaurig-wilden Steilrinne, nämlich zum untersten Ende des bereits erwähnten „Inntalerkamins" hinführt.

So anregend und genußvoll auch die Wanderkletterung bis hierher schon ist, der folgende Teil übertrifft den unteren doch in mehrfacher Hinsicht und ganz besonders an Großartigkeit. Schier erdrückend wirken diese Felsabstürze, die ob ihrer reichen Gliederung durch vielfach übereinander geschichtete, mäßig geneigte Bänder so einzig in ihrer Art sind, daß es mir trotz meiner reichen Klettererfahrung schwer möglich wäre, eine Wand anzuführen, die sich in dieser Hinsicht mit ihr vergleichen ließe. Und der Blick von ihr über die sonnenhelle Furche der Enns hinweg, zu den nahen Wänden und Graten der Buchsteingruppe, der Blick weit hinaus, wo die fernen Gletscher des Dachsteins sich mit dem Himmel zu vermählen scheinen!

Für den folgenden Teil der Felswand gilt für den Kletterer als Richtschnur, daß alle zu begehenden Bänder nur soweit nach Westen zu verfolgen sind, als dies ohne größere Schwierigkeit möglich ist. Ich hebe dies deshalb hervor, weil mir in diesem Teil der Wand das genaue Einhalten der Kletterroute schwierig erscheint und ich selbst gelegentlich meines ersten Besuchs — allerdings im Nebel — in dieser Felspartie von der richtigen Route abgewichen bin. Damals verlor ich fast eine Stunde Zeit durch unnütze Versuche an schmalen Bändern und Leisten, die dort mehrfach übereinandergelagert sind und für den Kletterer immer ungangbarer und schwieriger werden, je weiter man sie nach rechts hinaus verfolgt. Ich wiederhole darum nochmals: nur gut gangbare Bänder verfolgen; denn nur über solche führt der richtige Kletterweg. Brechen diese ab, oder gehen sie in schmale Felsleisten über, dann muß an geeigneter Stelle emporgeklettert werden und man wird bald wieder auf ein gut begehbares Band treffen, das den Weiterweg weist.

Nun traten wir den Weg in die Steilwand an, und zwar auf einem meterbreiten Band, das vom unteren Abbruch des Inntalerkamins schwach ansteigend hinleitet. Wie gemauert sind die Felsstürze zu beiden Seiten des Bandes, zur Linken senkrecht

ansteigend, zur Rechten ebenso steil in die Tiefe weisend. Einer hinter dem andern, durch Seile miteinander verbunden, wandern wir in die pralle Wand hinaus. Doch bald wird das Band schmäler, immer schmäler. Jetzt bricht es gänzlich ab; es gilt einen ausgesetzten Quergang zu überwinden, um etwas tiefer wieder ein gutes, breites Band zu erreichen, das zu einem Schartel hinführt. Von dort erreicht man sodann gar bald die großartige Gipfelbucht, die meist mit Schnee erfüllt ist und in schaurig-schönen, ungemein glatten, senkrechten Platten zum Scheitel der Planspitze emporzieht. Ein leicht begehbares, breites Geröllband führt aus ihr wieder sanft ansteigend in die Steilwand hinaus, das wir bis zu seinem Abbruch hin verfolgen. In schöner, ausgesetzter Kletterei geht es kaum mehr als eine Seillänge hoch an einer Kante aufwärts und wieder erreicht man ein gut begehbares, breites Band. Von dessen Ende führt dann abermals schwierige Kletterei empor, bis man ein schmales Bändchen erreicht, das nach rechts wenig absteigend in den Grund eines tief eingeschnittenen Risses leitet. Bei großer Ausgesetztheit verfolgen wir es langsam und vorsichtig. Einer meiner Gefährten löste einen Stein los, dem er sich allzu unachtsam genähert hatte. Wie dieser uns allen den Weg wies, falls etwa einer von uns zu Sturz käme! Bis hinunter auf die Krummholzstufe mag er wohl geeilt sein unter donnerndem Lärmen, alles mit sich reißend, was ihm unterwegs an losen Felstrümmern begegnete. Hatte er warnend diese stille Einsamkeit gestört, um uns an Vorsicht zu gemahnen? Nein, er wollte nur Zeugnis ablegen für das Walten ewiger Gesetze, er wollte nur zeigen, wie sich stetig Fels um Fels aus diesem Gefüge loslöst, um dorthin wieder zurückzukehren, wo er einstmals entstanden. Er wollte uns durch seinen stürzenden Flug nur beweisen, daß nichtsdestoweniger doch diese Bergmauer immer noch so unverändert ist wie vor uralten Zeiten — ewig gleich, unfaßbar gewaltig. Was Titanen einst aufbauten, als sie sich anschickten, den Himmel zu erstürmen, das kann auch der nagende Zahn der Zeit nicht überwältigen, das wird auch dann noch fortbestehen, wenn einst das Menschentum gleich einer Welle im Wogen des Lebens der Welten zerflossen sein wird! —

Nun steigen wir einer nach dem andern in den Riß ein, der mit einer anstrengenden Steilstufe beginnt; immer weiter, immer höher klettern wir in ihm und den angrenzenden Felsen empor. Wir fühlen alle schon die Nähe des Gipfels, der sich knapp links von uns aufbaut, und klettern daher rascher, als wir es vielleicht verantworten können. Doch die Felsen sind nicht schwierig, sie sind gerade so geartet, daß sie ein rasches Vordringen ermöglichen. Bei einem pikanten Spreizschritt in steiler Wand verlangsamten wir nochmals unsern Gipfelsturm, klommen aber dann gleich wieder rascher empor, bis wir wenige Minuten vor dem Betreten des Gipfels den jenseitigen, mäßig geneigten Felshang erreichten, auf dem wir uns gehend der Spitze zuwandten.

Jetzt hatten wir das Ziel unserer Sehnsucht erreicht, der Scheitel der Planspitze lag unter unseren Füßen. Aus dem frischblühenden Leben am Fuße der Planspitze waren wir emporgestiegen über die starren Falten und Runzeln ihrer Riesenstirn, die sie dem im Tale Wandernden zukehrt. Nun standen wir, hohe Freude und wunschloses Glück im Herzen, auf dem Gipfel. Und wie glanzvoll und lebendig ist auch noch jetzt in mir das Gedenken an jene frohen Stunden — sonnig verklärt durch alle die vielen erhabenen Bilder, die ich einstmals aus dieser Welt von Schönheit, Kraftfülle und Herrlichkeit mit mir heimgetragen habe!

Wollten wir den Abendzug in Gstatterboden nicht versäumen, dann durften wir nicht zu lange auf dem Gipfel verweilen. Nach kaum einstündiger Rast rüsteten wir uns zum Aufbruch. Wir stiegen gelben Marken entlang den gewöhnlichen Weg über den Kölblplan zur Ebersangerlalm hinunter, von wo wir sodann dem blaubezeichneten Wasserfallweg ins Tal folgten. Dieser kühn angelegte Felsenweg ist von der Wiener alpinen Gesellschaft „Ennstaler" erbaut und führt, vielfach mit Seilen und Leitern

versichert, durch die „Wasserfallwände". Wenn auch der Bergsteiger von echtem Schrot und Korn begreiflicherweise der künstlichen Erleichterung von natürlichen Schwierigkeiten entgegentritt, so wird doch keiner aus unserer Gilde gegen die Gangbarmachung von solchen Naturschönheiten das Wort erheben, die ja noch obendrein nicht einmal in der Hochregion selbst gelegen sind. Im Gegenteil, auch er wird gleich jedem anderen voll von Begeisterung über die reiche Fülle herrlicher Bilder sein, die durch diesen Weg der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden, mit staunender Bewunderung an jedem einzelnen dieser schäumenden Wasserfälle stehen bleiben und tiefen Dank den Erbauern zollen.

Kaum viel später als eine Stunde nach Verlassen des Gipfels betraten wir wieder die Gesäusestraße und wanderten auf ihr zur Haltestelle Kummerbrücke hin, bereits wieder mit neuen Plänen im Herzen, die wir tags darauf in der Reichensteingruppe durchführten.

Reichenstein, 2247 *m*, Totenköpflgrat

Als stolzer Dreizack ragt der Reichenstein allseits aus tiefen Tälern kühn und jäh in den Himmel empor und ist ob seines seltenen Felsenaufbaues wohl mit Recht als der formenschönste Berg des Gesäuses bekannt und berühmt. Zu beiden Seiten ist ihm je ein kühner Riesenturm vorgelagert, der dräuend-bleich zu seinem Gipfel emporweist, das Admonterhorn im Westen, das Totenköpfl im Osten. Hoch über saftiggrünen Matten hebt sich der massige Felsleib in die Lüfte, zu seinen Füßen von harzduftenden Nadelwäldern umsäumt; diese wieder spiegeln ihre dunkeln Schatten in den blinkenden Wellen der Enns, die, zu tosendem Gischt zerstäubt, gar ungebärdig dahinstürmen. Solcher Art ist das Bild, das der Reichenstein dem Beschauer bietet, der das Tal im Eisenbahnzuge durcheilt oder die abwechslungsreiche Gesäusestraße behaglich dahinwandert. Was Wunder, wenn er das Ziel des kraftvollen Kletterers ebenso wie des schönheitstrunkenen Naturfreundes bildet!

Auch ich habe seinen Gipfel zu wiederholten Malen erklommen und jedesmal neue Reize in seinen prallen Felsen entdeckt. Zuletzt vor Ausbruch des gewaltigen Völkerringens, das meinen bergsteigerischen Plänen damals ein jähes Ende bereitete, betrat ich den Reichenstein am 28. Juni des Jahres 1914 gemeinsam mit meinem Kameraden Dr. Otto R. v. Böhm, und von diesem Sonnentag will ich, weil er sich am tiefsten in mein Gedächtnis prägte, hier erzählen.

Frühmorgens, noch vor den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, verließen wir damals den „Donnerwirt" in Johnsbach, zu dem wir am Vortage spät abends von der Bahn gewandert waren. Wir folgten den verheißungsvollen Marken, die dort das Johnsbachtal verlassen, und stiegen durch einsamen Wald zur Treffneralm empor. Zwischen einzelnen Baumwipfeln leuchteten himmelhoch über uns schroffe Felsen im rosigen Licht — der junge Tag hielt eben Einzug. Rückblickend bewunderten wir den imposanten Ödstein, der sich gerade von hier aus in seiner prächtigsten und gewaltigsten Form dem Beschauer zeigt und als höchster in der Runde das Tal beherrscht. Der Weg führt höher oben mehr über sonnige Matten, die bereits nach allen Seiten hin freien Ausblick gewähren und auch das Ziel des Tages vor unsern Augen entschleiern. Gleich einer abenteuerlichen Felskeule baut sich der Reichenstein vor unseren Blicken auf, das Admonter Horn ganz verdeckend; das Totenköpfl scheint von hier aus ebenso hoch wie der Hauptgipfel in die Lüfte ragend. Links von ihm ereat der tausendfach geschartete Ostgrat des Sparafeldes unser Staunen und auch die schneeerfüllte, allseits von schroffen Platten begrenzte Schlucht, die zur Wildscharte emporzieht, ist ungemein romantisch.

Gegen 7 Uhr morgens erreichten wir bereits die Treffneralm, wo wir damals beide zum erstenmal die neuerbaute Mödlinger Hütte zu sehen bekamen. Wir betraten das

einfache, schmucke Haus und besichtigten seine innere Einrichtung, stöberten das junge Hüttenbuch nach Bekannten durch und füllten sodann unsere Feldflaschen beim Hüttenbrunnen mit Wasser, das wir höher oben nur schwer oder überhaupt nicht bekommen konnten. Dann packten wir zusammen und machten uns wieder auf den Weg. Wir wanderten über sonndurchleuchtete Almböden bergan, wo die Glocken unzähliger Weidekühe friedlich läuteten und Erlenräucher angenehm dufteten. Langsam, denn die Sonne meinte es zu gut mit uns, aber stetig verfolgten wir unser Steiglein, das sich durch Krummholz windet und uns rasch an Höhe gewinnen ließ. Wir hatten bald die Abzweigung der Südwandroute vor uns, die von hier aus links in die Platten hineinführt, stiegen aber über grasdurchsetzte Schrofen weiter empor, gerade auf die Pfarrmauer los. Ein prächtiger Abblick ins Enntal eröffnete sich unseren Augen. Den nunmehr betretenen Kamm verfolgten wir sodann nach Westen bis zu zwei kleinen, bizarr geformten Türmchen, die den Klettereinstieg kennzeichnen. Vor dem ersten machten wir halt, legten Seil und Kletterschuhe an und stiegen nach kurzer Rast in die Felsen ein.

Wie schneidig beginnt doch gleich hier die Kletterei. Das erste der beiden Türmchen ist verhältnismäßig leicht zu erklettern, aber das nachfolgende gibt genug zu tun. Es kann „angeblich" auch rechts, also in seiner Nordseite, umgangen werden. Ich sage „angeblich", weil man in der einschlägigen Literatur mehrfach von einer solchen Umgehung lesen kann. Ich selbst habe sie früher einmal auch versucht, aber mich wohl gehütet, sie durchzuführen. Mir scheint das Überklettern dieses Türmchens doch weit empfehlenswerter zu sein, wenngleich auch hierbei eine schwierige Abseilstelle zu überwinden ist. Diese führt in eine schmale Scharte, von wo sich erst der eigentliche Ostgrat des Totenköpfls aufschwingt, den wir sogleich nach Erreichen dieser Scharte anpackten. Ein steiler, seichter Kamin mit guten Griffen ist emporzuklettern, dann steht der Felsgeher vor den größten Schwierigkeiten. Glattes, nahezu senkrechtes Gestein gilt es da zu erklimmen, wobei es auf mehrere Seillängen nur ganz schmale und ausgesetzte Ruheplätzchen gibt. Vorsichtig und langsam arbeitete ich mich empor; ein schwerer Überhang ist mir gut in Erinnerung, weil ich ihn damals erst beim zweiten Angriff nahm. Ich war wohl zuviel mit meinen Gliedmaßen, aber zu wenig mit meinem Kopfe geklettert! Doch kaum hat man sich so recht an die heikle Felsarbeit gewöhnt, läßt auch die Steilheit der Felsen schon wieder nach. Leichter und immer leichter geht es dann empor auf den Gipfel des Totenköpfls; überall sind gute Tritte und Griffe für den Kletterer in reicher Auswahl vorhanden. Nach seinem Erreichen stiegen wir über steile, jedoch unschwere Felsen in die Südseite hinunter — der Gipfel bricht nämlich überhangend zur Scharte gegen den Reichenstein ab — und querten in die Scharte hinein.

Nun standen wir am Fuße der Reichenstein-Ostwand, die von hier aus nahezu in der Fallinie des Gipfels erstiegen wird. Sie bietet zwar nirgends besondere Schwierigkeiten, erfordert aber doch Kletterübung und volle Achtsamkeit; denn sie ist, wenn auch gut geschichtet, so doch ungemein steil und plattig. Genau anzugeben, wo man in ihr am besten emporkommt, ist in Anbetracht der wenig gegliederten Felsen nicht gut möglich, aber auch nicht nötig. Dem geübten Felsmann genügt ein flüchtiger Blick und er wird rasch und sicher zur Höhe finden. Unweit vor dem Ausstieg bäumt sich die Wand fast senkrecht auf — dort ist eine schwierige Querung in Platten auszuführen —, dann erreicht man eine Rinne, die gerade auf den Grat hinaufzieht, knapp neben dem Gipfel, den wir wenige Minuten später betraten.

Sinnend bleibe ich stehen und suche zu ergründen, was uns Menschen denn bewege, alle Gefahren und Entbehrungen mißachtend, die Bergwelt immer und immer wieder aufzusuchen. Vielerlei kam mir dabei in den Sinn, doch ich vermochte die Triebfeder dieses Beginnens nicht ganz zu erfassen. Ist es vielleicht eine besondere Art

des menschlichen Forschungstriebes, der ihn dazu drängt, seine Heimat auch in ihren verborgensten Falten und Giebeln kennen zu lernen? Locken die Berge vielleicht als eine notwendige Ergänzung unseres immer mehr verflachenden Erwerbs- und Berufslebens, durch die landschaftlichen Reize oder durch den überaus günstigen Einfluß, den sie auf Seele und Gemüt ausüben? Oder ist der Bergsport vielleicht nichts anderes als die zeitgemäße Form einer altüberkommenen Wander- und Abenteuerlust, die auch unseren Vorfahren schon zu eigen war?

Gar oft schon wurde diese Frage aufgerollt und doch noch nie erschöpfend und allseits befriedigend beantwortet. Wir kennen die werbende Kraft des Alpinismus leider nicht in allen ihren Ursachen, wohl aber den Geist, der unter uns Jüngern des Bergsportes herrscht. In unwandelbarer Liebe und Treue sind wir ihm ergeben und beglückt von allem, womit er uns beschenkt, ungeachtet aller Gegner und Neider. Wir betrachten die Alpenwelt als das köstlichste Gut für alle jene, die nach kühner Betätigung verlangen, wir erblicken in der Ausübung des Bergsteigens das beste und großartigste Mittel, um Mut und Tatkraft durch eiserne Selbstzucht zu stählen, um ganze Männer für die Welt heranzubilden. Denn wer dort oben in den Bergen hochzustreben, emporzukommen trachtet, der tut es auch als Mensch im Leben, wer dort seine Wege findet, der findet sie auch mitten in dem Gegeifer der Welt, auch unter der Menschen Haß und Neid, Falschheit und Niedrigkeit!

Mehr als zwei Stunden lang verblieben wir in süßem Nichtstun auf dem Gipfel. Keiner von uns beiden wollte zum Abstieg mahnen. Mochte uns auch noch soviel zu Tal rufen, mochte unser auch noch so Begehrenswertes dort unten harren, ein glühenderes Leben, ein seligeres Genießen als hier konnten wir nicht erhoffen. Darum packten wir schließlich auch nur langsam und ungern unsere Habseligkeiten zusammen und gelobten, recht bald wieder zu Besuch zu erscheinen. Wir wußten ja nicht, daß uns höhere Pflichten so lange Zeit hindurch anderswo festhalten und an der Ausführung dieses Vorsatzes hindern würden. Wer hätte damals voraussehen können, daß wir beide einen Monat später an der Spitze einer todesmutigen Schar hoch zu Roß in den Krieg zögen!

Wenige Minuten lang folgen wir springend und laufend dem sanft geneigten Gipfelgrat, bis der Weg in die Südwand abzweigt und steil in ihr hinunterleitet. An einer schaurig-schönen, rotbraunen Riesenplatte queren wir durch und erreichen bald nachher jene große Schlucht, die aus der Scharte zwischen Reichenstein und Totenköpfl zur Flitzenalm hinabzieht. In ihr gehen und klettern wir hinab, bald über steile Rasenhänge, bald wieder über felsige Wandstufen. Wir verfolgen sie so tief hinab, bis die lange Querung beginnt, die von hier aus durch die ganze Südwand ostwärts zum „Herzmann-Kupfer-Kreuz“[1]) hinführt, von wo aus der Kletterweg von der Treffneralm seinen Anfang nimmt.

Es ist vielleicht angezeigt, alle jene, die den Reichenstein zum ersten Male begehen, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Querung nach Osten oberhalb jener plattigen Steilstufe der Schlucht beginnt, die bei der Ersteigung von der Flitzenalm her die größten Schwierigkeiten bietet. Diese Stelle ist überdies auch durch ein augenfälliges Schartel gekennzeichnet, das in die linksseitige — also im Abstieg gegenüberliegende — Begrenzung der Schlucht eingeschnitten ist. Dieses Schartel darf von jenen, die nach Johnsbach absteigen wollen, keinesfalls übersehen werden und es ist sehr darauf zu achten, um die Schlucht und mit ihr den Weg zur Flitzenalm nicht zu tief hinab zu verfolgen. Hinzufügen muß ich an dieser Stelle noch, daß sowohl der Weg nach Johnsbach hinüber, wie auch der zur Flitzenalm hinab mit spärlichen roten Zeichen an den Felsen bezeichnet sind, die sich hier voneinander trennen.

[1]) Ein eisernes Kreuz, errichtet dem Andenken an die dort verunglückten Bergsteiger Herzmann und Kupfer.

Hat man dieses Schartel erreicht und überschritten, so führt ein breites Rasenband wieder weiter nach Osten hin, dem eine kleingriffige, plattige Steilstufe folgt. Etliche heikle Kletterstellen bietet diese langandauernde Querung noch in ihrem weiteren Verlauf, und wenn auch die Schwierigkeiten nirgends außergewöhnliche sind, so erfordern doch diese Felsen ein gewisses Maß von Kletterübung, vielmehr noch Berggewandtheit und Bergvertrautheit, auch hier, auf dem leichtesten Weg — der Reichenstein ist eben kein Berg für jedermann!

Als wir die letzten Schrofen passiert und wieder den Almweg erreicht hatten, den wir frühmorgens im Anstieg auf das Totenköpfl gegangen waren, blieben wir stehen und blickten noch einmal zurück auf die erhabene Schönheit und Felsenpracht, die wir dort oben geschaut. Dann eilten wir zur Mödlinger Hütte und nach Johnsbach, sowie talaus zur Bahn, die uns in wenigen Stunden wieder nach Wien zurückführte. Ein goldener Abend goß seinen Glanz über die Felsriesen des Gesäuses aus, flammenden Abschied in unsere Seele zaubernd — unvergeßlich und unvergänglich.

Kleiner Buchstein, 1994 *m*, Westgrat

Es war am 23. Juni 1913. Zu früher Tagesstunde lenkten mein Turengefährte Hans Skofizh und ich unsere Schritte von Groß-Reifling in den Mühlgraben. Wir hatten damals die kühnste Turmgestalt der Gesäuseberge zu unserem Ziele erkoren, beabsichtigten eine Überschreitung des Kleinen Buchsteins und wollten im Aufstieg den Westgrat überklettern, der durch seinen schmalen und schneidigen Aufbau eine besonders kecke Gratkletterei und den schwierigsten Aufstieg auf den Kleinen Buchstein bietet.

Flott und ohne Rast stiegen wir empor. Wir kamen an der Bruckwirtalm vorbei und erreichten bald nachher die Krummholzregion. Der Steig windet sich stellenweise fast unkenntlich durch die Latschen des von den schroffen und kahlen Felswänden der Tieflimauer und des Kleinen Buchsteins beherrschten Karbodens. Immer näher kommen wir an „unsern" Berg heran, der sich kreidebleich über das saftig dunkle Grün zu Füßen seines Felsenleibes emporhebt und durch seine bedeutende Höhe als Beherrscher des Tales zu erkennen gibt. Bei einem vereinzelten Felsblock unweit des Weges erreicht man eine Blöße im Krummholz, die schließlich in eine steile Rasenböschung übergeht. Diese ist von einem meist trockenen Rinnsal durchzogen, das zu einer Einsattlung in dem gegen den Otterriegel hinziehenden Kamm hinaufleitet. Hat man diese erreicht, so gelangt man, abermals steil ansteigend, schließlich auf einen knapp nördlich des Felsfußes gelegenen grünen Rücken, zum Felsaufbau des Kleinen Buchsteins, an dem nach rechts querend der Einstieg des gewöhnlichen Nordweges erreicht wird. Gegen 9 Uhr vormittags langten wir hier an, machten ausgiebig Rast und ließen einen Teil unseres Gepäckes zurück. Dann schritten wir unter den steilen Felsen solange nach rechts hinaus, bis ein Erklettern der über uns gelegenen Gratschneide möglich war, die wir zuletzt durch einen engen Spalt erreichten.

Aus dem kühlen Morgenschatten der Nordseite waren wir auf die vielfach zerzackte Felsschneide des Westgrates gekommen und blickten nun hinaus und hinab in das Licht und die Sonne des Südens. Wie die Felsen hier jäh gegen die Enns abstürzen, um jenseits sich wieder gleich einer gigantischen Feste aufzutürmen zu den Wänden der Hochtorgruppe, die in schauriger, ehrfurchtgebietender Wildheit vor uns stehen! Himmelanragend scheinen diese prallen Felsenmauern, lockend und warnend zugleich — übermächtig.

Nachdem wir eine Zeitlang voll Bewunderung in diese sonnenklare Felsenwelt hinausgeblickt hatten, kletterten wir auf unserem Grat empor. Unheimlich jäh stürzen die Felsen zur Rechten ab, aber auch zur Linken werden die Platten immer steiler

und glatter, je weiter man dem Grate folgt. Schritt für Schritt wächst die Ausgesetztheit. Eine fast senkrechte Felsenplatte bäumt sich vor uns auf, zu der ein schmales Bändchen hinüberführt. Die Platte überwindet man am leichtesten durch einen etwa 10 *m* hohen Riß, der von links her wieder auf die Schneide leitet. Das Schwierigste ist mit Bewältigung dieser Platte überwunden, das Schönste steht unmittelbar bevor. Schmal, als könnte die Gratschneide nicht das Gewicht eines Mannes ertragen, ohne in sich zusammenzustürzen, so zieht sie von hier gegen den Gipfel hinauf — zur Rechten grelles Sonnenlicht, zur Linken düstere Tiefe — und vereint gleichsam Bergzauber und Bergeshuld mit Bergschauer und Bergesgrauen. Ein mächtiger Turm überhöht nach Bezwingung der erwähnten Platte den Felsgrat, der sich gar kühn in die Lüfte schwingt, um jenseits gleich wieder zur schwindlichten Felsschneide abzustürzen. Dieser Turm muß überklettert werden. Nachher folgt ein Gratstück, das eine Seillänge hindurch etwa in Brusthöhe neben dem Kletterer herzieht, während dieser auf schmalem Bändchen über dem dräuenden Abgrund dahinwandelt. Zu beiden Seiten bietet sich seinen Augen dabei der gleiche Blick in die Tiefe, senkrechte Felsen, unterbrochen von linienhaft schmalen Leisten, die fast horizontal die einzelnen Wandstufen voneinander trennen. Und tief hinab überall der gleiche Felsbau, so daß man fast glauben könnte, die beiden Begrenzungswände dieses Grates seien auch Hunderte von Metern tiefer unten immer noch nicht näher aneinandergerückt wie hier, knapp unter seiner Felsschneide. Wahrlich, hier kann sich auch ein felsgewohnter Kletterer auf seine Schwindelfreiheit erproben, denn wer diese Ausgesetztheit ohne Beklemmung verträgt, der kann wohl von sich behaupten, daß er auch den berüchtigsten Felsturen in den Dolomiten gewachsen sei, soweit man nur Ausgesetztheit in Betracht zieht; denn die technischen Schwierigkeiten sind im allgemeinen nur mittlerer Art.

Die wenigen Seillängen, die uns noch vom Westgipfel trennen, klettern wir vorsichtig und gemächlich hinan und betreten endlich dieses luftige Ziel. Ohne uns lange aufzuhalten, steigen wir wieder in dessen Südseite ab, queren unter dem mittleren Gipfel durch und stehen nun vor dem Hauptblock, der überhangend zu uns abbricht. Die einzige Möglichkeit zu seiner Erkletterung bietet seine Nordostseite, weshalb man auf schmalem Bändchen in der Südseite unter ihm durchqueren muß. Zwei weniger geneigte Platten, durch Steilstufen voneinander getrennt, geht es empor, dann erreicht man nach Überwindung eines mäßig hohen Überhanges den höchsten Punkt dieses kühnen Felsgebildes, der ein Gipfelbuch trägt. Dort ließen wir uns nieder und machten Rast.

Soweit der Blick reicht, dehnt sich vor unseren Augen das Gipfelheer der Gesäuseberge, wild und großartig in seinen Wänden und Gipfeln, anmutig und lieblich in der Tiefe. Staunend schweift der Blick zum Hochtor hinüber, das uns sein steinernes Riesenantlitz zukehrt — durchfurcht von ungezählten Falten und Runzeln, in denen das Licht flutet. Hat sich das Auge aber an der stolzen Pracht dieses titanenhaften Felsgefüges sattgesehen, dann wendet es sich wieder den grünen Fluren des Tales zu, die freundlich und herzerquickend daran gemahnen, daß nicht alles um uns in ewigen Tod und nimmer zu erweckende Starrheit versunken ist. Das Auge sucht gleichsam Ruhe und Erholung in der grünen, lebendigen Tiefe, um sich dann mit erneuter Schaulust dem bleichen Riesenbilde vollendeter Schönheit zuzuwenden, und die überwältigende Großartigkeit mit tiefster Empfänglichkeit voll und ganz in sich aufnehmen zu können.

Fast zwei Stunden lang pflegten wir der Ruhe auf dem Gipfel, da die Zeit nicht drängte. Dann machten wir uns an den Abstieg. Den Gipfelblock selbst hatten wir bald über uns, kletterten ein Stück ostwärts hinab und stiegen dann in die Nordseite ein, wo im Abstieg eine blockverkeilte Rinne den Anfang bildet. Nachher ist eine Schotterterrasse zu begehen, über die uns deutliche Steigspuren den uns noch un-

bekannten Weg wiesen, so daß wir rasch absteigen konnten. Tiefer unten ist mir ein ausgesetztes Band in Erinnerung, nach dessen Begehung wir bald jenen Überhang erreichten, der von der Einstiegnische aus emporzieht. Auch er bereitete uns keine Schwierigkeiten, wenngleich er nicht leicht genannt werden kann. Jetzt waren wir wieder dort angelangt, wo wir unsere Kletterbergfahrt begonnen hatten. Das beim Aufstieg zurückgelassene Gepäck nahmen wir auf und eilten dann nach kurzem Aufenthalt auf dem gleichen Weg ins Tal, den wir frühmorgens im Aufstieg begangen hatten.

Hochtor, 2372 *m*, Nordwand

Die Nordwand des Hochtors übertrifft alle anderen Wandbildungen im Gesäuse an Höhe, Steilheit und Großartigkeit. Sie ist eine Plattenwand im wahrsten Sinne des Wortes, weshalb auch die Schwierigkeit ihrer Erkletterung nicht in der Überwindung von Kaminen, sondern in der glatter Wandstellen liegt. Die ungewöhnlichen Anforderungen an die Klettertüchtigkeit sowie die große Wandhöhe und die fast 1800 *m* betragende Erhebung über der Talsohle, machen die Erkletterung dieser Riesenmauer zu einem äußerst schwierigen Unternehmen, das bedeutende Ausdauer und ein großes Maß von Kletterübung und Kletterfertigkeit voraussetzt.

Es seien noch einige Worte über jene Kletterroute der Hochtornordwand eingeflochten, die zum ersten Male Dr. H. Pfannl, Th. Maischberger, H. Keidel und Dr. V. Wessely begingen. Für den auf der Gesäusestraße stehenden Beschauer zeigt sich ungefähr in der Fallinie des Gipfels, der steilen Plattenwand anliegend, ein gut hervortretender Felskegel, dessen Mantelfläche fast bis zu seiner Spitze erklettert wird. Diese bohrt sich in eine glatte Plattenzone ein, welche die Wand nach rechts hinaus durchzieht und oben an eine gelbe, brüchige Wand stößt. Über dieser bricht dann jene Schlucht ab, die aus der Scharte zwischen Vor- und Hauptgipfel herabstreicht. Hat man diese Schlucht erreicht, die allerdings schon hoch oben endigt, dann sind auch bereits die schwierigsten Stellen der Wand überwunden, die alle in den darunter liegenden Platten zu suchen sind. Diese wenigen Angaben dürften wohl zu einem allgemeinen Überblick genügen und ich will nur noch hinzufügen, daß ein Abweichen von der richtigen Kletterroute in dieser Wand so gut wie ausgeschlossen ist, so unglaublich diese Behauptung auch dem Laien erscheinen mag. Wie bei allen Klettereien nämlich, die die äußerste Grenze menschlichen Könnens streifen, sind auch hier die Felsen abseits der Kletterroute derart ungangbar, daß sich niemand in sie verirren wird; sie sind eben unerkletterbar und drängen sozusagen von selbst auf die richtige, weil einzig mögliche Route.

Am 15. Juli 1914 war es, als ich mit meinem Innsbrucker Bergkameraden Ing. Sepp Habtmann die Gesäusestraße verließ und auf einsamem Steiglein dem Haindlkar zueilte. Noch war es Nacht. Mond und Sterne erglänzten in fahlem Schimmer. Liebkosend strich ein kühler Windhauch durch den nachtdunklen Hochwald — ein Vorbote des dämmernden Morgens. Nicht gar weit von der Straße weg waren wir gekommen, als mattes Frühlicht dämmerte und vor unsern Blicken die Felsenwelt entschleierte. In feierlicher Stille vollzog sich die Wiedergeburt des Tages und nur allzubald hatte die Sonne ihre bleiche Schwester besiegt. In züngelndem Sprunge leuchteten ihre Strahlen bald da, bald dort auf und ließen ungezählte Rinnen und Schluchten in den Felswänden hervortreten. Und wie die Natur, so durchströmte auch uns beide neues Leben. Sehnsucht nach diesen lichtumflossenen Zinnen weckte die Sonne mit ihren Strahlen und sie entfachte unsere Seelen zu wagemutigem Beginnen. Heute muß der Wille zur Tat werden, gilt es doch dem stolzesten Schaustück der Gesäuseberge, der Titanenmauer des Hochtors! Ihre sorgsamst verschlossenen Geheimnisse will ich ihr ablauschen, ich will ihre trotzig-berückende Schönheit genießen, diesen

stolzen Gipfel dort erklimmen, wo er sich mit verderbendrohender Unnahbarkeit gegen menschliche Eroberungsgelüste aufbäumt.

Nachdem wir von der Gesäusestraße abgezweigt waren, verfolgten wir den bezeichneten „Peternpfad"[1]) solange aufwärts, bis wir jenen Graben erreichten, der vom Fuß der prallen Wand des Hochtors in das Tal herabzieht und ganz erfüllt ist mit Schutt und Getrümmer. Diesen stiegen wir dann empor. Als wir später auf harten Firnschnee kamen, suchte ich aus meinem Rucksack mein Eisbeil hervor, mit dessen Hilfe wir rasch und sicher den Einstieg erreichten. Eine einstündige Rast, dann gingen wir, durch das Seil verbunden und mit Kletterschuhen bewehrt, an die Arbeit.

Mäßig geneigt, von zahlreichen Schuttplätzchen durchsetzt, leiten die Felsen von hier zur Steilwand empor, die aus riesenhaften, glattgescheuerten Platten zusammengefügt ist. Ermunternd für den Mutigen, aber abweisend für den Zaghaften nimmt die Neigung der Felsen rasch zu und gar mancher kehrte dort um, der sich wenige Stunden früher im Geiste bereits stolz den Bezwingern der Hochtornordwand zuzählte. Und hat nicht auch ein solcher Mut bewiesen, weil er der warnenden Stimme der Vernunft gehorchte und nicht den Zauberlockungen dieser felsstarren Wunderwelt folgte, die seinen tollkühnen Wagemut etwa gar mit dem Tode gestraft hätte?!

Einige schwierige Platten hatten wir gerade überwunden, als wir schon nahe der früher erwähnten Kegelspitze waren und auf ein Band kamen, das verheißungsvoll nach rechts zu einer Felsrinne hinführt. Diese ist an ihrem unteren Ende mit einer Steindaube gekennzeichnet und vermittelt den weiteren Anstieg. Bald in ihr, bald wieder in den angrenzenden steilen Felsen klettern wir empor und gewinnen dabei rasch an Höhe. Eine kaminartige Steilstufe ist mir höher oben in Erinnerung geblieben, die, weil überhangend, rechts umgangen wird. Dann folgen wieder leichtere Felsen, die zu sanfter geneigten, aber ungemein glatten und griffarmen Platten hinführen, über denen sich die Bergmauer außerordentlich steil, vielfach von Schmelzwasser überrieselt, aufbaut. Ja, nach Norden hat sich der Doppelgipfel des Hochtors wahrhaft trefflich verschanzt gegen menschliche Eindringlinge und die Erstersteiger, die von hier aus den Weg zu seinem Felsenhaupt eröffneten, haben sich wohl für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Erschließungsgeschichte der Ennstaler Alpen gesichert.

Wir kletterten höher, um den untersten Steilabbruch dieser Plattenzone zu überwinden, und kamen an einer großen Felsnische vorbei, wo wir kurze Rast hielten. Immer schwieriger und zugleich ausgesetzter werden die Felsen. In einer höher oben gelegenen kleinen Nische verborgen entdeckten wir ein Päckchen Karten, die uns bewiesen, daß wir auf der richtigen Route waren. Von dort ab verfolgt man ein schmales, sehr ausgesetztes Bändchen nach rechts, bis man wieder gerade anklettern kann. Über eine äußerst steile, jedoch gutgriffige Stufe klettert man sodann wieder empor und erreicht jenes Bändchen, das, abermals nach rechts hinziehend, den Weg zu den größten Schwierigkeiten, zu den sogenannten „Maischberger Fasseln", vermittelt. Diese plattigen, überhangenden und faßartig ausgebauchten Felsen sind nach dem bekanntesten Teilnehmer an der Erstersteigung, Thomas Maischberger, benannt und nicht mit Unrecht in Kletterkreisen berüchtigt, da sie auch bei dem heutigen Stande unserer Klettertechnik in bezug auf Schwierigkeit und Ausgesetztheit kaum zu überbieten sind. Und wenn diese Wandpartie auch nur wenige Seillängen Höhe ausmacht, so gibt doch die

[1]) Dieser führt unter verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten von Norden in die Peternscharte, d. i. die tiefste Einsenkung zwischen Hochtor und Planspitze. Seine Begehung, die aber immerhin Kletterfertigkeit und Schwindelfreiheit erfordert, ist außerordentlich lohnend und gewährt prächtige Einblicke in die riesigen Wandabstürze der Nordseite des Hochtorzuges. In Verbindung mit dem Anstieg über den Grat von der Peternscharte zum Hochtor vermittelt diese Kletterroute eine der großartigsten Turen in den Gesäusebergen. Die schwierigste Stelle ist der sogenannte „Ennstalerschritt" (siehe Abbildung).

Glätte der Felsen, gepaart mit ganz außerordentlicher Steilheit, selbst dem erprobtesten Kletterer viel zu schaffen, und auch die paar Mauerhaken, die unsere Vorgänger dort angebracht haben, erleichtern die Erkletterung in keiner Weise. Was die Seilhilfe bei dieser heiklen Plattenkletterei betrifft, kann man ihr kaum mehr als einen moralischen Wert zusprechen, da hier eine einwandfreie Sicherung einfach unmöglich ist. Felsgeher, die hier durch das Seil verbunden sind, setzen so festes Vertrauen ineinander, daß sie kaum mit der Möglichkeit eines Unfalles rechnen. Sie haben ihr Geschick so aneinaner gekettet, wie zwei einsame Menschlein in einem Nachen auf stürmischer See; ihr Wahlspruch lautet: „Vereint siegen oder gemeinsam sterben!"

Nach einem kleinen Imbiß und einer fast einstündigen Rast gingen wir wieder an die Arbeit. Frisch gewagt ist halb gewonnen — so dachte ich und krallte mich mit meinen Fingern in einer winzigen Felsritze fest, die ich gerade noch erreichen konnte. Ein kräftiger Zug meiner Arme und schon hatte ich den Felsen einige Meter Höhe abgerungen. Wenig oberhalb war gleich nachher ein zweiter Überhang keuchend überwunden, ich stand auf einem schmalen Schuttplätzchen, wo ein Mauerhaken in den Fels eingetrieben war. Schnell seilte ich meinen Rucksack nach, den ich dann mit einer Rebschnur an diesem Mauerhaken befestigte, ließ meinen Kameraden nachkommen und kletterte wieder weiter empor. Einige Meter ging es ganz gut in einer seichten Verschneidung hinauf, dann aber folgte abermals eine senkrechte Felsstelle, die wohl die größten Schwierigkeiten in dieser Wandpartie bereitet. Ich stand nach ihrer Überwindung auf einem keilartigen Köpfel, von dem ich auf eine schmale Felsleiste emporkletterte, wo sich abermals — in einer Felsritze verborgen — ein Mauerhaken vorfindet. Dort blieb ich stehen, seilte wieder meinen Rucksack nach, der einen parabolischen Weg durch die Lüfte nahm, weil er nicht in der Fallinie unter mir gelegen war, und ließ meinen Gefährten nachfolgen. Welch ein selten schöner, schauriger Tiefblick eröffnet sich von hier aus hinab zu dem leuchtenden, weißen, vielfach geschlungenen Band der Enns! Kaum mehr als 10 *m* unter meinen Füßen bricht die senkrechte Plattenwand ab und erst viele, viele Hunderte von Metern tiefer fällt mein Blick auf die felsdurchsetzte Zerbenwildnis, die ich in den frühesten Morgenstunden emporgestiegen war, stetig den Blick auf dieses riesenhafte Gemäuer gerichtet, das ich nun durchklettere.

Nun verfolgten wir eine schmale und überaus ausgesetzte, mehrmals abbrechende, schwierige Felsleiste nach links und umkletterten eine steil hervortretende Felskante, nach deren Überwindung wir erleichtert aufatmeten — wir hatten die größten Schwierigkeiten überwunden und konnten nun leicht zur Gipfelschlucht und in dieser emporklettern.

Nach deren Erreichen gönnten wir uns abermals eine fast einstündige Rast, die wir wohl verdient hatten. Dann rollten wir unser Seil ein und drangen gegen den Gipfel vor. Harter Schnee, der im Grunde der Schlucht lagerte, zwang uns zum Anziehen der Nagelschuhe, die wir nachher nicht mehr ablegten. Einem mächtigen Block, der die Schlucht sperrt, wichen wir rechts aus und kamen wenig später in das „Hochtor", das ist die Einschartung zwischen den beiden Gipfeln, und in wenigen Minuten nachher zum Gipfelsteinmann, wo wir uns gemütlich niederließen.

Freudig blickte ich in die Berge hinaus. Zu guten Freunden sind sie mir alle geworden, diese stolzen Felszinken, die die tosenden Wogen der Enns bewachen, und wohin sich mein Blick auch wendet, überall leuchtet mir seliges Gedenken an ungezählte Kletterfreuden entgegen. Die Berge vor meinen Augen waren ja einst den Unvorsichtigkeiten des jungen Führerlosen hold und hatten ihn in ihren Felsen für das schier Unmögliche geschult, das er in ihnen und fern von ihnen suchte und fand. Vergessen sind die Stunden, die Ungunst des Wetters einst trübte, und lebendig in meiner Erinnerung jene Tage, wo sie mich freigebig beschenkten aus dem reichen Füll-

horn ihrer Schönheit und Pracht. Nicht wie totes Gestein, sondern wie lebende Wesen scheinen sie mir, die mich lieben, weil ich ihnen in Liebe ergeben, die sich freuen, weil mir so froh ist ums Herz. Siegesjubel, Sonnenwonne und Kraftfülle strömt durch meine Seele. Ein hohes Lied von stillem Genießen, von Glück, Freude und seligem Frohlocken, singen sie mir und reden so viel, so viel ...

Wie schwer es uns auch wurde, wir mußten doch wieder Abschied nehmen. Über den Guglgrat stiegen wir zur Heßhütte hinunter. Die vielen Drahtseile, die die Erklimmung des Hochtors auf dem gewöhnlichen Weg ganz wesentlich erleichtern, erlaubten uns mit großer Behendigkeit abzusteigen. Stehend fuhren wir die harten Schneefelder zu Tal und erreichten darum auch gar bald die Krummholzregion, wo wir dann mehr auf das Steiglein achten mußten, um nicht etwa unnütz Zeit zu verlieren. Knapp vor Einbruch der Dämmerung traten wir dann in die Heßhütte ein, wo wir nächtigten.

Mit Recht genießt diese Hütte in Bergsteigerkreisen ihrer prachtvollen Lage wegen einen guten Ruf, und wenn ich auch einige Schutzhäuser nennen könnte, die sie in dieser oder jener Hinsicht übertreffen, so verdient sie doch in gar mannigfacher Beziehung den Besuch jedes Bergfreundes, der die Schönheit der sie umrahmenden Felswildnis ebenso rühmen wird, wie die anheimelnde Behaglichkeit innerhalb ihrer holzvertäfelten Räume.

Tags darauf stiegen wir über den Wasserfallweg zu Tal. Und als wir damals wieder die Gesäusestraße erreichten und nach unserem Ausgangspunkt Gstatterboden zurückkehrten, fühlte ich genau, daß ein Wandel in meiner Seele vor sich gegangen sei. Hatte die Steilwand des Hochtors mir früher schauerndes Bangen eingeflößt, so erfüllte mich jetzt ihr Anblick mit sieghaftem Hochgefühl, denn ich hatte dort oben gar viele gewaltige Bilder geschaut, den köstlichen Schatz eines lange ersehnten Erlebnisses erworben und meine Erinnerung wieder um eine Perle von seltenem Werte gemehrt!

Siegesjubel und hohes Gipfelglück trug ich aus diesen Bergen heim und ich gedenke heute wie damals voll Begeisterung jenes unvergeßlichen, frohen Kampfes, jenes zähen und kühnen Ringens, das mir diese dräuende Himmelsmauer dereinst errang.

Das meteorologische Stationsnetz des k. u. k. Feldwetterdienstes im Hochgebirge Westtirols.

Von Lt. i. d. R. Dr. Ernst Nowak

Gar manches mühevolle Friedenswerk des Alpenvereins ist dem Kampf an unserer Hochgebirgsfront zum Opfer gefallen; manche Hütte liegt in Trümmern, manche kunstvolle Weganlage ist verfallen und zerstört. Aber glücklicherweise sind alle diese Schäden verhältnismäßig gering und mehr als aufgewogen durch die großartigen Neuanlagen von Unterkünften und von Kommunikationen jeder Art, die durch unsere unermüdlichen Truppen an der Kampffront bis in die höchsten Regionen geschaffen wurden. Dienen sie vorläufig auch nur militärischen Zwecken, so steht doch ihre spätere, wenigstens teilweise Verwendungsnahme für die Alpenturistik wohl außer Frage. Aber nicht nur in dieser Beziehung wird die Zugänglichkeit des in die Kampfzone fallenden Alpengebietes gewaltig zugenommen haben, auch unsere Kenntnis von der Natur des Hochgebirges hat sich in den Kriegsjahren bedeutend erweitert und das dürfte uns auch über die vielen Wunden, welche die Ursprünglichkeit der vom Krieg berührten Alpengegenden durch die militärischen Anlagen erlitten hat, zum Teile hinwegtrösten.

Unter diesen Kenntnissen, deren wir uns reinen Herzens als „Kriegsgewinne" freuen dürfen, nehmen wohl nicht die letzte Stelle jene über das Hochgebirgsklima und über die Witterungserscheinungen der Hochregionen ein, wie sie uns der bereits im ersten Kriegsjahr hauptsächlich für die Bedürfnisse der Luftwaffe ins Leben gerufene militärische Wetterdienst („Feldwetterdienst") vermittelt.

Bei dem regen Interesse, das jeder Alpenfreund, — teilweise notgedrungen — am Wetter nimmt, dürfte es ihm nicht unwillkommen sein, im folgenden das Wesentlichste über den Aufbau und die Tätigkeit des im Kriege an der Westtiroler Hochgebirgsfront geschaffenen Netzes von meteorologischen Hochstationen zu erfahren.

Die Wetterbeobachtung für die Zwecke der Luftfahrt erheischt die Aufstellung von Beobachtungsstationen naturgemäß auf möglichst aussichtsreichen, freiliegenden Punkten. Gilt es ja vor allem, die für Aufklärungsflüge so wichtigen Verhältnisse der Bewölkung und Sichtigkeit über möglichst große Räume zu übersehen. Anderseits ist es einleuchtend, daß eine meteorologische Beobachtungsstation für die Flieger um so wertvoller ist, in je höhere Luftschichten sich ihre Beobachtungen erstrecken; ist es ja dadurch möglich, die atmosphärischen Zustände in annähernd jenen Höhen festzustellen, in denen sich das Flugzeug bewegt.

Zur Errichtung von Wetterbeobachtungsstationen nach diesen Grundsätzen bieten nun die Hochgipfel der Alpenfront — vor allem die dominierenden Gipfel des Westtiroler Hochgebirges — die günstigste Gelegenheit.

Die ständige Besetzung der höchsten Spitze der Ostalpen, wie sie die Kriegführung an der Westtiroler Front notwendig macht, gibt uns aber auch die Möglichkeit an die Hand, lange Reihen von meteorologischen Beobachtungen gerade von jenen sonst schwer und selten zugänglichen, so hoch ins Luftmeer emporreichenden Punkten zu gewinnen. Solche lange Reihen verläßlicher Beobachtungen von Hochstationen sind von doppelt hohem — wissenschaftlichem wie praktischem —

Wert. Sie ermöglichen Einblick in die physikalischen Zustände hoher, sonst nur mit großem Aufwande von kostspieligen Apparaten (Drachenaufstiege, Registrierballons) erreichbarer Luftschichten, — sie liefern aber auch unschätzbare Beiträge zur Erforschung des Hochgebirgsklimas. In diesem letzteren Umstand liegt auch ihre praktisch-militärische Bedeutung, — abgesehen von jener für die Luftfahrt[1]).

Es hat sich genug gezeigt, welch eminent wichtiger Faktor bei der Kriegführung, zumal im Hochgebirge, das Klima und die Witterungsverhältnisse sind; es hätten gar manche Unglücksfälle verhütet, zahlreiche Menschenleben und eine Menge Material gespart werden können, wenn im Anfang des Krieges uns reichere Erfahrungen über das Hochgebirgsklima zur Verfügung gestanden wären.

Schließlich muß noch ein nicht unwichtiger Punkt Erwähnung finden, durch den die Beobachtungen auf Hochstationen unmittelbaren praktischen Wert gewinnen, — das ist ihre Bedeutung für die Wettervorhersage. Denn unsere heutige wissenschaftliche Wettervorhersage krankt hauptsächlich daran, daß sie sich großenteils nur auf die Beobachtungen von Stationen in geringen absoluten Höhen, — also auf die Verhältnisse bodennaher Schichten stützt. Hingegen ist es klar, daß gerade die Zustände der höheren, den Einflüssen der Erdoberfläche mehr entrückten Luftschichten für die allgemeinen Witterungserscheinungen ausschlaggebend sind. So ist also auch vom Standpunkte der praktischen Meteorologie jede Verdichtung und Erweiterung unseres Hochstationennetzes sehr zu begrüßen und läßt sich besonders aus der gemeinsamen Verwertung der Beobachtungsergebnisse der Hochstationen und der Ergebnisse von Drachenregistrierungen[2]) manche Hoffnung an eine Verbesserung der Prognose knüpfen.

Alle diese Erwägungen veranlaßten die im Herbste 1916 in Südtirol errichtete Feldwetterzentrale, die Ausgestaltung der Gipfelstationen energisch in Angriff zu nehmen. Bis dahin hatten an der Tiroler Front bei dem Mangel an Mitteln und Personen, an dem der Feldwetterdienst zunächst zu leiden hatte, nur wenige höher gelegene Beobachtungsstationen bestanden und von diesen eigentlich nur die Station am Stilfser Joch (Dreisprachenspitze, 2843 *m*) brauchbare und lückenlose Daten geliefert! Es wurde daher zunächst an eine Reorganisierung der schon bestehenden Stationen und dann an eine Verdichtung des Stationsnetzes, vor allem an der Westtiroler Front geschritten, nachdem hier sowohl die orographischen wie auch taktischen Verhältnisse die günstigsten Vorbedingungen bieten.

Im folgenden wollen wir nun die Hochgebirgsstationen in diesem Gebiet kennen lernen und Einsicht in ihren Dienst, ihre Ausrüstung und auch in die Verwertung ihrer Beobachtungen gewinnen. In Westtirol sind nun drei Hochgipfelstationen (Ortler Vorgipfel, Monte Vioz und Monte Care alto) und zwei Hochstationen in Paßlagen (Dreisprachenspitze, Tonalspitze) ständig eingerichtet. Außerdem werden noch auf zwei Hochgipfeln (Madatschspitze und Presenaspitze) von freiwilligen Beobachtern Beobachtungen ausgeführt. Die drei Hochgipfelstationen: Ortler, Monte Vioz und Monte Care alto sind besonders gut ausgerüstet, da sie gegenwärtig die höchsten Punkte Europas sein dürften, auf denen verläßlich und lückenlos meteorologische Beobachtungen ausgeführt werden.[3]) Vorausgeschickt muß werden, daß natürlich auch bei diesen Stationen, da sie ja feldmäßig sind, die Ausrüstung nur aus leicht transportierbaren handlichen Instrumenten bestehen kann und

[1]) Zu erwähnen ist hier auch, daß die Zustände der höheren Luftschichten für die Schußpräzision der modernen schweren Geschütze (vor allem der, große Höhen erreichenden Mörsergeschosse) von sehr einschneidendem Einfluß zu sein scheinen.

[2]) Im Frühjahr 1917 wurde die erste k. u. k. Felddrachenstation, und zwar in Südtirol errichtet.

[3]) Das höchste Observatorium in Österreich und Deutschland ist bisher der Hohe Sonnblick, 3001 *m*, gewesen.

sind in den Unterkunftshütten der Truppe untergebracht.
an den Beobachtungspunkten keine Dauerbauten, sondern nur primitive Schutzbauten zur Unterbringung der Instrumente aufgeführt werden konnten; die Beobachter selbst

Die höchste Station befindet sich auf dem Ortlervorgipfel in 3843 *m*. Der Ortlervorgipfel ist die höchste, mit steilen Abstürzen gegen den Ortlerpaß abfallende Erhebung des sogenannten oberen Ortlerplateaus. Von diesem führt es in sanfter Steigung auf den um 60 *m* höheren Ortlergipfel empor. Die Station erfüllt in idealer Weise die Bedingung einer freien Lage. Weist ja in Europa nur noch die Schweiz höhere Berge auf und auch hier, gegen Westen zu, wird der Ortler erst auf etwa 50 *km* von der Bernina nur um weniges über 100 *m* überhöht. Eine weitere Eigenart der Station ist es, daß sie ganz in ewigem Eise steht; auf weitere Entfernung tritt rings kein aperer Fels zutage; das ganze Plateau wie den Gipfel bedeckt das Gletschereis des Oberen Ortlerferners. Die instrumentelle Ausrüstung der Station besteht aus einem Stationsthermometer, einem Extremthermometer und einem Haarhygrometer; diese Instrumente sind an einem ins Eis gerammten Pflock in einer Blechbeschirmung (zum Schutz gegen Strahlung) angebracht, die wiederum durch ein schirmartiges Holzdach gegen direkte Sonnenbestrahlung geschützt ist.

Zur Windmessung dient eine sogenannte Wildsche Windfahne, die es ermöglicht, außer der Windrichtung auch die annähernde Windstärke festzustellen[1]).

Die zweithöchste Station befindet sich auf dem Monte Vioz, 3644 *m*, im südlichen Teile der Ortlergruppe. Sie ist gleichfalls von einem gewaltigen Gletschergebiet umgeben; besonders im Westen dehnt sich die mächtige Vedretta del Forno. Der ziemlich flache Gipfel ist jedoch vom Gletschereise frei; wenn er auch größtenteils von Firn bedeckt ist, der auch auf dem Gipfel selbst eine gewaltige, gegen Nordwest überhangende Wächte bildet, apert doch im Hochsommer an zahlreichen Stellen der nackte Fels aus. — Trotz seiner stattlichen Höhe wird der Monte Vioz von mehreren seiner Nachbargipfel — allerdings nur um weniges — überragt (im Südwesten von der Pta. San Matteo, 3692 *m*, im Norden vom Pallon della Mare, 3705 *m*, und dem Doppelgipfel des Monte Cevedale, oder Zufallspitze, 3762 *m*). Diese geringe Überhöhung übt, wenn sie auch natürlich den Fernblick etwas beeinträchtigt, sonst keinen Einfluß auf die freie Lage der Station aus; auch der Vioz-Gipfel wird von den noch unabgelenkten großen Strömungen des freien Luftmeeres umspült. — Auf dem Gipfel selbst werden die Windmessungen (es ist hierzu wieder eine Wildsche Windfahne, außerdem noch ein Fueßsches Handanemometer[2]) in Verwendung), die Bewölkungs- und Sichtbeobachtungen, sowie die Temperaturmessungen mittels eines Aßmann-Aspirations-Psychrometers[3]) durchgeführt. Die übrigen Instrumente für Temperaturmessung (Stationsthermometer) waren vorläufig in der 3535 *m* hoch, unterhalb des Gipfels befindlichen Viozhütte der Sektion Halle des D. u. Ö. A.-V. angebracht gewesen. Seit kurzem befinden sie sich in einem kleinen Häuschen auf dem Gipfel selbst.

Die Beobachtungen, die leider erst mit Ende des Winters 1916/17 aufgenommen wurden, haben zunächst gezeigt, daß vielfach übertriebene Vorstellungen von extremen Frosttemperaturen in dieser Höhe verbreitet waren. Die niedrigste Temperatur wurde in dem genannten Winter mit — 25,3° C im März gemessen. Die Rauheit des Klimas äußerte sich weniger in den Extremen wie in den niedrigen

[1]) Auf Grund des Winddruckes, der auf eine bewegliche Tafel ausgeübt wird.
[2]) Ein sehr empfindliches Instrument zur Messung der Windgeschwindigkeit nach Metersekunden; als größte Windgeschwindigkeit wurde im Frühjahr bis Sommer 1917 32 $^{m}/_{sek}$. registriert!
[3]) Ein ventiliertes Thermometer, um die wahre Lufttemperatur, unbeeinflußt von Sonnenbestrahlung und Ausstrahlung des Bodens zu messen.

Mitteltemperaturen. So gab es z. B. im Sommer 1917 nur einen Tag auf dem Ortler (im Juli), an welchem die Quecksilbersäule nicht unter den Nullpunkt sank. Noch der Mai weist 20 Tage auf, an welchen das Quecksilber sich nicht über Null erhob, und bereits im Oktober wurde keine einzige positive Temperatur mehr verzeichnet! Auch die in vielen Monaten wiederkehrende Zahl von 16—18 Sturmtagen läßt das Ortlerklima wenig gemütlich erscheinen.

Die dritte und südlichst gelegene Hochgipfelstation bildet der Monte Care alto, 3465 *m* hoch, im südlichen Teile der Adamellogruppe. Der Care alto ist der zweithöchste Gipfel des gewaltigen Adamellostockes; er wird vom Monte Adamello auf etwa 10 *km* Luftlinie nur um 43 *m* überragt. Der Care alto genießt somit eine freie Lage, wie sie wohl selten ein anderer meteorologischer Beobachtungspunkt wird aufweisen können. Diese günstige Lage findet schon in dem überwältigenden Fernblick, den man vom Care alto-Gipfel genießt, ihren Ausdruck: er reicht im Norden über die ganze Kette der Zentralalpen bis zu den Nordtiroler Kalkketten, im Osten über die ganze Dolomitenwelt und über die venezianische Ebene bis an die Adria, im Süden über die Po-Ebene bis zum Apennin und im Westen bis zu den höchsten Berghäuptern der Schweiz: dem Monte Rosa und dem Montblanc. Auch der Care alto liegt inmitten eines gewaltigen Gletschergebietes; besonders gegen Norden dehnen sich die großen Eisfelder der Vedretta di Niseli, Vedretta di Lares, Vedretta Lobbia usw. Wegen seiner so überaus günstigen Lage, die sich auch jetzt im Kriege mit leichtester Zugänglichkeit verbindet, ist der Care alto auch am vollkommensten ausgerüstet; er besitzt außer sämtlichen bei den früheren Stationen genannten Instrumenten auch ein Quecksilberbarometer; es ist in einer Hütte 20 *m* unterhalb des Gipfels untergebracht. Alle übrigen Beobachtungen werden auf dem Gipfel selbst, der unter ewigem Eis und Schnee begraben ist, ausgeführt. Unser Bild zeigt die Windfahne auf dem Gipfel mit dem eben zur Ablesung hinausgehängten Aßmann-Aspirations-Psychrometer.

Es erübrigt nun noch, die beiden niedrigeren Hochstationen[1]) zu beschreiben. Die eine, zugleich die nördlichste Wetterstation der Westtiroler Front, liegt am Stilfser Joch in unmittelbarer Nähe des bekannten Schweizer Hotels „Dreisprachenspitze" in 2840 *m* Höhe. Die Windfahne befindet sich auf dem Kamm, direkt an der Schweizer Grenze, das Thermometer in einer Blechbeschirmung, die wiederum in einer Art Jalousiehütte zu besserem Schutz gegen Strahlung untergebracht ist. Außerdem führt die Station Niederschlagsmessungen durch und ist zu diesem Zwecke mit einem Ombrometer ausgerüstet; im Winter wird, wie an allen Stationen, die Höhe der Schneedecke mit einem Schneepegel (in Zentimeter eingeteilte Meßstange) gemessen.

Die Station auf der Dreisprachenspitze ist trotz ihrer ansehnlichen Seehöhe durchaus keine freigelegene Hochstation. Sie liegt in der Einsattelung des Gebirgskammes, der von den Münstertaler Alpen (Ciavalatsch) zur Ortlergruppe hinüberstreicht und ist rings aus geringer Entfernung von zahlreichen Bergen überragt; besonders gegen Süden baut sich das mächtige Ortlermassiv mit seinen mehr als 1000 *m* höheren Gipfeln auf. Frei ist der Blick nur in der Talrichtung gegen Nordosten, gegen die Ötztaler Alpen; viel enger begrenzt ist schon die Aussicht durch das Braulio-tal gegen das Becken von Bormio. Die Paßlage der Station, vor allem aber die Vorlagerung des gewaltigen, vergletscherten Ortlermassivs im Süden bedingt eine interessante lokale Beeinflussung des Klimas am Stilfser Joch, die sich besonders in extremen Wintertemperaturen äußert.[2])

[1]) Außer den hier beschriebenen Stationen werden auch auf der Madatschspitze (3440 *m*, in der nördlichen Ortlergruppe), und auf der Presenaspitze (3060 *m*, Presanellagruppe) von freiwilligen Beobachtern regelmäßige Beobachtungen ausgeführt.

[2]) Das Winterminimum 1916/17 blieb nur um etwa 3° hinter dem des Ortlers zurück.

Die zweite Hochstation — wenn auch nicht in so ausgesprochener Paßlage — ist die Tonalespitze mit rund 2700 *m* Seehöhe. Sie stellt einen markanten Punkt in dem Kamm dar, der vom Tonalepaß nach Norden gegen die Punta d'Albiolo, 2978 *m*, streicht, — einen der südlichsten Ausläufer der Ortlergruppe und von dieser durch das Tal von Pejo getrennt. Die Überhöhung ist hier nicht so bedeutend wie bei der Dreisprachenspitze. Besonders gegen Süden folgt zunächst die breite Senkung des Tonalepasses, dann erst auf größere Entfernung (etwa 15 bis 20 *km*) steigen die über 3300 *m* Höhe erreichenden Häupter der Presanella- und Adamellogruppe empor. In nördlicher Richtung ist die Überhöhung durch die Punta d'Albiolo und die ganze, allerdings nur wenig über 3000 *m* Höhe erreichende Berggruppe, welcher sie angehört, mehr ausgesprochen. Auch die klimatischen Verhältnisse der Tonalespitze weisen trotz ihrer schon etwas freieren Lage eine deutliche Lokalfärbung auf, die wiederum in den Temperaturen, vor allem aber in den Windverhältnissen ihren Ausdruck findet. In der Temperatur zeigt sich vor allem, daß diese Station gegenüber den anderen Hochstationen Westtirols dem Einfluß des ewigen Schnees und Eises entrückt ist, nachdem tatsächlich die nächsten Gletscher (Presena- und Adamellogletscher) eine Strecke von etwa 15 *km* von der Station trennt. Die Ausrüstung der Station ist die gleiche wie jene am Stilfser Joch.

Der meteorologische Dienst der Beobachter auf allen Stationen besteht zunächst aus einer viermal des Tages zu festgesetzten Stunden wiederholten sorgfältigen Beobachtung sämtlicher Witterungselemente; in Form von kurzen Berichten wird diese dann sofort an die meteorologische Zentralstelle telephonisch weitergegeben.

Außer in das einheitlich vorgedruckte Beobachtungsbüchel trägt der Beobachter alle Daten in einen übersichtlichen (von der Zentralanstalt in Wien herausgegebenen) Monatsbogen ein. Das Beobachtungsbüchel dient auch als Wettertagebuch, in das der Beobachter eine Beschreibung des Witterungsverlaufes von Tag zu Tag sorgfältig einzutragen hat. Auf diese Weise gewöhnt sich der Mann nicht nur an ständiges aufmerksames Beobachten und wird gezwungen, jeder Witterungserscheinung seine Beachtung zuzuwenden, sondern diese genauen Witterungsbeschreibungen sind auch bei der späteren Bearbeitung des Materials zu klimatischen Untersuchungen eine überaus wertvolle Ergänzung der Terminbeobachtungen.

Die Verwertung des von den Hochstationen gelieferten Beobachtungsmaterials ist — wenn wir nur einen kurzen orientierenden Blick auf dieses Kapitel werfen, — eine dreifache: zunächst werden die Berichte in den Zentralstellen gesammelt und in Form von Übersichten nach Frontabschnitten sowohl den Fliegerformationen als allen höheren Kommanden stets unter besonderer Berücksichtigung der die betreffende Stelle hauptsächlich interessierenden Momente herausgegeben. Diese Übersichten, deren Abgabe zwei- bis dreimal täglich erfolgt, orientieren sowohl über die abgelaufenen wie über die augenblicklichen Witterungsverhältnisse an jedem Teile der Front. Die Zentralstelle ist aber mit Hilfe der telephonischen Verbindung zu ihren Frontbeobachtern auch in der Lage, zu jeder Zeit Auskunft über die Wettersituation in jedem gewünschten Frontabschnitt zu geben, — ein Umstand, der besonders bei plötzlich zu erfolgenden Fliegerunternehmungen sehr ins Gewicht fällt.

Die Bedeutung der Beobachtungen von Hochstationen für die Wettervorhersage, welche die meteorologischen Zentralstellen im Felde den Luftformationen wie den Kommanden täglich zu geben haben, ist schon eingangs erwähnt worden. Vor allem sind es außer dem Luftdruck die Temperatur- und Wind-

Im Januar betrug das Monatsmittel — 14°! Auch der wärmste Monat (Juli) weist 6 Frosttage auf.

Dr. Ernst Nowak phot.

Abb. 1. Care alto gegen Presanella- (rechts) und Ortlergruppe (links) (mit Unterstand im Gipfelfirn)

Dr. Ernst Nowak phot.

Abb. 2. Monte Vioz und Pallon della Mare vom Cevedalegipfel aus, rechts im Hintergrund die Adamellogruppe

Dr. Ernst Nowak phot.

Abb. 3. Gipfel des Monte Vioz (links Drahtverhau)

Dr. Ernst Nowak phot.

Abb. 4. Ortler vom Monte Livrio gesehen

verhältnisse in der Höhe, die oft wertvollen Fingerzeig für die Prognose geben können. Das verhältnismäßig dichte Netz von Hochstationen ermöglicht es auch, für das Niveau von 3000 *m* eine recht detaillierte Temperaturkarte zu zeichnen, die oft interessanten Aufschluß über die Verteilung und Bewegung von kalten und warmen Luftmassen verschafft. Die von Tag zu Tag gezeichneten Temperaturkurven der einzelnen Stationen geben ein schönes Bild vom Gange der Temperaturen in diesen Höhen und gewähren manchen wertvollen Einblick in die Zusammenhänge zwischen Wärmeverteilung in der Höhe und allgemeiner Wetterlage. Die Barometerstation auf dem Care alto ermöglicht es außerdem, die Höhen-Isobarenkarte[1]) von Mitteleuropa um ein Beträchtliches gegen Süden zu ergänzen. Die Windbeobachtungen sind besonders dann von Wert, wenn infolge tiefreichender Bewölkung die Methode der Pilotballonaufstiege von Talstationen aus versagt.

In dritter Reihe, aber sachlich nicht weniger wichtig, steht die Verwertung der Höhenbeobachtung für statistische klimatische Untersuchungen. Vor allem sind es die Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse im Hochgebirge, die bisher eben durch den Mangel einer genügenden Anzahl verläßlicher Beobachtungsstationen noch wenig erforscht sind, deren Kenntnis aber gerade vom praktisch-militärischen Standpunkt, wie der Krieg gezeigt hat, eine große Rolle spielt.

So sehen wir auf meteorologischem Gebiete ein Beispiel für viele, wie trotz der sonst so kulturfeindlichen Tendenz des Krieges, durch ihn doch so manches wertvolle Material für die Wissenschaft zutage gefördert, neue Anregungen, ja vielfach auch neue Bahnen der Forschung gewiesen werden.

[1]) Eine solche wird auf Grund der Beobachtungen der Höhenobservatorien und der Drachenaufstiege für das Niveau von 2500 *m* gezeichnet.

Schneegrenzbilder

Von Dr. V. Paschinger

Die Höhengrenzen im Landschaftsbilde

Weder die unendliche Schneefläche, die den eroberten Südpol deckt, noch die Steppe, die Kontinente durchmißt, auch nicht die starre Steinwüste, ist so arm, daß sie des Reizes ganz entbehrte. Das empfängliche Auge des Naturfreundes wird ihre Eigenart bestaunen, vor den gigantischen Räumen nicht mehr zurückbeben, aber bald ermüden am eintönigen, wenn auch noch so großartigen Anblick. Wer aber einmal von Salzburgs „Richterhöhe", neben dem Steinbilde eines unserer Besten stehend, die Felsen erglühen sah, oder von der Galerie des Mailänder Marmortempels die Gletscher grüßte, wer dem fieberschwangeren Bengalen enteilend den jungfräulichen Domen des Himalaja die Arme entgegenstreckte, oder dem Tropenwalde die rätselvollen Firne Ruwenzoris zauberhaft entsteigen sah, der hat die Größe und Schönheit der Schöpfung bewundert.

A. v. Humboldt bemerkt an einer Stelle seines Kosmos: „Es ist ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen." Doch ist uns geläufig, daß ein guter Teil des ästhetischen Genusses, den der Anblick eines Hochgebirges vor allen anderen Oberflächenformen der Erde erweckt, schon an dem plastischen Bilde haftet, an der Mannigfaltigkeit der Umrisse, der Tiefe der Gliederung, dem reichhaltigen Detail. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß das bloße Skulpturwerk der Natur, das uns die Gipsketten von Peru, die antarktischen Schneeberge oder die Mondgebirge in wahren Riesenreliefs zeigen, nicht lange fesseln kann. Das Anziehende im Landschaftsbilde der Hochgebirge sind die starken „koloristischen Gegensätze, die verschiedenen Farbenwirkungen, die auch dem fernen Beschauer durch die mehr oder minder scharfe Abgrenzung der Bodenbedeckung vermittelt wird. Fürsorglich wirft Mutter Sonne den dunklen Mantel des Waldes um die Lenden des Riesenkindes, sie schließt den blumengeschmückten Gürtel um die Mitte, zaubert die Perlenkette der Schneeflecke um seinen Nacken und läßt dem Trotzigen den weißen Schleier auf dem Haupte, unter dem es sich eigenwillig birgt.

Die natürlichen Höhenzonen, durch die mit wachsender Erhebung sich verändernde Witterung abgestuft, sind Großformen, die das Bild des Gebirges in hervorragender Weise bestimmen. Die Gürtel des Waldes, der Alpenkräuter, der Stauden, Moose und Flechten, der Schnee- und Eisfelder entsprechen Flächen, die polwärts in gewaltiger Ausdehnung einander ablösen. Auf die Vertikale der Gebirge projiziert, bauen sie eine wahre thermische Skala der Naturformen rasch übereinander auf. So kann ein Wanderer, der von der Rukwasteppe Ostafrikas zum Kibo hinansteigt, in einigen Tagen alle Vegetationsstufen durchwandern, die von den Tropenwäldern bis zum ewigen Eise führen. Keine der Höhenzonen trägt zum Charakter des Gebirges soviel bei wie die des dauernden Schnees. Sein Schimmer dringt am weitesten in das Vorland hinaus und lockt den Bergfahrer als greifbares Ziel. Deutlich hebt er sich von der Unterlage und vom Firmament ab, läßt Licht und Schatten scharf sich teilen, krönt das ganze erhabene Bild, ist über den lebenbergenden tieferen Gürteln die lang gemiedene und gefürchtete Stätte des Todes, mit K. Ritters Worten: „die Grenze der lebenden Schöpfung". Selbst die formenärmsten Teile der

Urgebirge gewinnen durch den Schmuck der Eis- und Schneemassen wesentlich an landschaftlichem Eindruck. „Hervorstechend und jedem Alpenwanderer bekannt ist der physiognomische Kontrast zwischen den beiden Kalkzonen und der Zentralzone. Wo das kristallinische Gestein in die Region des ewigen Schnees aufragt, dort entfalten sie (die Zentralalpen) jenen edlen Schwung der Linien, den wir in seiner höchsten Vollendung z. B. am Großglockner und Wiesbachhorn bewundern. Die Szenerie des kristallinischen Gebirges wirkt in der Hochregion mehr durch den Effekt der Massen als durch Einzelheiten, besonders aber durch die glückliche Vereinigung von Fels und Firn mit den üppiggrünen Tallandschaften des Vordergrundes. Wo der letztere durch das Hinabsinken des Gebirges unter die Schneegrenze vorherrscht, stehen die Zentralalpen an Mannigfaltigkeit der Formen und Farben den Kalkalpen bei weitem nach." (Diener in „Bau und Bild Österreichs".)

Die Schneeberge

Daß zu allen Zeiten und Orten die Szenerie der Firnregion den nachhaltigsten Eindruck erweckte, geht schon daraus hervor, daß sich die geographische Namengebung mit Vorliebe der Zusammensetzungen mit „Schnee" bediente. Bei Griechen und Römern waren Argäus und Ätna „die Säule des Himmels, die Nährerin dauernden Schnees" (Pindar), berühmte Berge. Wo Spaniens Konquistadoren die Hochgebirge Amerikas sichteten, konnten sie ihnen den heimatlichen Namen Sierra Nevada geben. Der Deutsche hat seine Schneeberge, der Angelsachse den Snowdon, der Skandinavier den Snehätta. Unter den Gangs-ri (Eisbergen) Zentralasiens genießt die „Herrin des weißen Schnees" — Gaurisankar — göttliche Verehrung und mit der Länge seines Körpers ummißt der orthodoxe Lama das „Große Eisjuwel" Gangs-rin-po-je, den altheiligen Kailas. Der Chinese blickt ebenso furchtsam zu seinem Schneegebirge Tasne-Schan auf, wie der Dschagga zum „Weißen", dem Kibo. Der Name „Weißer Berg" begegnet uns auf der ganzen Erde vom Montblanc über den gewaltigen Minghi Tau (Elbrus) zum Feuerkegel des Mauna Kea. Die mächtigen Firndome der Hochanden Ekuadors waren den Inkas schlechthin der „Schnee von Chimbo" (Chimborasso) oder von Carthuai. Namentlich für die Bewohner der heißen Niederungen, die den Schneefall nicht kannten, waren die unerreichbaren schimmernden Luftgebilde eine Quelle lebhafter Mythenbildung, abergläubischer Furcht und naivster Vermutungen. Als Leutnant Stair der Stanley-Expedition sich dem Runsoro näherte, fragten ihn seine Neger, „ob er das weiße Silber vom Berge holen wolle?"

Die Schneegrenze in Theorie und Natur

Das Vorhandensein einer Region ewigen Schnees unter tropischem Himmel, noch mehr aber deren scharfe Begrenzung gegenüber ihrer Unterlage ist in Südamerika zuerst, und zwar schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden. Durch die regelmäßige Gestalt der Berge verführt, glaubte man überall einen ebenso deutlichen Saum der Schnee- und Eisflächen antreffen zu können. Als mit der zunehmenden Kenntnis der Hochgebirge diese Ansicht fallen mußte, suchte man die „Schneegrenze" alsbald theoretisch aufzubauen durch Verfolgung klimatischer Kurven, wie der Isotherme, oder durch mathematische Ausmittelung der Firngrenze auf den Gletschern. Diese Linien, wie die „rein klimatische Schneegrenze" E. Richters, die Höhe, in der auf ebener, besonnter Fläche der Schnee sich eben noch erhalten kann, sind lediglich abstrakt aufzufassen und kommen in der Natur im allgemeinen nicht vor. Meist haben wir es mit einem die Gehänge begleitenden, mehr oder weniger breiten Streifen zu tun, in dem Schneefelder und aperer Boden um das Übergewicht ringen. Durch die sommerliche Wärme ist die zusammenhängende Winterdecke bis zu bestimmten Höhen aufgelöst, aber aus dem Lager des ewigen Schnees sind Vorposten in sonn- und windgeschützter Lage weithinab vorgeschoben. Diese Beobachtung bestimmte Fr. Ratzel, den Begriff der „orographischen Schnee-

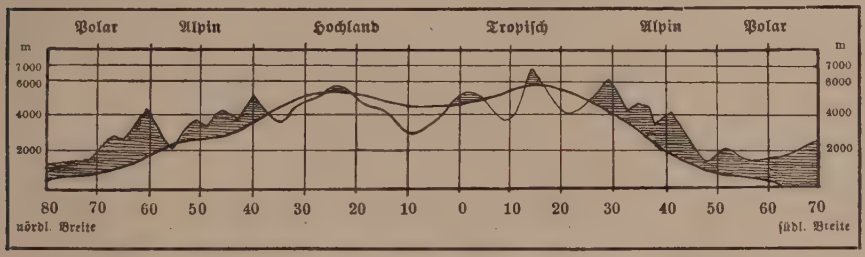
grenze" einzuführen, die als Verbindungslinie der untersten dauernden Schneefelder gedacht ist. Für uns, die wir das Bild der Schneeregion analysieren wollen, kommt weder eine der oben erwähnten theoretischen Linien, noch die Kette der Firnflecken in Betracht, sondern der Saum, wo das Auge des unbefangenen Beschauers ein Überwiegen der zusammenrückenden Schneefelder wahrnehmen kann. Die wirkliche, reale Schneegrenze liegt also dort, wo das schneebedeckte Gelände bereits größer ist als das apere. Es gibt zwar Gebirge, z. B. die Lapplands, wo auch die höchsten Teile vielfach den nackten Fels zutage treten lassen, obwohl sie ihrer Neigung nach leicht Schnee tragen könnten und sicherlich über der Schneelinie liegen. Dort ist aber der Schnee durch mechanische Kraft, besonders durch den Wind, in tiefere, wärmere Teile hinabgetragen worden. Fast überall werden die schneefreien Grate, Gipfel und Wände im Vergleich zur ausgedehnten Bedeckung der Firnmulden, Gehänge, Rücken und Kuppen zurücktreten, und jeder Alpenwanderer kann bestätigen, daß er sich in gewisser Höhe wirklich im Reich des weißen Herrschers befand. Noch mehr als in den Alpen treten in den Polargegenden gegenüber der ungeheuren Ausdehnung der Schneeflächen die aperen Streifen zurück und sie verschwinden geradezu in den tropischen Firngebieten. Schließlich muß es, wie E. Richter bemerkte, eine Höhe geben, von der aufwärts auch die kühnsten Formen den Schnee behalten, eine Höhe, die er für die Alpen weit über 3000 *m* ansetzte, die aber wohl nur in den höchsten Gipfeln der Erde erreicht wird. So trägt z. B. die Monja grande in Ekuador, ein wahrer Zuckerhut, eine vertikale Wand ausgenommen, allseits eine dicke Firnhaube. Am Eliasberg und seinen Ausläufern sind nach De Filippi die Wände selbst dort, wo sie sich der Senkrechten nähern, immer mit Schnee beladen, blendend weiß, von Rinnen und Furchen durchzogen, in denen unausgesetzt die Lawinen abgehen.

Ausdehnung und Form der Schneeregion

Keine der natürlichen Höhengrenzen hat einen so großen Spielraum in horizontaler und vertikaler Entwicklung und eine so lebhafte Bewegung innerhalb desselben, auf- und absteigend von einem Gebirge zum andern, wie die Schneegrenze. Wo weit und breit kein Wald zu finden ist, wie in Hochasien, belebt die Schneeregion das eintönige Landschaftsbild; selbst wo die ärmliche Steppe vor der toten Steinwüste zurücktritt, läßt sich der ewige Schnee nicht verscheuchen. Denn wenn die Verbreitung der meisten Pflanzen an eine bestimmte Wärme und Feuchtigkeit gebunden ist, unser Wald z. B. an seiner oberen Grenze noch eine beträchtliche Summe der beiden Kräfte verlangt, — ist für die Schneegrenze unter allen Breiten in entsprechender Höhe die zusagende Temperatur vorhanden und kein Hochgebirge entbehrt der Niederschäge so gänzlich, daß sich nicht eine weiße Decke bilden könnte. Steigt sie in der Antarktis bis zum Meeresniveau herab, so flüchtet sie sich in den Anden und in Tibet in die sicheren Höhen von 6000 *m*, die Schneegrenze gewinnt somit in ihren Lagen Extreme wie kein anderer Saum.

Wie alle natürlichen Höhengrenzen ist auch die Schneelinie ein Ergebnis klimatischer Verhältnisse, wobei den schon genannten Hauptfaktoren die Entscheidung zufällt. Die festen Niederschläge der Hochregionen drücken die Grenze jedesmal herab, worauf die Wärme sie wieder in die Höhe zu schieben sucht. Aus dem Kampfe der beiden Gegner, in den sich noch andere Kräfte, wie Wind, Bewölkung und Bodenart, einmengen, ergibt sich ihre Höhe. Daher hätten wir selbst unter Voraussetzung eines gewaltigen, an Form und Höhe überall gleichartig emporstrebenden Gebirges, das von einem Pol zum andern die Erde umspannen würde, doch recht mannigfaltige Schneegrenzbilder. In der heißen Zone würden wir nur die höchsten Teile, in der kalten auch den Fuß schneebedeckt finden. Da aber die Gebirge auch verschiedenes Gestein und eine ganze Skala von Formen und Höhen besitzen, wird der Verlauf der Schneegrenze noch ungleichmäßiger. Ob sie in derselben Höhe ein Ketten- oder

ein Massengebirge durchschneidet, eine Hochfläche überquert oder einen Einzelberg, ist nicht gleichgültig; ob sie ein Kalkgebirge in seinen Rissen und Schluchten durchwandert, oder an die breiten Flanken eines Schiefergebirges sich anschmiegt, Schotterflächen begleitet oder durchaus über gewaltige Eismassen schreitet, sie bietet stets ein anderes Bild. In verschiedener Höhe und Länge werden die Gebirge von ihr geschnitten und damit Form und Größe des schneebedeckten Gebietes verändert, also jene Erscheinungen, die das Landschaftsbild besonders beeinflussen.



Kurve der mittleren Schneegrenzhöhe zwischen 80° n. u. 70° s. Br. in ihrer Verschneidung mit den charakteristischen Erhebungsformen.

In großen Zügen läßt sich die Einwirkung der klimatischen Hauptfaktoren auf die Lage der Schneegrenze in einer Kurve erkennen, die die mittlere Höhe dieser Linie in den einzelnen Breitenkreisen miteinander verbindet. Wie den niederen Temperaturen der Polargebiete ein flaches Auslaufen der Linie gegen das Meeresniveau entspricht, so erwächst aus der bedeutenden Wärme und Niederschlagsarmut der Passatregion (zw. 15 u. 30° n. u. s. Br.) ein besonders auf der Südhälfte deutlich ausgeprägtes Ansteigen, in der Tropenzone aber ein durch die große Niederschlagsmenge bedingtes Sinken. Lassen wir diese Kurve die charakteristischen Erhebungsformen der Erdoberfläche in der ihnen entsprechenden Höhe und Breitenlage schneiden, so erhalten wir für die Entwicklung der Schneeregion in der Polarwelt, in alpinen Gebirgen, in den Hochländern der mittleren Breiten und den Einzelbergen der Tropen typische Bilder, die im folgenden näher geschildert sein sollen.

Die Polargebiete

„In Nacht und Eis" ist der Name des klassischen Werkes, das uns Frithjof Nansen über seine berühmte Fahrt durch das nördliche Eismeer geschenkt hat. Er kennzeichnet damit die Merkmale polarer Natur aufs beste. Alle Niederschläge fallen dort in fester Form, trocken, als glitzernder „Diamantstaub" zur Erde. Wenn durch Monate das Weltenlicht erloschen ist, dann starren die Länder in tödlicher Kälte und selbst das gewaltige Meer erzittert in eisigen Fesseln. Auch die Sommersonne entfernt sich nicht weit vom Horizonte und ihre Strahlen suchen vergeblich durch die breite Atmosphärenschicht der Erdoberfläche genügend Wärme zu spenden, um der Ausstrahlung das Gleichgewicht zu halten. Die langdauernde Bestrahlung im Sommer zehrt zwar an der Schneedecke, und selbst bei Temperaturen von — 30° ist ein Schmelzen in der Sonne beobachtet worden, besonders wenn die flach einfallenden Strahlen die Abhänge unter steilem Winkel treffen; aber mehr greift sie der geschäftige Arbeiter im Haushalt der Polarwelt an, der Wind. Er spielt mit dem losen Schnee, wirft weit gestreckte Schneewälle (Sastrugi) hin, türmt Hügel (Hummocks) auf, treibt den Schnee von schutzlosen Höhen und schleudert ihn in Mulden und Täler, wo er oft haushoch liegt. Russel beobachtete am Eliasberg in 1700 *m* Höhe nicht selten Schneemassen von 15 *m* Tiefe. Aber in den hohen Breiten geht nichts an Schnee verloren und so packt er sich im

Laufe der Zeit zu den riesigen Eismassen zusammen, die der Grenze ihres Reiches, dem Meere, langsam zustreben und noch im Todeskampfe als schwimmende Eisberge der Schrecken des nordatlantischen Schiffers sind.

In den Polargebieten sind alle jene Kräfte schwach entwickelt, welche die Schneegrenze hinaufzurücken vermögen, die Lage dieser Grenzlinie muß daher eine sehr niedrige sein. Über 1000 *m* geht sie nur in einigen Gebieten des Festlandes, im nördlichen Asien, selbst noch im südlichen Grönland, während Inseln in gleicher Breite eine viel tiefere Lage aufweisen: Spitzbergen 300—400 *m*, Nowaja Semlja 500—700 *m*. Besonders tief sinkt sie dort herab, wo die kalten Polarströmungen ihre Eismassen an die Küste führen. So hat das nördliche Island eine Schneegrenzhöhe von nur 500—600 *m*, während in gleicher Breitenlage die Berge Norwegens infolge des warmen atlantischen Stromes erst von 1200 *m* an ewigen Schnee zeigen und des polaren Charakters ermangeln. An den Kältepolen der Erde liegt auch der schmale Küstenstreifen unter einer ewigen Schneedecke begraben, und schon lange hat man die Schneegrenze des südpolaren Festlandes in den Meeresspiegel verlegt. Die Danmarkexpedition hat auch im äußersten Grönland ewigen Schnee bis an die Küste feststellen können. Unter solchen Verhältnissen ist die Entwicklung der Schneeregion in den Polargegenden so bedeutend wie sonst nirgends; der bei weitem größte Teil der Schneebedeckung der Erde entfällt auf diese Gebiete.

Die Oberflächengestaltung begünstigt eben außer dem Klima das Verbleiben des Schnees. Denn die Polarwelt steht noch immer unter der Herrschaft einer Eiszeit und ist fortdauernd der Bearbeitung durch die Gletschererosion ausgesetzt. Verebnete Flächen mit niedrigen aber steilen Rändern walten daher vor, über die nur selten schroffe Felsen aufragen, wie die Nunataks Grönlands. Die breiten Täler sind mit riesigen Gletschern ausgefüllt, deren Oberfläche als seichte Mulde in die Schneelandschaft eingesenkt scheint. Inlandeis bedeckt das Binnenland, Hochlandeis die kleineren Plateaus, Vorlandgletscher breiten sich kuchenförmig am flachen Küstensaume aus und brechen ins Meer ab. Auch die sanfter geneigten Abhänge sind überströmt, während am Fuß der Steilwände die darüberstürzenden Firnmassen sich zu neuen Gletschern, den Kliffgletschern, vereinigen.

Diese Nivellierung der Formen ermöglicht es, daß die polare Oberfläche fast überall von Schnee bedeckt ist. Schon die niedrigen Plateaus zwischen den Fjorden der amerikanisch-arktischen Inselwelt tragen ihre Schneemäntel ebenso wie die gewaltige Eiskalotte Grönlands. Die fortlaufende Schneebedeckung des Franz-Joseph-Landes wird nur durch steile Felsränder unterbrochen. Wenn, wie in Spitzbergen, sich Gebirge weit über die Hochfläche erheben, so sind nicht nur Gipfel und Kämme, sondern auch der Fuß in Schnee eingehüllt. Weiß ist die Hauptfarbe der Landschaft, soweit auch der niedrige Horizont den Ausblick erlaubt. Apere Strecken, vom Wind entblößte Rücken und Felspartien kommen vor, aber sie verschwinden im Schneemeere wie Eilande im Ozean. Kaum etwas mußte daher Amundsen auf seinem Eroberungszuge zum Südpol so auffallen, wie die blauschwarze Wand des 5000 *m* hohen Frithjof-Nansen-Berges, die ihn inmitten unermeßlicher Schneeflächen als Stück einer anderen Welt begrüßte.

Bezeichnend für die Schneebedeckung der Polargebiete ist ferner, daß neben der horizontalen Erstreckung auch die vertikale den größten Anteil erreicht. Die hohen Gebirge des Südpolarlandes sind vom Fuß bis zum Gipfel schneebedeckt und die ganze Antarktis erscheint nach Nordenskjöld als eine einzige schimmernde Eiswölbung. Selbst die niedrigen Berge von Franz-Joseph-Land sind zu drei Vierteln ihrer Höhe in ewigen Schnee gehüllt. Auf den Schneemantel des 2500 *m* hohen Beerenberges auf Jan Mayen, des „großartigsten Vulkanberges der arktischen Region", entfallen 1800 *m* in vertikaler Erstreckung. Noch bei den großen Vulkanen Islands

beginnt der Schneegürtel in der Mitte ihrer Höhe und an der Grenze der Polarwelt sind die riesigen Feuerberge Kamtschatkas zur Hälfte, der Kljutschew zu zwei Drittel mit Schnee bedeckt, und gewinnen dadurch trotz ihrer Schneegrenzhöhe von 1600 *m* ein ungemein großartiges, polares Ansehen. Auch die Gebirge von alpinen Formen erhalten gerade durch die Entwicklung des Schneegürtels einen auffallend arktischen Zug. G. Wegener bemerkt über den landschaftlichen Charakter der Lofoten treffend, „daß sie einem Hochgebirge nach Art unserer Alpen gleichen, das bis an die Baumgrenze ins Meer hinabgetaucht ist", in Spitzbergen aber „die Landschaft durchaus den Anblick einer erhabenen Hochgebirgswelt bietet, die bis an die Grenze des ewigen Schnees in den Ozean versenkt ist".

Charakteristisch für die Schneebedeckung der hohen Breiten ist auch, daß sich unter der Schneegrenze noch sehr viele Schneefelder ausbreiten. Thoroddsen unterscheidet daher für Island neben der unteren Grenze der zusammenhängenden Schneedecke noch eine Zone getrennter, mehr oder weniger dicht gestellter Flecken, und darunter abermals einen Gürtel durch orographischen Schutz erhaltener Schneehaufen. Oft bietet die Verteilung dieser Schneefelder einen schönen geologischen Aufschluß, insofern sich der Schnee besonders gern in alten Uferlinien, Schichtstufen, tektonischen Mulden hält (A. Hamberg). Die Festlegung der Schneegrenze ist daher nirgends größerer Schwierigkeit und Unsicherheit begegnet als hier. In benachbarten Gebieten nimmt sie oft einen ganz verschiedenen Verlauf, indem sie z. B. dort, wo sie über große Gletscher zieht, weit tiefer herabsteigt als an steilen Hängen. Je nach der beim niederen Sonnenstande sehr wirksamen Exposition und Bestrahlung, je nach Windanfall, dem Anlauf kalter oder warmer Meeresströmungen verhält sie sich ganz verschieden. Der Schneegrenzkurve in den Polargegenden sind daher eine außerordentlich lebhafte, von Ort zu Ort auf- und absteigende Bewegung und ein breiter Kampfgürtel eigentümlich.

Alpine Gebirge

Die vielfach vertretene Meinung, in den Gletschergebieten unserer Alpen fänden wir auch polaren Witterungscharakter, ist wenigstens dahin richtig zu stellen, daß wir wohl eine der polaren ähnliche, aber erheblich geschwächte Strenge des Klimas vorfinden. Ohne Zweifel fallen in unseren Gebirgen die Niederschläge reichlicher als im hohen Norden, aber nur einen Teil des Jahres in fester Form, und wir müssen schon sehr hoch ansteigen, bis wir auch zur wärmsten Zeit Schneefälle erwarten können, in den Alpen beträchtlich über 3000 *m*. Denn der Sommer der alpinen Gebirge ist wärmer und länger als der polare, so daß die Julitemperatur selbst an der Schneegrenze noch durchschnittlich + 4° C. erreicht, während sie im größten Teil der Arktis unter 0° liegt. Eine auffallende Wärme, die sich im Emporrücken aller Höhengrenzen äußert, weisen namentlich die sogenannten Massenerhebungen auf, die in breiten, wuchtig aufgewölbten Gebirgsstöcken, z. B. des Berner Oberlandes, oder der Ötztaler Alpen, kleinen Hochländern vergleichbar, aus hochgelegenen Tälern emporwachsen. Ein bezeichnender Unterschied im Klimacharakter unserer Schneeregionen gegenüber dem der Polarwelt ist ferner, daß der Wind, der dort eine so große Rolle spielt, hier an Bedeutung hinter den anderen Faktoren zurücksteht.

Die Schneegrenzkurve lehrt uns ein zuerst langsames, dann rascheres Emporsteigen von den hohen gegen die mittleren Breiten. Den Übergang von der polaren zur alpinen Schneegrenzhöhe zeigen ebenso die Berge Skandinaviens (Schneegrenze 1000 bis 2000 *m*), wie im Kordillerensystem die Berge Alaskas, deren Küstenkette im Elias und Logan noch ein gewaltiges Polarbild enthüllt, und das Feuerland, das noch eine kleine Antarktika bildet (500—600 *m*). In den Pyrenäen und Alpen schwankt die Schneegrenze um 3000 *m*, wobei sie in den großen Massenerhebungen über diese Zahl hinausgeht und im Monte-Rosa-Gebiet mit 3260 *m* das Maximum

erreicht. Im Vergleich zu anderen Gebirgen derselben Breite haben die Alpen, den bevorzugten Wärmeverhältnissen entsprechend, überhaupt eine hohe Schneegrenze. So liegt sie am Mount Hood unter 45° n. Br., im Kaskadengebirge, bei 2250 *m*, auf der Insel Vancouver gar bei 1400 *m*; desgleichen in der chilenischen Kordillere zwischen 800 und 1400 *m*, und in den Neuseeländischen Alpen geht sie nicht über 2300 *m* hinauf, obwohl diese dem Äquator näher liegen. Im trockenheißen Kontinentalklima des westlichen und mittleren Asiens greift sie aber weit nach aufwärts. Der Kaukasus, der so oft mit den Alpen in Parallele gestellt wird, hat nur im westlichen Abschnitt alpine Schneegrenzverhältnisse, der östliche bereits Hochlandtypus.

Mehr als durch die Höhe der Schneelinie erhält die Schneeregion der Alpen durch die Form ihrer Unterlage einen anderen Charakter als die polare. Aus den Hochgebirgen des großen Faltengürtels haben wasserreiche, reißende Flüsse und die mächtigen Gletscher der Vorzeit tiefe Täler ausgeschürft, die wie ein engmaschiges Netz Ketten und Stöcke deutlich und in reicher Zahl vom Rückgrat abgliedern. Die scharf modellierten Formen der Kämme, Grate und Gipfel treten in ebenso entschiedenen Gegensatz zu den polaren Plateaus wie die breiten, mehr oder weniger schroffen, viel zerfurchten Gehänge zu den kurzen Steilabschüssen jener. Nur in wenigen Fällen und an der Grenze der Polarwelt verhüllen große Firnflächen, dem Inlandeis vergleichbar, den Boden der höchsten Gebirgsteile und die großen Gletscher der Alpen füllen niemals die Täler in dem Maße aus, wie es dort die Regel ist.

Demgemäß bleibt nicht nur der tiefliegende Fuß der Hochgebirge schneefrei, auch die Flanken tragen weit hinauf eine Wald- und Grasdecke. Aber die höchsten Teile der Gehänge begleitet eine fortlaufende, dann und wann durch Felsrippen oder Wände unterbrochene Schneefläche, ein weithin ziehender weißer Streifen von wechselnder Breite. Der Kaukasus hat z. B. in dem Abschnitte vom Oschten bis zum Baba Dagh eine nur an wenigen Stellen aussetzende Schneebedeckung in der Länge von rund 700 Werst, und die Kämme des zentralen Tian Schan hüllt auf ungeheure Strecken ein geschlossenes Firnkleid ein. Im Bajumkol-Tale kommen nach Merzbacher ganz vergletscherte Ketten vor, die selbst den Himalaja und die Westalpen in der Ausdehnung der Schneeregion übertreffen. In den Alpen bleibt infolge der tiefgreifenden Gliederung die Längenausdehnung der ungestörten Schneebedeckung weit zurück, und selbst in den Walliser Alpen erreicht sie nur 80 *km*. Die Natur der Kalkalpen bringt es mit sich, daß in den zersägten Kammpartien die weiße Decke stärker zerrissen wird und dafür Hochflächen von genügender Höhe eine flache Firn- und Schneewölbung tragen, die einigermaßen an das polare Hochlandeis erinnert. Wo sich die Schneelinie der Schartenhöhe des Gebirges nähert, wird die Schneebedeckung schon beträchtlich aufgelöst und die Gipfel scheinen wie gleißende Kristalle an einem schmalen Bande aufgereiht. So ist z. B. das Bild der andinen Sierra Aconquija, deren langer Zug viele bis zur Höhe des Kammes mit Schnee bedeckte Spitzen trägt.

Der Anteil der Schneeregion an der Vertikalausdehnung des Gebirges ist geringer als in den Polarländern. Wer etwa vom Lauterbrunnental aus einer Höhe von ungefähr 800 *m* gegen die Berner Alpen blickt, deren Schneegrenze hier bei 2900 *m* liegt, der findet kaum das oberste Drittel der relativen Höhe vom Schnee bekleidet. In den Ostalpen verringert sich mit dem Niedrigerwerden des Gebirges der Anteil der Schneeregion noch mehr. In der Rieserfernergruppe, wo die mittlere Kammhöhe 2800 *m* beträgt, verläuft die Schneegrenze nur wenig tiefer. Beim Mount Rainer im schneereichen Kaskadengebirge, 4378 *m*, beträgt die 700 *m* in vertikaler Ausdehnung sich erstreckende Schneehülle nur ein Sechstel der Gesamthöhe.

Wie verschieden auch die Höhenlage der Schneegrenze in den verschiedenen Breiten sein mag, ihre auf- und absteigende Kurve zeigt innerhalb desselben Gebirges einen viel ruhigeren und gleichmäßigeren Verlauf als in Polargebieten, sie behält ihre

Höhe konstanter bei. Größer wird der Unterschied der Schneegrenzhöhe, wenn wir Nord- und Südlage miteinander vergleichen; er erreicht gewöhnlich mehrere hundert Meter und in einem gegen Süden so freistehenden Gebirge, wie es die Walliser Alpen sind, sogar 500 *m*. In gleicher Breite wird er mit zunehmender Steilheit der Gehänge größer, während er in Gebirgen niederer Breite infolge des Hochstandes der Sonne abnimmt. Auch Kämme mit ausgesprochener Luv- und Leeseite der Niederschläge zeigen einen Unterschied der Schneegrenzhöhe, so daß z. B. im westlichen Kaukasus die Südseite um 600—700 *m* weiter herab Schnee trägt als die Nordseite. Abgesehen von der Expositionsverschiedenheit ist ein Ansteigen der Schneelinie gegen das Innere großer Massengebirge zu bemerken, was mit der starken Wärmewirkung solcher Massive zusammenhängt. Da sich die anderen natürlichen Höhengrenzen ebenso verhalten, ist schon in alpinen Gebirgen ein deutlicher Parallelismus zwischen der Schneegrenze und jenen Verbreitungsgrenzen zu beobachten. Ein eigentümliches Bild gewähren in dieser Hinsicht die Anden südlich vom 41. Grad, wo Schnee- und Waldgrenze beinahe zusammenfallen, wodurch eine größere Schärfe der Linie erreicht wird. Im allgemeinen ist aber die Schneelinie in den alpinen Gebirgen aus einem noch immer breiten Saume getrennter Schneefelder herauszulösen und eine deutlich ausgesprochene Linie, wie sie z. B. am Mount Shasta und Mount Rainier durch deren regelmäßige Gestalt ermöglicht wird, ist nur ausnahmsweise zu finden. Für die Kalkalpen ist häufig ein tiefer gelegener deutlicher Gürtel orographischer Schneefelder geradezu bezeichnend. Zum großen Teile läuft in Gebirgen hochalpinen Charakters die Schneegrenze über Gletscher, sei es über Firnmulden, Kar- oder Hängegletscher. Wo sie durch eine Kette großer Schneefelder gebildet wird, liegt sie infolge der größeren Wärmekapazität des nahen Felsbodens etwas höher als auf dem Eise, nach den Beobachtungen von Fritsch am Ortler durchschnittlich 40 *m*.

Die Hochländer

Gigantischen Festen gleich, von gewaltigen Mauern umgürtet, erheben sich aus weiten Tiefebenen die Hochländer mittlerer Breiten. Nicht nur die größten Gipfelhöhen finden wir in ihnen, auch die Täler sind durch ungeheure Anhäufung des Verwitterungsschuttes innerhalb des Gebirges hoch ausgefüllt und nehmen die Ausdehnung von Ebenen an. Weit hinauf hüllt der Schutt die Berge ein, die ihn durchbrechen, er mäßigt die Neigungen und gleicht schroffe Formen aus, so daß eine den Alpen ähnliche Modellierung nur in den Kammpartien vorkommt. Über den 3000 bis 5000 *m* hohen Talsohlen erheben sich die Berge verhältnismäßig wenig, selten mehr als 2000 *m*. Das Schulbeispiel solcher Massenerhebung ist das Hochland von Tibet, das mit einer durchschnittlichen Höhe von 4500 *m* die Vertikalentwicklung Asiens derart beeinflußt, daß dessen Mittelhöhe von 950 *m* trotz vorwaltender Tiefebenen die aller anderen Erdteile überragt.

Stärker als sonst eine Oberflächenform muß eine derartige der Lufthülle entgegenstrebende Masse das solare, durch die Sonnenstrahlung einer gleichmäßigen und homogenen Erdkruste geschenkte Klima umgestalten. Die bedeutende Gesamthöhe bewirkt eine außerordentliche Luftverdünnung, die wieder eine lebhafte Ein- und Ausstrahlung der Wärme zur Folge hat. Diese äußert sich in den sehr großen Temperaturgegensätzen von Tag und Nacht, Sommer und Winter. So konnte z. B. W. H. Workman bei 5200 *m* inmitten der Firnmassen des Karakorumgebirges eine Sonnenstrahlung von 95° messen. Auch die Schattentemperaturen sind sehr hoch. Bei 5000 *m* wurden namentlich im Tonglagebirge Zentralasiens an Augustnachmittagen bis 20° C. beobachtet. Durch Reduktion dieser Werte auf das Meeresniveau würde man Temperaturen erhalten, die zwischen 40 und 50° liegen und daher die Maxima in den heißesten Teilen der Erde erreichen. Die Nächte sind dagegen empfindlich kalt, von Frost und Schneefällen begleitet. Letztere treten häufig auf, sind aber bei weitem nicht so ergiebig wie in den Alpen, da die dem Innern vorgelagerten

Ketten den größten Teil der Feuchtigkeit an sich ziehen. Weit hinauf zehrt sie gewöhnlich schon die Morgensonne auf.

Das gegensatzreiche Hochlandklima ist der Erhaltung des Schnees in größerer Menge so ungünstig, daß er erst in bedeutenderer Höhe den Sommer überdauern kann als sonst in einem Gebirge. Mit der Verstärkung der klimatischen Extreme gegen das Innere der Hochländer hält das Ansteigen der Schneelinie Schritt. So erhebt sie sich in den Ketten des nordöstlichen Tibet vom Rande gegen die Mitte: Richthofen-Gebirge 4300 *m*, Alexander-III.-Gebirge 4500 *m*, Humboldt-Gebirge 4700 *m*, Burchanbudda 5000 *m*, Tongla 5200 *m*. Im Zentrum Tibets fand Sven Hedin die Schneegrenze im Dupleix-Gebirge erst bei 5500 *m* und im nördlichen Karakorum geht sie über 6000 *m* hinauf. In Südamerika erreicht die Schneelinie auf den Bergen Licancaur und Llullaillaco, die von den heißen Wüsten Atacama und Puna umgeben sind, mit 6100 *m* ihre größte Höhe.

Das Bild der Schneelandschaft in den Hochländern zeigt eine ganz charakteristische Verschiedenheit gegenüber dem der Alpen. Noch im Tian Schan, der nach Form und Klima zu den zentralasiatischen Hochländern überleitet, haben wir Kämme, in denen „bis zu den Grenzen des Gesichtsfeldes sich Kar an Kar dehnt, alle mit Gletschern erfüllt, deren herabziehende Masse in großer Regelmäßigkeit in einer im gleichen Niveau verlaufenden Linie abschneidet" (G. Merzbacher). In Tibet aber deckt der ewige Schnee, selbst bei den größten Erhebungen nicht mehr zusammenhängend die langgestreckten Ketten, sondern nur vereinzelte Gipfel. Die Schneehäupter sind voneinander getrennt durch breite, vollkommen apere Zwischenräume, die z. B. in der Kette Alexander III. 5—10 *km* erreichen. Im Süden des Hochlandes ist nach den Beobachtungen Sven Hedins der Brahmaputra eine auffallende Scheide in der Art der Schneebedeckung, indem nördlich davon die Gehänge schneefrei bleiben, auf der anderen Seite der Schnee weit herabreicht. Vom Nganglaringtso aus sah er die Transhimalajakette mit 63 Schneedomen, die in ihrer gleichen Höhe ihm die Vorstellung einer blanken Säge erweckten. So erheben sich wohl alle Schneeberge Tibets wie glänzende Inseln, in langen Ketten gereiht, aus einem in sanften Wogen flutenden, unendlichen Schuttmeere. Eine der größten Firninseln ist der Mustagata, dessen Körper ein ganz isolierter, mächtiger Eispanzer einhüllt, der sich nach unten allmählich auskeilt. Die isolierte Schneebedeckung eignet auch den Bergen des süd- und nordamerikanischen Plateaus. Nur sind dort infolge der zerrissenen Formen der Berge die Schneemassen mehr in Schluchten und Zirkussen vereinigt und eine Überfirnung kommt seltener vor.

Im allgemeinen ist man auf der breiten Sohle der Hochlandtäler der Schneeregion viel näher als in den Haupttälern der Alpen. Die Schneelinie liegt z. B. im Arkatag nur 400 *m* über der 500 *m* hohen Basis, im Burchanbudda 500 *m* über 4300 *m*, so daß mehr als die Hälfte der relativen Höhe der Berge oft in ewigen Schnee gehüllt ist. Das inselhafte Auftreten der Schneezone wird daher oft durch ihre bedeutende Vertikalentwicklung ausgeglichen und im Landschaftsbilde spielt der ewige Schnee hier eine ebenso große Rolle wie in den stärker überfirnten Alpen. Shaw wurde beim Anblick des Kwenlin an den Quellen des Yarkandflusses an die Ansichten von Island erinnert, weil der Schnee der Berggehänge so nahe an die Ebene herabkommt. Wie in den alpinen Gebirgen der Unterschied zwischen westlichem und östlichem Kaukasus, so fällt in Hochasien der Gegensatz zwischen zentralen und peripherischen Gebieten auf, der in der Verschiedenheit der Niederschlagsmengen begründet ist und besonders zwischen westlichem und östlichem Nanschan hervortritt.

Sven Hedin spricht mehrmals davon, daß in Tibet wegen der Reinheit der Luft die Schneefelder sich besonders kalt und silberweiß, grell und scharf vom blauschwarzen Hintergrund der Berge, dem dunklen der Wolken oder dem klaren des Himmels ab-

heben. Da die Formen der Hochlandberge meist nicht zu schroff sind, erfährt die Schneelinie eine ziemlich scharfe Ausbildung. Auch die Gletscher treten über diese Linie nur wenig hinaus, enden breit, dünn und bestimmt abgeschnitten und sind meist vollständig mit Schnee bedeckt. Schon Przewalski hat erkannt, daß „die Gletscher bei der nahen Nachbarschaft weiter Hochtäler, den geringen atmosphärischen Niederschlägen und dem schnellen Schmelzen in der trockenen Luft und brennenden Sonnenhitze während des Sommers kaum wesentlich über die Schneegrenze hinausgehen können." In gleichem Niveau bleibend umzieht die Schneelinie in ein- und ausspringenden Winkeln die Gipfel. Treffend sagt Hedin von einem Gebirgsstocke des Kwenlun: „Aus der Vogelperspektive müßte sein Firnmantel einem Seestern gleichen", ein Bild, das er auch für den Demawend angewendet hat. Besonders auffallend ist ihm das Bild der Schneegrenze am Kailas, dessen Gipfel einem Tschorten (Steinmal) auf dem Grabe eines Großlamas ähnelt. Schnee und Eis, die in den Spalten und Absätzen des Berges liegen, bilden ein Gewebe, das dem weißen Netz einer Riesenspinne auf schwarzer Felswand gleicht. Trotz seines steilen, tetraedrischen Aufbaues hat er eine scharf gezeichnete Schneelinie, die sich aus den Schneestreifen, die der fast horizontalen Schichtung folgen, aus den deutlich abgegrenzten Firnbecken und den kurz abgestutzten Gletschern zusammensetzt. Gestalt und Klima können also auf den Hochländern zusammenwirken, eine Schneegrenze auszubilden, deren Eigentümlichkeit bisher als Kennzeichen nur der tropischen Kegelberge angesehen wurde.

Die Schneeberge der Tropen

Den Tropenländern fehlen Hochgebirge von so großer Ausdehnung, wie sie den mittleren Breiten eigentümlich sind. Nur sehr hohe Kämme und Gipfel ragen über die Vegetationsdecke empor und sind in seltenen Fällen mit einer Firnkrone geschmückt. Die höchsten Berge dieser Gebiete sind meist Vulkane von schöner Kegelform, die durch breite Täler oder weite Ebenen voneinander getrennt sind, also in ihrer ganzen Riesengröße beherrschend über der Basis sich erheben. Radial ziehen die schmalen Erosionsrinnen gegen den immer flacher auslaufenden Saum vom Gipfel herab. So regelmäßig ist oft ihr Bau, daß man dort, wo mehrere solcher Kegelberge aufeinanderfolgen, einen architektonischen Zug in der Landschaft finden kann. H. Meyer spricht von dem romantischen Stil des Chimborasso, bei dem die Halbrundungen auffallen, und von dem gotischen der rascher emporstrebenden Sierra Nevada de Sa. Marta.

Nicht nur in der typischen Form dieser Berge ist die schon den Entdeckern aufgefallene Entwicklung der Schneedecke begründet, sondern die ebenso große Gleichmäßigkeit der klimatischen Verhältnisse trägt viel dazu bei. Das ganze Jahr steht die Sonne sehr hoch und entfernt sich nur wenig von der Senkrechten. Außerordentlich gleichartig ist daher der Temperaturgang. Auf tropischen Inseln und Küsten hat man wohl beobachtet, daß Tag für Tag die gleiche Wärme herrscht und die Nacht, der „Winter in den Tropen", eine kaum merkliche Abkühlung bringt. Auch für das Klima der tropischen Gebirge ist das Minimum der Temperaturgegensätze bezeichnend. In den Paramos, den Hochregionen der Vulkane Ekuadors, zwischen 3000 und 4500 *m*, beträgt jahraus jahrein die Temperatur 4—8° C. Da die Tropen durch Reichtum an Niederschlägen ausgezeichnet sind, so erhalten namentlich die Gebirge häufige und reichliche Schneefälle, die oft bis 4000 *m* herabgehen, aber bald vor den sengenden Sonnenstrahlen weit hinauf zurückweichen. Das Vorhandensein ewigen Schnees in der „heißen Zone" hat man lange Zeit für unmöglich gehalten und noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat ein englischer Geograph nach Auffindung der Firnfelder des Kilimandscharo behauptet, seine Entdecker seien einer Täuschung verfallen, weil es ewigen Schnee unter dem Äquator nicht geben könne.

Und doch liegt die Schneegrenze in den Tropen wesentlich tiefer als in der Passatzone. Denn die bedeutenden Schneemassen werden erst in geringerer Höhe aufgelöst

als die dünne Schneeschicht der Hochlandberge. Unter jedem Meridian erfährt die Schneegrenzkurve in den Tropen eine deutliche Einsenkung. Für die Vulkane Mexikos und Ekuadors geht sie nicht über 4700 *m* hinauf, in der Sierra de Merida nicht über 4500. Noch tiefer scheint sie auf den Schneebergen Neu-Guineas zu liegen, dessen Inselnatur starke Niederschläge begünstigt. Auch der inmitten großer Seen gelegene Ruwenzori hat eine niedrige Schneelinie von 4500 *m*, während der aus heißen Hochsteppen emporstrebende Kilimandscharo die höchste der Tropenberge aufweist, 5600 *m*. Im Himalaja schwankt die Schneegrenze je nach der Entfernung vom feuchten Monsunklima Indiens um die Höhe von 5000 *m*.

Durch die englischen Geometer der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist im Himalaja eine Menge von „Schneebergen" bekannt geworden, deren jeder eine selbständige Firnregion aufweist, indem nur die einzelnen Gipfel von der Schneelinie geschnitten werden. Die inselförmige Schneebedeckung ist auch in den tropischen Anden jedem Beobachter aufgefallen. H. Meyer kleidet den Charakter der Hochanden in folgende Worte: „Wenn ich das Ganze überschaute, wie da die violettbraunen, weißgipfeligen Pyramiden und Kegel bis in unabsehbare Ferne über das flache, hellgraue Wolkenmeer, das allmählich alle dazwischen liegenden Ebenen und niederen Berggruppen verdeckte, emporragten, so hatte ich den Eindruck einer großen polaren Inselandschaft und dachte an die eisbeladene Insel Jan Mayen und an Bilder aus dem Kurilenarchipel." Lückenlose Firnhauben sind über die Gipfel gestülpt, die alle Schluchten und Risse des Felsenhauptes, alle Mulden und Krater des Lavaberges mehr oder weniger gleichmäßig ausfüllen. Gegenüber den Schneemänteln der Hochlandberge sind die Eiskappen der Tropengipfel von so bedeutender Mächtigkeit, daß bei vielen Bergen ihr Ansatz deutlich im Profil des Berges zum Ausdruck kommt. Bezeichnend ist ferner, daß, entsprechend der Gestalt der Vulkane, gerade die steilsten Partien des Berges vom ewigen Schnee bedeckt sind. Auf dem Cerro Altar fällt die Schneefläche unter 40° ab und auf dem Chimborasso beträgt die Neigung bis zum Firn 10—20°, darüber 35—44°. In der Sierra Nevada Sa. Marta sind es gerade die fünf schroffsten Gipfel, die schneebedeckt über die sanfteren Gehänge des Gebirges hinausragen. Es kommt vor, daß senkrechte, ja überhangende Wände überfirnt sind. Denn eine Eigentümlichkeit dieser tropischen Schneeberge ist, daß sich an den Wänden infolge des häufigen Auftauens und Wiedergefrierens große Eissäulen bilden, die schließlich den Felsbau wie mit einem Peristyl umgeben. Ein unterscheidendes Merkmal gegenüber der Schneebedeckung der Alpen scheinen dem Herzog der Abruzzen die riesigen Schneewächten des Ruwenzori, von denen ebenfalls dicke Säulen herabhängen, die dann ein förmliches Traggerüst für jene bilden. Dicht wie die Bäume des Waldes stehen sie oft aneinander gereiht in einer Stärke und Höhe, wie sie in den Alpen oder im Kaukasus nie beobachtet wurden. An den „Roten Wänden" des Chimborasso erreichen diese Eisstalaktiten eine Länge von 60 und eine Dicke von 10—15 *m*. Selbst dort, wo nicht die schöne Kegelform der Vulkane vorliegt, sucht der ewige Schnee den tropischen Typus auszubilden. In der Ramadakette der argentinischen Kordilleren wird ein Doppelgipfel durch eine dicke, horizontale Schneebank, die wie ein Tischtuch den ganzen zwischen ihnen liegenden Talschluß bedeckt, zu einer großartigen, weiß schimmernden Tafel, die den Namen la Mesa (der Tisch) führt.

Die absolute Höhe der Schneegrenze ist in den Tropen zwar geringer als auf den Hochländern, dagegen ist die relative entsprechend der niedrigen Basis weitaus größer. Im Vergleich zur gewaltigen Vertikalausdehnung der Vulkane ist der Anteil der Schneeregion daher ziemlich eingeschränkt. Am Kibo erreicht ihre Mächtigkeit etwa 500 *m*, das ist nur ein Zehntel der Erhebung des Berges über die Steppe. In Mexiko und Ekuador beginnt die Schneedecke erst 2000 *m* über den Hochebenen. Eine bedeutende Entwicklung der Schneezone kann der Chimborasso aufweisen, an dessen

Dom sie 1500 *m* herabreicht. Da in der Tropensonne die Schneefelder leuchtend aus azurnem Hintergrunde hervortreten, ist der Eindruck der in Wolkenhöhe schwebenden Silberkronen auf Eingeborne wie auf Fremde ein ganz außergewöhnlicher, ja verwirrender. Stanley verlieh seinem Erstaunen beredte Worte, als er zum ersten Male die schneebedeckten Gipfel des Ruwenzori aus der Ferne erblickte: „Als wir etwa 8 *km* von dem Lager bei Nsabe entfernt waren und ich nach Südosten blickend über die Ereignisse des letzten Monats nachdachte, lenkte ein Bursche meinen Blick auf eine seltsam geformte Wolke, die von ganz wundervoll silberartiger Farbe war und die Verhältnisse und das Aussehen eines mit Schnee bedeckten Berges hatte."

Und noch etwas zog von jeher die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich: die scharfe Grenze zwischen schneebedecktem und schneefreiem Gebiete, eine Erscheinung, die sowohl durch die Gestalt der Berge, wie auch durch das Klima bewirkt wird. H. Meyer erklärt sie folgendermaßen: „Der Grenzsaum der zusammenhängenden Firndecken zur Zeit seiner höchsten Lage, seiner größten Abschmelzung ist in den Tropen ein gut brauchbares Maß (für die klimatische Schneegrenze), weil wegen der großen Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit der klimatischen Elemente, wegen der außerordentlichen Stärke und Stetigkeit der Schmelzwirkungen und wegen des regelmäßigen Baues dieser Kegelberge die wirkliche Schneegrenze meistenteils zusammenfällt mit der klimatischen Schneegrenze oder Firngrenze." Die geschlossene Form der Gipfel läßt die Ausbildung von Sammelbecken für den Firn nicht zu und schließt daher auch die Entwicklung von Talgletschern in alpinem Sinne aus. Sowohl in Afrika wie in Mexiko und den tropischen Anden gehen nur dann und wann Lappen aus der Firnbedeckung herab, ohne wesentlich unter die Schneegrenze zu gelangen. Meist enden hier an einer Grenze gleichzeitig Eis und Schnee. So erklärt sich der eigenartige Steilrand der Firnhaube, der das größte Hindernis bei der Besteigung der meisten tropischen Schneeberge bildet und der förmlich mit einem dicken Strich die Schneeregion zu begrenzen scheint. Unter dieser Linie gibt es keine das ganze Jahr überdauernde Firnfleckenregion, wie in unseren Alpen, also auch keine orographische Grenze. Die Trennung in die zwei Reiche wird noch dadurch auffallender, daß über der Schneelinie keine aperen Stellen zutage treten. Auf dem Kibo hüllt der Schnee selbst den steilwandigen Krater ein, und auf der 5125 *m* hohen Margheritaspitze des Ruwenzori schaut kaum ein Fels hervor. Der stets sehr hohe Stand der Tropensonne, der im Laufe des Jahres nördlich und südlich vom Äquator wechselt, verhindert die Entwicklung von Verschiedenheiten nach der Exposition, so daß die Schneegrenze als horizontale Linie den Berghang schneidet. Schon vor den europäischen Forschern erkannten die Eingebornen von Quito, daß der Chimborasso der höchste Gipfel ist, weil er am weitesten in die Schneeregion hineinragt, und A. v. Humboldt war von der Unveränderlichkeit ihres Niveaus derart überzeugt, daß er von ihr aus die Höhe der Berge mathematisch berechnen zu können glaubte. Geht die Annahme einer solchen Abhängigkeit auch zu weit, so ist jedenfalls die Schneegrenze in den Tropen so scharf und deutlich entwickelt, wie sich sonst unter den natürlichen Höhenlinien nur die Neuschneegrenze auf wenige Stunden zeigt. „Die landschaftliche Darstellung dieser Horizontalität setzt die Physiker in Erstaunen, die nur an die Unregelmäßigkeit der Schneebedeckung in der veränderlichen, sogenannten gemäßigten Zone gewöhnt sind." (Kosmos.)

Die Bedeutung der Schneegrenze

Die gesetzmäßige Wechselbeziehung, die zwischen den angreifenden Kräften der Lufthülle und dem festen Bollwerk der Erdoberfläche statthat, findet auch für die Schneegrenze als eine wesentlich atmosphärische Erscheinung Anwendung. Als Ausdruck des Klimazustandes eines Gebietes sucht sie eine einfache Linie anzustreben, erfährt aber durch die Einzelformen der Unterlage mannigfache Abweichungen von dieser. Wie ihre

Höhenlage einen Schluß auf die Klimaverhältnisse des Gebirges zuläßt, so enthüllt ihre Unterbrechung und mehr oder weniger scharfe Ausbildung die morphologischen Grundzüge; besonders aber ist die Entwicklung der Schneegrenze das glaziale Bild und im Zusammenhang damit die hydrographische Gestaltung eines Gebirges abhängig. „Das Wesen der Vergletscherung eines Gebirges wird bestimmt durch die Höhe der Schneelinie und durch die Gestalt, also durch das Entwicklungsstadium des Gebirges. Dieses bedingt die größere oder kleinere Ausdehnung der über die Schneegrenze aufragenden Fläche, es bedingt die Größe der Firnmulden und bedingt dadurch auch die Länge der Talgletscher. Denn diese Länge bedeutet nichts anderes als das Verhältnis zwischen Schneelieferung und Schneeschmelze" (K. Oestreich). Die Elemente der Schneegrenze: absolute und relative Höhe, Verlauf und Schärfe, sind, auf die Gestalt des Berges bezogen, geradezu maßgebend für dessen landschaftlichen Eindruck. Unter Hinweis auf den Unterschied zwischen westlichem und östlichem Kaukasus sagt Déchy: „Die klimatischen Einflüsse erstrecken sich in erster Reihe auf die Schneebedeckung und die Vegetation des Gebirges und bringen nach beiden Richtungen Unterschiede hervor, von denen auch das äußere Bild dieser Landschaften bedingt wird."

Wenn wir hier versuchten, typisch verschiedene Bilder der Schneegrenze zu schildern, so wollten wir dabei nicht „Naturgemälde" im Sinne A. v. Humboldts geben, der dem vorwiegend deskriptiven Charakter der damaligen Geographie entsprechend die Erscheinungen einfach nebeneinander stellt, sondern die Kausalreihe: Klima—Schneefall—Schneegrenze in Beziehung auf natürliche Landschaften untersuchen. Die vorliegenden Zeilen stellen den Versuch dar, einem bisher nur abstrakt aufgefaßten, lediglich durch Zahlen und Kurven veranschaulichten Phänomen eine lebendige Anteilnahme an der Gestaltung der Wirklichkeit zuzuweisen. Wir befinden uns dabei auf den Wegen des Meisters ästhetisch-geographischer Betrachtung, Friedrich Ratzels, der an einer Stelle sagt: „Wir fordern zur Messung noch die Beschreibung. Das Studium der charakteristischen Formen der Schnee- und Firnlagerung, die für die verschiedenen Gebirgstypen weit auseinander liegen, erscheint uns beispielsweise als eine Vorbedingung der Erkenntnis der Firngrenze."*)

*) Ich möchte nicht schließen, ohne Herrn K. K. Univ. Prof. Dr. R. Sieger für seine gründliche Durchsicht der Arbeit meinen verbindlichsten Dank zu sagen.

H. Paschinger.

Wichtigste Literatur.

Amadeus, Herzog der Abruzzen, Der Ruwenzori. Leipzig 1907. — Amundsen, R., Die Eroberung des Südpols. 1912. — Déchy, M. v., Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge. Berlin 1905. — De Filippi, Reise des Herzogs der Abruzzen nach dem Eliasberg. 1900. — Friedrich, M., Niederschläge und Schneelagerung in der Arktis. Wissensch. Veröff. d. Ver. f. Erdkunde. Leipzig 1891. — Hedin, Sven v., Im Herzen von Asien. Leipzig 1903. — Hedin, Sven v., Transhimalaja. Leipzig 1912. — Merzbacher, G., Aus den Hochregionen des Kaukasus. Leipzig 1901. — Merzbacher, G., Physiogeographie des Tianschan. 18. Deutscher Geographentag, Innsbruck 1912. — Meyer, H., Aus den Hochlanden von Ekuador. Berlin 1907. — Meyer, H., Ostafrikanische Gletscherfahrten. Leipzig 1890. — Oestreich, K., Die Täler d. nordwestlichen Himalaja. Erg.-Heft 155 zu Peterm. Mitteilg. 1906. — Paschinger, V., Die Schneegrenze in verschiedenen Klimaten. Erg.-Heft 173 zu Peterm. Mitteilg. 1912. — Przewalski, Reisen im Tibet. Jena 1884. — Ratzel, Fr., Höhengrenzen und Höhengürtel. Zeitschrift d. D. u. Oe. Alpenv. 1889. — Richter, E., Die Gletscher der Ostalpen. Stuttgart 1888. — Thoroddsen, Island. Erg.-Heft 153 zu Peterm. Mitteilg. 1906.

Der Klafferkessel in den Schladminger Alpen

Von Hans Wödl

Zwischen dem Hochgolling, 2863 *m*, und der Wildstelle, 2746 *m*, entfaltet der unter dem Namen Schladminger Alpen bekannte Abschnitt der Niederen Tauern seine besondere Eigenart. Wir erblicken eine stattliche Reihe stolzer, selbständiger Gipfel mit mächtigen Firnfeldern und unverkennbaren Gletscherspuren; dazwischen sehen wir tief eingeschnittene, in malerischen Stufen abfallende Täler mit zahlreichen, die Landschaft belebenden Seen und Wasserfällen, ihre Hänge aus Klammen und Waldschluchten in grünende Matten übergehend und in scharfen Kämmen zu den dunkelfelsigen Gipfelgraten ansteigend: das Ganze ein ernstes, großzügiges Bild.

Dieser Teil der Niederen Tauern hat auch zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und seit Erzherzog Johann zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die obengenannten beiden Hauptgipfel erstiegen hatte, vollzog sich allmählich seine Erschließung und Zugänglichmachung. Es erfolgte dann im Jahre 1881 die Erbauung der Keilhütte durch den Österr. Touristenklub; der Steirische Gebirgsverein unterstützte gleichzeitig die eifrige touristische Tätigkeit und Werbearbeit des Professors Dr. Johannes Frischauf, und endlich erwählte im Jahre 1886 die Wiener alpine Gesellschaft „Preintaler" die Schladminger Alpen zu ihrem Arbeitsgebiet. Die Erbauung der Preintalerhütte auf der Waldhornalm (1891), der Wödlhütte im Seewigtale (1897) und der Gollinghütte (1905), an Stelle der durch eine Lawine zerstörten Keilhütte im hintersten Winkel des Steinriesentales, schuf einige ganz ausgezeichnete Stützpunkte für den Besuch, der sich auch stetig weiterentwickelte und in den letzten Jahren einen sehr erfreulichen Aufschwung nahm.

Und doch ist lange Zeit mitten im Weg- und Turennetz dieses Gebietes ein landschaftliches Juwel in fast ungestörter Einsamkeit verblieben: der seen- und gipfelreiche Klafferkessel. Bis heute noch haftet ihm der Nimbus des Geheimnisvollen an, den er sich sowohl bei den Einheimischen, als auch in Touristenkreisen durch deren ungezählte Irrfahrten und ungewollte Freilager erworben hat. Dieser Bann wurde auch nicht gebrochen, als im Jahre 1909 die alpine Gesellschaft „Preintaler" zwischen der Gollinghütte und der Preintalerhütte einen Verbindungssteig zu bauen begann, der durch den Klafferkessel führen sollte, wegen Einspruchs des Jagdbesitzers aber nicht fertiggestellt werden durfte; gerade der wichtigste Teil des Weges, das durch den eigentlichen Klafferkessel führende Stück, konnte nicht zur Ausführung kommen. Die wenigen Besucher, die trotzdem den Übergang versuchten, mußten außer dem möglichen Verfehlen des Durchstieges noch ein allfälliges Zurückweisen durch die beaufsichtigenden Jäger mit in den Kauf nehmen. Während des Krieges hat sich erfreulicherweise das Verhältnis zwischen Jägern und Touristen gebessert, und so steht auch dieser Abhandlung, die den Klafferkessel auf Grund eingehenden Studiums dem großen Bergsteigerkreis des Alpenvereins bekanntmachen soll, nichts im Wege. Möge sie dazu beitragen, ein ganz einzigartiges Schaustück unverfälschter Hochgebirgsnatur der längst verdienten Würdigung und Beachtung zuzuführen.

Meine erste Begehung des Klafferkessels, in Verbindung mit einer Besteigung des Greifenberges und der Erstersteigung der beiden höchsten Gipfel des Rauhenberges, führte ich im Jahre 1890 aus. Seitdem ist wohl kein Jahr vergangen, wo ich ihn nicht besuchte. Es glückte mir der Durchstieg auch sehr oft bei schlechtem Wetter, und ich glaubte mich schon ganz sicher, bis mich ein Irrgang im Jahre 1914 — freilich bei Regen, Nebel, Sturm und tiefem Schnee — eines andern belehrte. Wohl hatte ich schon bei meiner ersten Begehung festgestellt, daß die Generalstabskarte hier völlig versagt, weil sie derart verzeichnet ist, daß sie eine ganz falsche Vorstellung des Kammverlaufes und der Lage der Seen erweckt. Meine durch die vielen Begehungen erworbene Wegkenntnis wurde diesmal aber so wirr, daß ich mir einbildete, der zu Hilfe genommene Kompaß sei verhext und zeige statt nach Norden nach Süden; stundenlang ging ich in den eigenen Spuren im Kreis herum, bis ich mich endlich zurechtfand. Wie sich später herausstellte, hatte ein zufällig aufgestauter Schmelzwassertümpel mir im Nebel einen großen, mir fremden und daher mich beirrenden See vorgetäuscht. Da gab es aber jedenfalls eine Lücke in meiner bisherigen Vorstellung über den „Klaffer", wie ihn die Almleute kurzweg nennen, von denen einer angeblich drei Tage und Nächte dort oben herumgetappt haben soll, bis er endlich wieder herausfand. Und dem hatte ich's beinahe nachgemacht! Nun verlegte ich mich während der Kriegssommer 1915 bis 1917 darauf, den Klaffer nach allen Richtungen planmäßig abzugehen und in jedem Winkel zu durchforschen. Das Ergebnis war überraschend: Als wenn mir der Star gestochen worden wäre, sah ich ein ganz neues Bild vor mir erstehen. Ich entdeckte, daß die Gipfel, die das vom Waldhorntörl zum Riesachsee hinausziehende Tal im obersten Teile — dem Kapuziner- und dem Inneren Lämmerkar — als östliche Umrandung begrenzen, *nicht*, wie die Generalstabskarte angibt und ihr Anblick vortäuscht, *die Wasserscheide* gegen das Steinriesental bilden. Diese selbst ist schwer kenntlich und verläuft vom Rauhenberg über den Klafferkogel zum Placken, also mitten durch den Klafferkessel, und so ist eigentlich der Name „Kessel" nicht ganz am Platze. Daß ein nach zwei Talseiten abfallender Gebirgsabschnitt aber zu dieser Bezeichnung kam, verdankt er jedenfalls der Einwirkung eines eiszeitlichen Gletschers, der durch Überschiebungen die ursprünglichen Kammlinien verwischte und durch Austiefung zahlreicher Seen das heutige Landschaftsbild schuf.

Als Laien schwebt mir folgendes Bild vor: Die Ursprungsstelle des einstigen Gletschers befand sich jedenfalls der höchsten Scharte am nächsten, also im Rauhenbergkar (in schneearmen Sommern erscheint hier unter dem abschmelzenden Schnee noch heute ein schwarzes, von Spalten durchzogenes Eisfeld). Im Norden des Kares läuft die heute nur mehr schwer erkennbare Wasserscheide vom Rauhenberg zum Klafferkogel hinüber. Das zwischen ihr und dem Greifenberg in den Oberen Klafferkessel nach Osten hinausziehende enge Tal ist heute mit Felstrümmern fast ganz ausgefüllt, die an zwei Stellen bis an den Rand reichen. Eben dort dürften die Eismassen die Wasserscheide überrannt und unterhalb abfließend den Rauhenbergsee und den Greifenbergsee ausgetieft haben. Nördlich des Rauhenbergsees wiederholte sich dieses Spiel von neuem: der vom Nordgipfel des Rauhenberges zum Unteren Klaffersee hinabziehende Rücken wurde ebenfalls überrannt, und die Eismassen stürzten über diesen hindernisfrei zur Huberalm hinab, während ein nordöstlicher Abfluß den Unteren Klaffersee bildete. Anderseits drängte der Gletscher aus dem Rauhenbergkar in der Talsohle nach Osten unter dem Greifenberg vorbei in den breiten Kessel zwischen der Klafferschneide und dem Klafferkogel hinaus, verbreiterte sich und bekam hier einen starken Nachschub vom rechtsseitigen Gehänge. Durch den quer vorgelagerten Kapuzinerberg und den schmalen Durchlaß ins Kapuzinerkar aufgehalten, wurde von den Eismassen der Obere Klaffersee ausgetieft. Dem seit-

Naturaufnahme von Dr. Karl Kirschbaum

Bruckmann aut. et impr.

Ausblick vom Greifenbergsattel auf Lungauer Klafferſee, Zwerfenbergſee, Kaiſerſcharte und Predigtſtuhl (zwiſchen Kaiſerſpitze und Ziſchken)

lichen Druck von Süden folgend, kam es auch hier zur Überflutung des niedrigen nördlichen Kammes. Es wälzten sich die Eismassen über den breiten Klafferkogel, sowie über den von ihm östlich ausstrahlenden Kamm, preßten sich an der Westseite des Reislingkogels vorbei, stauten sich abermals im Törl vor dem Greifenstein und überfluteten, westlich abgedrängt, den heute kaum kenntlichen Mittelrücken. Auf diesem Wege nagten sie die „Seenplatte" aus und formten so eines der merkwürdigsten Landschaftsgebilde.

Alle diese Überschiebungen verschleierten die Talläufe und Höhenzüge, und so entstand das große Rätsel des Klafferkessels, das ich in der eben aufgestellten Weise zu lösen glaube. Ob meine gefühlsmäßige Annahme der Wissenschaft gegenüber standzuhalten vermag, weiß ich nicht. Wohl aber war sie mir ein ausgezeichneter Behelf, denn seit ich diese Anschauung gewonnen und den mir lange unklar gewesenen Ursprung und Verlauf des Mittelrückens herausgefunden hatte, bestand ich jede Orientierungsprobe auch bei dichtestem Nebel in voller Sicherheit, ich möchte fast sagen mit trotzigem Genuß.

Zur vollständig richtigen Bewertung der charakteristischen Höhen gelangte ich durch oftmalige Besteigungen und vergleichende Einschätzung; positive Zahlen dafür verschafften mir aber erst die mit peinlichster Sorgfalt berechneten barometrischen Höhenmessungen meines lieben Freundes Hofrat d. R. Franz Morelli. Für den Klafferkessel und seine Berge finden sich nämlich in der Generalstabskarte nur zwei Koten, eine für den Greifenberg und eine für den Rauhenbergsee; und diese sind offenbar falsch, denn die mehrmaligen Ablesungen Morellis, die mit einigen Basispunkten vollständig stimmten, ergaben für den Greifenberg statt 2665 *m* nur 2583,5 *m* und für den Rauhenbergsee statt 2275 *m* nur 2254 *m* Seehöhe. Ich habe zu dem Instrument und den Berechnungen Morellis — der u. a. die Richtigstellung der Höhe des Baumgartnerhauses am Wiener Schneeberg um etwa 50 *m* eben auf Grund seiner Messungen durchsetzte — ein solches Vertrauen, daß ich die von ihm gefundenen Zahlen ohne Bedenken der ganzen vorliegenden Arbeit zugrunde legte[1]). Ich danke ihm auch an dieser Stelle für seine wertvolle Unterstützung. Ebenso danke ich Herrn Dr. Karl Kirschbaum für die oft unter den größten Schwierigkeiten aufgenommenen Lichtbilder, die seinem photographischen Können alle Ehre machen und für mein Studium ein wichtiger Behelf waren; leider wurde zur Illustrierung dieser Abhandlung wegen der während des Krieges herrschenden Einschränkung nur ein Bruchteil davon verwendet.

Die meiste Mühe machte mir die Herstellung einer Kartenskizze. Es war nicht leicht, diese verwickelte Aufgabe zu lösen. Man möge mir aber zugute halten, daß mir als Laien nur meine Ortskenntnis, einige unterwegs aufgenommenen Zeichnungen und eine Anzahl von Lichtbildern zu Gebote standen. Immerhin bin ich dessen sicher, daß das von mir angefertigte Kartenbild jedem Besucher des Klaffers gute Dienste leisten wird. Ein Vergleich mit der Generalstabskarte zeigt auf den ersten Blick deren verfehlte Darstellung, die ein Zurechtfinden ganz unmöglich macht.

Die Festlegung aller topographischen Einzelheiten verlangte aber auch die Benennung vieler Punkte, die bisher einer solchen ermangelten. Von den Einheimischen konnte ich nur folgende Namen erfahren: Untere und Obere Klafferscharte, Unterer und Oberer Klaffersee, Rauhenbergsee, Greifenbergsee, Rauhenberg, Rauhenbergscharte, Greifenberg, Kapuzinerberg, Reislingkogel und Greifenstein. Alle anderen Gipfel, Scharten und Seen mußte ich mit passenden Namen belegen. Ich bemühte mich, diese von ihrem landschaftlichen Eindrucke (Ödsee, Verlorene Seen, Staffelschneide, Klafferkogel, Breite Scharte) oder ihrer Zugehörigkeit (Greifenbergsattel, -seen, Winkelsee, Gamsaugen, Eissee, Klippenseen), ihrer Form (Klafferturm, Klaffer-

[1]) Siehe das Verzeichnis im Anhange dieses Aufsatzes.

Sattelsee, Rauhenbergkar, Klafferkogelsee, Reislingscharte, Törlsee, Greifensteinsattel) abzuleiten. Ich glaube damit der volkstümlichen Namengebung am nächsten zu kommen und in den Bezeichnungen selbst schon einen Orientierungsbehelf zu geben. In meiner Schilderung gebrauche ich auch den Ausdruck „Seenplatte" für die vom Greifenstein, Reislingkogel und Klafferkogel eingeschlossene Seenreihe. „Oberer

Kartenskizze des Klafferkessels u. seiner Zugänge

0 200 400 600 800 1000 m

angelegte Steige — Ziehwege (Almstraßen) — Alpsteige ..... pfadlose Wegrichtungen.

Klaffer" und „Unterer Klaffer" werden von den Einheimischen die Kessel der gleichnamigen Seen genannt. Mit dem Kessel des Rauhenberg- und Greifenbergsees gliedert sich also der gesamte Klaffer in vier scharf abgegrenzte Abschnitte. Die Kenntnis dieser natürlichen Anordnung erleichtert die Orientierung ungemein, die ich nun auch noch durch die nachfolgenden Schilderungen zu fördern hoffe.

Die Durchquerung des Klafferkessels

kann sowohl von der Preintalerhütte als auch von der Gollinghütte aus unternommen werden. Beide liegen nahezu gleich hoch; der Aufstieg erfordert also von beiden Seiten fast den gleichen Höhenunterschied. In bezug auf die landschaftliche Szenerie, wie sie von der Preintalerhütte aus bei der Begehung des Klafferkessels sich entfaltet, ist diese Wegrichtung aber entschieden vorzuziehen. Auch ist der Zugang von der Preintalerhütte zur Unteren Klafferscharte bequemer als der von der Gollinghütte zur Oberen Klafferscharte.

Die Preintalerhütte, 1656 *m*, liegt unter dem talbeherrschenden Waldhorn am Ausgange des Kessels der Waldhornalm und ist von Schladming aus in 5 Stunden zu erreichen. Sie wurde im Jahre 1891 erbaut und erweist sich bereits als zu klein, soll daher in allernächster Zeit vergrößert werden. Der Zugang zu ihr durch das Untertal, am wasserreichen Riesachfall vorbei, längs des Riesachsees zur malerischen Kotalm und über die letzte Talstufe ist landschaftlich von echtem Tauerncharakter und sehr abwechslungsreich; man ist aber recht froh, nach dem weiten Marsch und nahezu 1000 *m* Höhendifferenz in der Hütte Einkehr halten zu können. Da wir der Durchquerung des Klafferkessels einen ganzen Tag widmen wollen, nächtigen wir hier und treten unsere Wanderung erst am nächsten Morgen an.

Gleich hinter der Preintalerhütte führt der rot-blau bezeichnete Weg, die kesselartige Mulde der Waldhornalm links lassend, über einen grünen Sattel, 1693 *m*, und nach einem kurzen Abstieg langsam aufwärts querend in die Flanke der vom Waldhorn herabziehenden, mit vereinzelten Vogelbeerbäumen und Lärchen bestandenen Weidehänge. Zur Rechten eilt der aus dem Kapuzinerkar unter dem Waldhorntörl herabkommende Bach ins Riesachtal hinaus. Wir kommen ihm, mäßig ansteigend, näher und überschreiten ihn auf schwankem Steg dort, wo sich über der gewonnenen Steilstufe das weite, ebene Becken des Äußeren Lämmerkars öffnet, 1772 *m*.

Vor uns leuchten im ersten Morgenschimmer über dem schattendunkeln Talboden und den anschließenden Terrassen drei Gipfel auf: ganz im Hintergrunde, breit und verkürzt, der Kapuzinerberg, rechts von ihm eine kleinere, scharfkantige Spitze, der Reislingkogel, und dicht davor ein mächtiger Felsobelisk von fast dolomitähnlichem Aufbau, der Greifenstein. Verfolgt man den von ihm nach rechts ziehenden Grat, so zeigt sich in der ersten sanften Einsattlung unser nächstes Ziel: die Untere Klafferscharte, die uns den Eingang in den Klafferkessel vermitteln soll.

Aber auch im Rückblick bietet sich ein fesselndes Bild: Ganz gewaltig baut sich dort der Wildstellstock auf, am eindrucksvollsten seine südlichen Ausläufer, der scharfkantige Schneider und der spitze Kegel des Himmelreichs, hinter denen der Hauptgipfel und die zur Linken auslaufende Kleine Wildstelle nur eine bescheidene Rolle spielen.

Wir durchschreiten nun den ebenen Weideboden des Äußeren Lämmerkars, nähern uns dem rechts herabziehenden, das Tal sperrenden Riegel und steigen, unter dem letzten Baum vorbei, von rechts her auf einen mit Alpenrosen bestandenen Kopf und taleinwärts noch weiter hinauf, fast bis zum Auslauf des Inneren Lämmerkars, wo der Bach zu unserer Linken bis spät im Jahr unter Lawinenschnee herabtost. Hier, 1831 *m*, teilt sich der Weg: die roten Zeichen führen durch das Innere Lämmerkar und das Kapuzinerkar auf das Waldhorntörl (den Übergang in das Lessachtal und nach Tamsweg), die blauen, scharf rechts abbiegend, auf den erwähnten Riegel hinauf, der unsern Aufstieg zur Klafferscharte vermittelt. In mäßiger Steigung leiten nun einige Wegschleifen an der linksseitigen Böschung des zur Rechten steil abfallenden Rückens hinauf. Man kommt in zwei Einschnitte; im oberen, 1939 *m*, steht ein

Steinhüttl für den Halter, und bald darauf sind wir in gleicher Höhe mit den das Innere Lämmerkar abschließenden Wänden, 2004 *m*. Dort biegt der Weg scharf nach links (südlich) und gewinnt, am Rande der Abhänge taleinwärts führend, rasch ansteigend den weiten Schnee- und Geröllkessel des Steinkars, 2161 *m*, aus dem wir deutlich den Steig nach links zur nahen Klafferscharte hinaufführen sehen. Bevor man jenes Wegstück erreicht, hat man über ein steiles Schneefeld anzusteigen; nur in sehr trockenen Sommern schmilzt auch hier der Schnee, und es führt dann der Anstieg über losen Schutt in einer breiten Geröllrinne hinan. Der Steig zieht hierauf, die Mulde verlassend, wie schon erwähnt, quer nach links durch eine sonnige, blumenreiche Halde in den Winkel unter der nahen Scharte, wo er einige Schuttrinnen benützt, um, erst steil ansteigend, dann auf sanften Rasen übergehend, die flache Einsenkung der Unteren Klafferscharte, 2270 *m*, zu gewinnen.

Anderthalb Stunden haben wir von der Preintalerhütte bis hierher gebraucht und stehen nun bei einem großen Steinmann am Ende des gebahnten und markierten Weges. Fürs erste ist bei unserem Eintritt in den vielgerühmten Klafferkessel nicht viel zu sehen: einige kleine, von Felsklippen umrandete Seen ganz dicht vor uns, dahinter buckelige Erhebungen, zu oberst die breite Pyramide des Greifenbergs und die rechts anschließende Zackenreihe des Rauhenberges. Aber allem Anscheine nach muß sich ein Stück weiter unten zur Rechten ein freier Ausblick ergeben. Rasch steigen wir daher die wenigen Schritte hinab bis zum Abfluß der durch einen brückenartigen, schmalen, niedrigen Felsdamm getrennten Klippenseen, 2258 *m*, und haben nun wirklich einen unvermittelten Weitblick, wie er überraschender und großartiger gar nicht erhofft werden könnte: Über der gewaltigen Tiefe des Untertales, aus dem die Weißwandalm, das Jagdhaus und das Tettergehöft heraufgrüßen, erscheinen im zarten Morgenlicht die wuchtigen Südwände des Dachsteins mit ihrer dreigipfeligen Krone und die zierliche Bischofsmütze als hellschimmernder Abschluß. Fürwahr ein bezaubernder Anblick! Von hoher Warte, wie von der Brustwehr eines Söllers, blicken wir ins Freie. Aber auch in unmittelbare Tiefe dringt unser Blick: Einige Schritte über begrünte Felsbuckel vorgehend, stehen wir plötzlich vor einem schwindelnden Absturz, in dessen dämmerndem Grunde ein großer, dunkelgrüner Wasserspiegel leuchtet. Das ist der Untere Klaffersee, und obwohl er nur 160 *m* tiefer gelegen ist, täuscht der unmittelbare Abgrund einen weit größeren Höhenunterschied vor. Noch tiefer sehen wir über die Huberalm ins Steinriesental hinab.

Hier ist der richtige Ort, Frühstücksrast zu halten. Warm fluten die Sonnenstrahlen auf unsere Rücken, leise plätschert der Abfluß der Klippenseen neben uns, weicher Rasen und bankartige Felshöcker laden zum Sitzen und die Herrlichkeiten des eben geschilderten Panoramas zum Schauen ein.

Allzulange ist unseres Weilens aber nicht, denn unser harren ja noch die eigentlichen Schaustücke des Klafferkessels. Wir müssen, Abschied nehmend, dem Dachstein den Rücken kehren und besehen uns jetzt erst den östlichen Abschluß des Klaffereingangs, dem wir beim Eintritt keine Beachtung schenkten: Da gibt es hinter den beiden vorderen Klippenseen noch zwei kleinere, in Steintrümmer gebettete Seelein, und über dem niedrigen Sattel dahinter erhebt sich eine geduckte, steilwandige Gipfelschneide. Das ist der vom Tal aus so eindrucksvolle Greifenstein[1]), 2372 *m*; er ist von hier aus wohl nur mehr 114 *m* hoch, trotzdem aber Respekt einflößend. Weiter südlich erblicken wir den Reislingkogel als ein breitschulteriges, eingesatteltes Massiv; ihm steuern wir zunächst entgegen. Wir biegen schon von den Klippenseen weg in ein seichtes, südwärts sanft ansteigendes Tälchen ein, passieren

[1]) Greifenstein, nicht zu verwechseln mit Greifenberg, dem höchsten Gipfel des Klaffers. Ersterer ragt nur wie ein großer Block (Stein) nördlich der Seenplatte auf, letzterer überhöht den ganzen Klaffer im Süden als ein mächtiger Berg.

hier mehrere ganz kleine, seichte Wasserlachen, bemerken auch zur Linken zwischen niedrigen Felskulissen zwei reizende halbversteckte Badewannen, und gelangen in einigen Minuten zu einem kreisrunden Seelein, hinter dem eine nur wenig höhere, beraste Bodenschwelle den Scheitelpunkt unseres Tälchens, 2274 *m*, markiert, aber gleich dahinter, rechtwinkelig nach Osten abzweigend, aus einem etwas tiefer gelegenen kleinen Seebecken einen schmalen Wasserlauf hinabsendet. Auf der brückenartigen Bodenschwelle, zwischen den Gamsaugen, wie ich das obere Seenpaar nenne, stehen wir auf dem Mittelrücken des Klafferkessels, den man als Uneingeweihter keinesfalls an dieser Stelle vermutet.

Zur Linken erschließt sich nun eine neue Seenreihe: erst der schon erwähnte kleine See unterhalb der Übergangsstelle — eines der Gamsaugen —, dann folgt, durch das abfließende Bächlein verbunden, an der Einmündung eines von rechts kommenden größeren Tales ein ganz oder zur Hälfte mit Eis und Lawinenschnee bedecktes größeres und tieferes Wasserbecken, der Eissee, der wieder über eine nur schmale, ganz niedrige Felsbarre zum Törlsee abfließt. Ersterer liegt 2265 *m* hoch, letzterer etwa 2264 *m*. Zu seiner Linken steht der hier überhangende Riesenblock des Greifensteins, 2372 *m*. Der Törlsee zeigt einen hammerförmigen Umriß; sein Stiel ist talauswärts gerichtet, wo sich das Törl als schmale Pforte in das Lämmerkar öffnet. Zu seiner Rechten baut sich der behäbige Reislingkogel auf: über dem Schneefeld, welches das südliche Ufer des Törlsees umsäumt, und einer Wandstufe, aus einer eigenartigen Einkerbung talauswärts (östlich) als schmale Schneide aufragend, der Hauptgipfel, 2339 *m*, und bergwärts (südlich von ihm) ein Vorbau mit zwei kuppigen, fast gleich hohen Nebengipfeln, 2332 *m* und 2338 *m*.

Der Winkel, in dem wir jetzt stehen, erschließt den interessantesten Abschnitt des Klaffers. Auf engem Raume kommt hier das Kesselproblem so recht zur Erscheinung, denn es entfaltet sich vor uns tatsächlich ein Landschaftsbild, das dieser Bezeichnung entspricht. Es ist ein wilder Felszirkus, der in seinen Klüften versteckt die vielen Seen birgt[1]). Wir haben deren größten noch nicht gesehen. Vom Eissee rechts haltend, gelangen wir, längs des in ihm einmündenden Bächleins aufwärtssteigend, mit wenigen Schritten zum plötzlich sich auftuenden Winkelsee, 2274 *m*. Sein Auslauf ist schmal und trägt ein Felsinselchen; dahinter erweitert und verlängert sich das Becken und reicht bis dicht an den Mittelrücken. Im Süden steigt ein mächtiger Felswall zum Klafferkogelmassiv hinan; das Seeufer ist dort von einem perennierenden Schneefeld umsäumt, von dem eine Zunge hoch hinaufreicht. Im Westen sind sanfte Böschungen, im Norden niedrige Klippen mit deutlichen Abschleifungen, die den einstmaligen Gletscherdruck erkennen lassen. Diese Abgleichung der die Seen und Einschnitte trennenden Seitenkämme schafft den Eindruck einer Seenplatte auf gemeinsamer Basis und läßt den tektonischen Aufbau schwer erkennen.

Wenn wir vom Winkelsee nach Norden zurückschauen, zeigt sich ein ganz einziges Landschaftsbild: über dem Wasserspiegel der Greifenstein als wuchtiger Klotz, neben seinem Felsüberhang und dem chaotischen Trümmerwerk eines Bergsturzes das Törl mit dem Durchblick auf die höchste Scharecksspitze im Wildstellmassiv; nichts als Fels und Wasser und Schnee, alles von einem Hauch arktischer Einsamkeit überschattet.. Man könnte sich in eine norwegische Fjordlandschaft versetzt fühlen (Siehe Bild.)

In den Eissee münden drei Täler: der vom Gamsauge kommende kleine Wasser-

[1]) Der Name „Klaffer" ist ein Schulbeispiel dafür, wie treffend der Volksmund den Charakter der Landschaft zu bezeichnen weiß: hier „klaffen" an allen Ecken und Enden die vom Gletscher in den Boden gegrabenen Wunden; sie geben uns ein ewiges Denkzeichen der Jahrtausende umfassenden Einwirkung der Eiszeit und bewahren uns in dem Namen „Klaffer" das nur mehr selten gebrauchte kernige deutsche Zeitwort „klaffen".

lauf, der ebenfalls kurze Abfluß des Winkelsees und — es wird uns dies erst jetzt deutlich — ein größerer Taleinschnitt, der rein südlich ansteigt und im Seeschartl endet, das uns um etwa 40 *m* — dem Eindrucke nach um mehr — überhöht. Vor der Einmündung in den Eissee bildet dieses Tal einen kleinen, länglichen See, und ein Stück weiter oben, gegenüber unserem Standpunkt am Auslauf des Winkelsees, mündet ein in einer malerischen Stufenreihe von der südöstlich gelegenen Reislingscharte herabkommendes Seitentälchen, das die kleinen Staffelseen birgt. In diesen Seitengraben führt unser Weiterweg über niedrige, ausgewaschene Felswehren und dann links von den seichten Tümpeln der Staffelseen auf einem rasigen Felshang hinan. Der oberste Staffelsee bildet einen kleinen Kessel, an dessen jenseitigem Hang der Schnee bis zu später Jahreszeit verbleibt. Gleich darüber betreten wir die Reislingscharte, 2290 *m*. Es ist dies eine breite Einsattelung in dem Höhenzug, der vom Klafferkogel zum Reislingkogel streicht; sie erschließt uns im Vorblick eine höchst malerische Ausschau in das viel tiefere Kapuzinerkar unter dem Waldhorntörl mit den gleichnamigen Seen und auf den uns überhöhenden zerscharteten Nordgrat des Waldhorns, 2700 *m*. Anschließend nach Südosten sehen wir den Kapuzinerberg und zu dessen Rechten die weite Mulde unter dem langgestreckten Rücken der Klafferschneide.

Der tosende Wildbach unter uns, der in das Kapuzinerkar hinabstürmt und in die anstehenden Felsen des Kapuzinerberges eine tiefe Schlucht genagt hat, die oft bis in den Sommer hinein mit Lawinenresten eingedeckt ist, hat uns die Lage des Oberen Klaffersees, unseres nächsten Zieles, verraten. Der von der Reislingscharte hinüberführende, teilweise plattige Hang ist rasch gequert. Ganz wenig an Höhe aufgebend, betreten wir bald die Schwelle des flach und weit sich öffnenden Oberen Klafferkessels, der im Osten vom Kapuzinerberg, im Süden von der Klafferschneide, im Südwesten vom Greifenberg, im Nordwesten vom Klafferkogel und im Norden von dem zum Reislingkogel ziehenden Seitenkamm begrenzt wird. Der See ist der größte im ganzen Klaffer und liegt 2287 *m* hoch. Seine dunkle Wasserfläche ist fast immer in Bewegung, und die anschlagenden Wellen beleben die Einsamkeit dieses weltabgeschiedenen Hochkars, das sich hinter dem See als deutlich erkennbarer, von zahllosen Wasseradern und Tümpeln durchzogener Gletscherboden vor dem Greifenberg ausbreitet. Dieser selbst steht als mächtige, von hier gesehen etwas gedrückte Pyramide vor uns. Zu seiner Linken zeigt sich ein niedriges, hahnenkammartiges Felsgebilde, der Klafferturm, dem Greifenberg etwas näher ein wenig auffälliges Schartl oberhalb eines in drei Absätzen herabstreichenden Schneefeldes. Das ist die Obere Klafferscharte, zu der unser Weiterweg hinanführt.

Wir queren nun das in breiten Felsbänken amphitheaterartig sich aufbauende Nordwestufer des Klaffersees, wobei wir dem Wasser nicht zu nahe kommen dürfen, da eine der Stufen den Weg sperrt und besser oberhalb umgangen wird. Wir treffen hier — unterhalb des Seeschartls — auf ein Gewirre von Mulden und Rinnen, die, je nach der Jahreszeit, eine größere oder kleinere Zahl winziger Stauseen bergen, welche zwischen dunkelsamtigen Moospolstern und hellfarbigen Felsbuckeln in den mannigfaltigsten Formen und Linien die Runen der Eiszeit verraten[1]).

Unserem obenerwähnten Ziele, der Klafferscharte, zustrebend, überschreiten wir den Hauptzufluß des Klaffersees, der aus dem dicht unter dem nördlichen Sockel des Greifenberges gelegenen, für uns nicht sichtbaren Ödsee, etwa 2320 *m*, herabkommt. Dann halten wir uns rechts von der durch die erwähnten drei übereinanderliegenden

[1]) Hierher kann man auch vom Eissee unmittelbar über das Seeschartl, 2312 m, und längs des nach Süden abfallenden, mit kleinen Seeaugen geschmückten Wasserlaufs gelangen; ein „Abschneider", bei dem man aber den Tiefblick von der Reislingscharte und den landschaftlich schönen Ausgang des Oberen Klaffersees versäumt.

Schneefelder charakterisierten Rinne steil aufwärts, wo wir über einen felsigen Rücken und lose übereinandergehäufte Blöcke uns etwas mühsam hinaufarbeiten. Wir müssen dann den dem obersten Schneefelde vorgelagerten moränenartigen Felswall nach links überschreiten und über steiles Geschiebe und blumigen Rasen zur nahen Oberen Klafferscharte, 2490 *m*, ansteigen.

Der Anstieg aus dem Seebecken dauert nur eine halbe Stunde, ist jedoch etwas ermüdend. Damit haben wir aber den höchsten Punkt unseres Klafferkesseldurchstieges erreicht. Unter einem Felsüberhang legen wir ab und besehen uns die neugewonnene Stellung: Vor uns zieht eine steile Geröllreiße in die Tiefe des Lungauer Klafferkessels. Über dessen öder Felswildnis erhebt sich die Pöllerhöhe, 2601 *m*, und rechts davon zeigt sich das düstere Haupt des Hochgollings, 2863 *m*. Vor der Pöllerhöhe und der niedrigeren und nähergelegenen Schottwiegenhöhe zeigt sich eine seichte Mulde mit einem kleinen See dicht neben der flachen Verschneidung des Greifenbergsattels, etwa 2435 *m*; und knapp vor uns liegt auf dem vom Greifenberg abfallenden Steilhang ein auffälliger, würfelartiger Felsbrocken. An diesem vorbei führt unser Abstieg zum Greifenbergsattel.

Einstweilen rasten wir aber und wollen Rückschau halten. Von unserer Höhe aus übersehen wir den eben durchwanderten Oberen Klafferkessel und blicken hinab auf das im Mittelpunkt des gesamten Klaffers gelegene breite Massiv des mehrgipfeligen Klafferkogels, jenes vom Rauhenberg ausstrahlenden Kammes, der als Mittelrücken und hochwichtige Wasserscheide zum Placken hinüberstreicht und nach Osten die Ableger des Reislingkogels und des Greifensteins aussendet. Mit seiner höchsten Erhebung, 2359 *m*, liegt er 131 *m* unter uns, und wir sehen nun auch den Klafferkogelsee, 2308 *m*, knapp unter seinem Gipfel. Dahinter lugt der Obelisk des Greifensteins hervor und orientiert uns über den Verlauf des heute zurückgelegten Weges, der uns wohl die schönsten Partien des Klaffers, aber doch noch nicht alle seine Geheimnisse gezeigt hat. Für diesmal begnügen wir uns gern, da wir schon davon hochbefriedigt sind, und treten nun den Abstieg zur Gollinghütte an.

Das erste Wegstück ist etwas verwickelter Natur. Es gilt, zu dem schon erwähnten großen, würfelartigen Block hinüberzukommen. Da müssen wir vorerst in der rechten Flanke der jäh zum Lungauer Klaffer hinabziehenden Geröllrinne auf feinem Schutt und über scharfe, splitterige Felsen absteigen und in eine Einbuchtung queren, aus der ein Riß steil wieder zur Höhe führt und als enger Felskamin rechts von dem unser Ziel bildenden Felsblock endigt. Durch den mit losem, nachgiebigem Schutt erfüllten Riß steigen wir etwas mühsam in den Kamin ein, spreizen aus dem engen Schluf nach links hinaus und stehen dann mit wenigen Schritten auf einer berasten Kanzel, die unseren Orientierungsblock trägt. Hier haben wir wieder freien Ausblick. Im Osten, uns gegenüber und durch die Schlucht getrennt, ragt das düstere Felshaupt des Klafferturms dräuend zum Himmel (Siehe Bild.) Im Süden senkt sich die Flanke des Greifenberges, in der wir stehen, zum Greifenbergsattel vor der Schottwiegenhöhe hinab. Hinter dieser erhebt sich die Pöllerhöhe, und rechts von ihr lugt der Golling hervor.

Um zum Greifenbergsattel zu gelangen, steigen wir von unserer Kanzel über Rasenstufen vorsichtig zu einer abschüssigen Lehne hinab und dann über ein kleines Felsschartel in eine steile, unten in Wände übergehende Plattenflucht hinein, die auf Schutt und gut gangbaren Felsstufen rasch gequert wird. Das Gelände, das für Ungeübte etwas peinlich ist, aber überall ein aufrechtes Gehen gestattet, wird dann recht harmlos und leitet auf guten, pfadähnlichen Schichtbändern langsam tiefer. Nach einem Einschnitt kommt man auf eine breite, mit Felstrümmern bedeckte Kuppe, hinter der ein Rasenhang rasch zum breiten Greifenbergsattel, etwa 2435 *m*, hinabführt; an seiner Ostseite stürzt eine Plattenrinne zu einem steil anliegenden

Schneefeld hinunter, und westlich reicht die seichte, flache Mulde des Sattelsees fast bis zur Sattelhöhe heran.

Wenn wir, um einen besseren Ausblick in die Tiefe zu haben, vom Greifenbergsattel nach Osten auf ein dort hinausragendes Felsriff treten, so eröffnet sich uns zu Füßen ein weites Trümmertal mit dem schön eingebuchteten Lungauer Klaffersee, und eine Stufe tiefer sehen wir den Zwerfenbergsee; darüber ragen Kieseck und Kaiserspitze, die Kaiserscharte mit dem Predigtstuhl im fernen Hintergrund, und rechts davon der Zischkenberg (Siehe Vollbild.) Die linke Begrenzung des Lungauer Klaffers bildet der Klafferturm und die senkrechte Wandflucht der Klafferschneide, die rechte das wilde Felsgemäuer eines Absenkers der Pöllerhöhe.

Wenden wir den Blick zurück nach Westen, so erblicken wir knapp vor uns den kleinen Sattelsee, 2431 *m*, und dicht darüber, aus der unsichtbaren Tiefe des Steinriesentales aufragend, die Gipfel des Zwerfenberges, Elendberges und Geinkels, die von allen Schladminger Bergen die beständigste und mächtigste Schneedecke in den alten, gut kenntlichen Gletschermulden tragen.

Neben dem Sattelsee steigen wir einige Schritte gegen die Schottwiegenhöhe an und gewinnen bei einigen Steinzeichen den besten Einstieg in einen breiten Taleinschnitt, der unseren weiteren Abstieg in den Gollingwinkel ermöglicht. Rechts haltend, treffen wir bald auf eine schwache, steil hinabführende Steigspur, die sich dann in einem Schuttfeld verliert, das bei einer ausgeprägten Stufe endigt. Wir lassen dann den Hauptgraben links und gehen zuerst auf einem aus großen Felsblöcken gebildeten moränenartigen Rücken gradaus fort, biegen jedoch bald links ab, wo Rasen und Felsstufen ein bequemes Absteigen ermöglichen und in einer Schleife wieder in den Taleinschnitt hineinführen. Wir steigen aber nicht ganz zur Sohle hinab, sondern benützen eine eigenartige, rechts von ihr sich anschmiegende, mit Steinmanndln markierte Rampe, die von einigen kleinen Absätzen unterbrochen wird und hier und da wieder dürftige Pfadspuren aufweist. Diese bringen rasch in die Tiefe. Nach einem etwas ausgesetzten, vorspringenden Felsköpfel hört das Schaffsteigl plötzlich auf, aber in dem groben Trümmerwerk des vor uns liegenden Bergsturzes sehen wir bald den Beginn — richtiger das Ende — der von der Gollinghütte aus in Angriff genommenen Steiganlage, 2161 *m*.

Damit ist die Aufgabe des Wegsuchens für uns beendigt, bei der uns von der Unteren Klafferscharte bis hierher nur vereinzelte, kaum mehr kenntliche blau-weiße Farbstriche der aufgelassenen Markierung und zahlreiche Steintauben[1]) und Manndln unterstützten, die besonders im Nebel gute Dienste leisten. Wie viele Irrfahrten beweisen, genügen sie aber nicht immer, weshalb von einer führerlosen erstmaligen Begehung bei unsichtigem Wetter dringend abgeraten sei.

Der angelegte Steig beginnt in 2161 *m* Höhe mit großen, übereinandergeschichteten Felsplatten und bleibt auf dem rechtsseitigen Hang des nun jäh abbrechenden Grabens, dessen weiterer Verlauf durch nahe Abstürze verdeckt wird, zu denen auch der Weg in einigen Windungen hinableitet. An einer Ecke blicken wir plötzlich in die Tiefe des von der mächtigen Gollingnordwand beherrschten Steinriesentales und zur Gollinghütte hinab, die anscheinend senkrecht unter uns liegt. Genau an diesem Auslug wendet sich unser Steig scharf nach rechts und quert wagrecht unter den zurücktretenden Wänden auf einem breiten, zur Linken ins Bodenlose abfallenden Hang in nördlicher Richtung bis zu einer großen, vom Rauhenberg herabkommenden

[1]) Die Schreibweise „Steintaube" (statt „Steindaube") gebrauche ich absichtlich, nachdem der Name folgerichtig von dem vogelähnlichen Aussehen dieser kleinen Steinzeichen herstammt und mit „Daube" (wie im Worte „Faßdaube") nichts zu tun hat. Sie sei allen denkenden alpinen Schriftstellern zur Nachahmung empfohlen, da von den Älplern eben nur die kleinen, auf Felsblöcke aufgelegten Steinhäuschen, die wie eine Taube droben sitzen, mit diesem Namen bezeichnet werden.

Naturaufnahme von Dr. Karl Kirschbaum Bruckmann aut. et impr.

Hochgolling-Nordwand vom Klaffersteig

Schlucht hinüber. Bevor wir den sie begrenzenden Rand erreichen, haben wir bei einer erdigen Rinne eine etwas heikle, abgerissene Stelle zu queren. Dann geht es über den gratartigen Steilrücken in kurzen Windungen hinab. Eine Kletterstelle mit weit auseinanderliegenden Tritten, an der der Weg aussetzt, verlangt Aufmerksamkeit. Hier sind wir dicht über der plattigen Schluchtsohle, die bis in den Sommer Lawinenschnee trägt und oft ziemlich wasserreich ist. Der sie links begrenzende schmale Rücken, auf dem wir absteigen, wird vom Steig in kecken Zickzacks und steilen Stufen überwunden. Schon glauben wir endgültig nach links abzuschwenken; der Steig leitet aber unter den ersten Erlenbüschen durch hohes, dichtes Gras noch einmal an die Kante hinaus. Hier eröffnet sich uns ein prächtiger Tiefblick auf den Bergsturz vor der Unteren Eiblalm und ins Steinriesental hinaus auf den Laberboden. Uns gegenüber stürzt über die Schluchtwand ein Schleierfall herab, der bei Nachmittagssonne in den Lichtgarben des Regenbogens schimmert und ein prächtiges Schauspiel bietet.

Nun schwenkt der Steig endgültig nach links und nimmt als Ziel den Gollingwinkel, der sich hier in majestätischer Wildheit auftut. Schon während des ganzen Abstieges lenkte die Nordwand des Gollings unsere Aufmerksamkeit auf sich (s. Vollbild). Ihre düstere Wucht wird durch einige Schneerinnen und das kleine, geborstene Firnfeld auf der Terrasse über dem untersten, schwarzen Felsgürtel gemildert. In den oberen Felsen zieht ein warm getontes, braunes Schichtband durch die ganze Wandflucht. Zu Füßen des majestätischen Talschlusses blickt die hellgrüne Oase der Oberen Steinwänderalm aus dem engen Kessel, an dessen Ausgang über dem Silberband des Baches die freundliche Gollinghütte steht. Sie gibt uns die Richtung für den Weiterweg.

Der Steig quert unter den nun links über uns sich aufbauenden, von herabhängendem Buschwerk bestandenen Felswänden an steiler, von dichten Erlen, hohem Gras und Alpenrosengesträuch überwucherter Lehne in eine seichte, weiter unten aber steil abfallende Schlucht hinein, die bis Ende Juni von einer mächtigen Lawine bedeckt ist; bei ihrer Überschreitung ist wegen der unterhalb befindlichen Abbrüche und ihrer Unterwaschung durch den von ihr überbrückten Wildbach Vorsicht geboten. In schneefreier Zeit führt der Weg mitten durch das Wasser zum Schönbühel hinüber, wie der letzte Riegel heißt, von dem der Steig sanft absteigend über Weidegründe in die flache Mulde gegenüber der Gollinghütte, 1637 *m*, führt. Hinter einem auffallenden alleinstehenden Riesenblock geht es über den in mehrere Arme geteilten Bach, dessen Überschreitung bei hohem Wasserstand gar nicht so einfach ist und schon manches unfreiwillige Bad angesichts der darob sich köstlich unterhaltenden Hüttengäste zur Folge hatte. Glücklich drüben, steigt man mit wenigen Schritten zur gastlichen Unterkunftsstätte hinan und ist überrascht von der heimeligen Stube und den findig ausgenützten und doch dabei gemütlichen Raumverhältnissen.

Über die Zeiten der heute durchgeführten Überschreitung des Klaffers habe ich absichtlich nur wenige Angaben gemacht. Die Tur läßt sich ganz gut in einem halben Tag ausführen und ist von mir, als ich es einmal sehr eilig hatte, schon in vier Stunden gemacht worden. Jedem Freund landschaftlichen Genießens und seligen Höhenbummelns rate ich aber, dem Klaffer einen vollen Tag zu widmen. Der Aussichtspunkte und Rastplätze sind so viele, daß die Stunden im Fluge vergehen und den Tag noch zu kurz erscheinen lassen.

Für die Begehung des Klaffers in umgekehrter Richtung, also von der Gollinghütte aus, will ich nur einige Orientierungsbehelfe geben: Der gegenüber der Hütte beginnende Steig ist in seinem ersten, scharf talaus ziehenden Verlauf bis zum Schönbühel schon von der Hütte aus sichtbar und im weiteren Anstiege nicht zu verfehlen. Man kommt auf ihm ungemein rasch in die Höhe und nach einer

Stunde Steigens an sein Ende. Hier steht man bereits in dem Taleinschnitt, der zum Greifenbergsattel führt. Die den weiteren Anstieg erleichternden dürftigen Steigspuren sind mit Steintauben bezeichnet und ziehen nicht in der Talsohle hinan, sondern an der linken Talwand auf einer mit ihr parallel streichenden Rampe bis zu einem links sich öffnenden Steilhang, über den man in einer Schleife einen fast eben verlaufenden Felsrücken gewinnt, der zu einem großen, im Frühsommer noch verschneiten Schuttfeld leitet; von diesem weg führt der Anstieg im Hauptgraben, richtiger an seiner Lehne zur Linken, wo ein stellenweise deutlich ausgetretenes Steiglein rasch die mit Steinmännern markierte Höhe vor dem Sattelsee gewinnt. Dessen kleine Mulde von rechts her umgehend, kommt man mit wenigen Schritten zum Greifenbergsattel. In den Morgenstunden gewährt hier der unvermittelte Tiefblick in den Lungauer Klaffer und der kulissenartige Durchblick zum Predigtstuhl eine besondere Überraschung (Siehe Vollbild). Am Rande der östlichen Abbrüche des Greifenberges bewegt sich nun der weitere Aufstieg und Quergang zur Oberen Klafferscharte, wobei wieder der bald sichtbar werdende riesenhafte Felswürfel ein gutes Richtziel abgibt. Hinter ihm steigt man in dem Kamin und in der seine Fortsetzung bildenden erdigen Rinne soweit hinab, bis die Schrofen zur Linken den Aufstieg in die nahe Scharte ermöglichen. Im Abstiege von der Oberen Klafferscharte in den Kessel steigt man zum ersten großen Schneefeld ab, quert den sperrenden Blockwall nach links und verfolgt nun den Rücken am linken Rande der anschließenden Schneefelder; bei weichem Schnee kann man abfahren, wovon sonst wegen ungünstigen Auslaufes abzuraten ist. In dem großen Kar des Oberen Klafferkessels angelangt, macht man einen weiten Bogen quer über die Wasserläufe und Tümpel zum linksseitigen Ufer des Oberen Klaffersees. Nahe dessen Auslauf verläßt man sein Gestade und quert nordwestlich, etwas ansteigend, zur Reislingscharte hinüber. Das Tälchen der Staffelseen führt dann zum Winkelsee und Eissee hinab. Angesichts des gebieterischen Greifensteins hält man sich vom Eissee scharf links, steht nach wenigen Schritten bei den Gamsaugen, wendet sich rechts hinab zu den Klippenseen und hat schon die begrünte, flache Einsattelung und den Steinmann der Unteren Klafferscharte vor sich. Von ihr führt dann der nicht zu verfehlende, blau markierte Steig zur Preintalerhütte hinab.

Man kann auch vom Greifenbergsattel, 2435 *m*, über die Rauhenbergscharte, 2551 *m*, in den Klaffer hinübersteigen; bei Nebel ist dieser Übergang leichter zu finden als der über die Obere Klafferscharte. Der Aufstieg vom Greifenbergsattel zur Rauhenbergscharte führt über eine, den Schnee- und Blockhalden des Südwesthanges des Greifenberges vorgelagerte, mäßig ansteigende Rasenterrasse. Die Rauhenbergscharte erschließt einen prächtigen Blick auf den Unteren Klafferkessel. Von der Scharte geht es geradeaus nördlich in den Rauhenbergkessel hinab. Links streicht der nur wenig höhere Gipfelgrat des Rauhenberges neben uns talaus, rechts baut wuchtig der Nordwestabsturz des Greifenberges sich auf. Über Blockwerk geht es polternd durch das öde Steinkar zum großen Schneefeld hinab, das uns eine flotte Abfahrt gestattet. An seinem sanften Auslauf treffen wir im Herbste ein von Spalten durchzogenes, schwarzes Eisfeld — den letzten dürftigen Rest einstmaliger Gletscherherrlichkeit.

Zwischen ungefügem Blockwerk führt dann aus dem Rauhenbergkessel ein schmaler, zum Teil verschneiter Einschnitt rechts abschwenkend zum Ödsee, 2320 *m*. Bei wenig Schnee geht man besser über den linksseitigen Höhenrücken. Es ist dies der vom Rauhenberg abzweigende Mittelrücken des Klaffers, dessen verstecktes Dasein schon einige Male erwähnt wurde. Vom Ödsee dem Wasserlauf folgend, kommt man beim Oberen Klaffersee wieder zum üblichen Klafferweg.

Hier sei auch erwähnt, daß man vom Auslauf des Oberen Klaffersees, zur Linken des Baches sich haltend, ohne Schwierigkeiten ins Kapuzinerkar und zu den gleichnamigen Seen absteigen kann, wo man den rot bezeichneten Weg trifft, der vom Waldhorntörl zur Preintalerhütte führt. Da man bei diesem Abstieg die schönste Zierde des Klaffers, die Seenplatte, versäumt, und der Waldhorntörlweg, weil ungebahnt, recht mühsam zu begehen ist, sei dieser Abstieg nur als Notausgang bei Nebelwetter und der Vollständigkeit halber hier angeführt.

Die Besteigung des Greifenberges, 2583 *m*

Der im vorangehenden Abschnitte beschriebene Übergang durch den Klaffer hält sich genau an dem bei den Einheimischen — Sennen und Jägern — üblichen Weg, der überall den tiefstgelegenen Durchstieg benützt, und führt demgemäß auf keinen Gipfel. Für den Bergsteiger bedarf es aber wohl keiner besonderen Begründung, um die Besteigung des höchsten Punktes des Klaffers, des Greifenberges, anzuempfehlen, der außerdem so knapp am Wege liegt, daß seine „Mitnahme" die ganze Tur nur um höchstens eine Stunde verlängert. Dieser Abstecher läßt sich, wenn man von der Preintalerhütte ausgegangen ist, von der Oberen Klafferscharte, 2490 *m*, in folgender Weise ausführen: Man steigt von der Scharte über Schrofen rechts (nordwestlich) auf die erste Gratschulter hinauf und sodann, in die Flanke links einschwenkend, über ein Blockschartl auf ein deutliches Felsband, das in mäßiger Steigung quer durch die senkrechte Wand führt. An einigen Stellen verengt es sich zu einer schmalen Leiste, aber es ist gut gangbar und vermittelt den Überstieg in eine erdige Rinne, die man mit wenigen Schritten quert. Der jenseitige Begrenzungsgrat führt dann bequem auf den breiten Schrofenrücken des Greifenberg-Südkammes. Dieser bringt uns rechts aufwärts auf einen Vorbau, wo der Grat aus der Klafferscharte heraufkommt, dem wir nach links ausgewichen sind; ich habe ihn auch schon direkt erklettert, seine massigen Felsblöcke sind nicht schwer zu nehmen, mir gefällt aber das beschriebene Felsband besser. Von dem Vorbau, wo eine breite, ebenfalls gangbare Schlucht von Osten heraufkommt, geht es dann links vom steil ansetzenden Gipfelgrat über losen Schutt oder Schnee etwas mühsam auf die Schneide und zur höchsten Spitze. Der ganze Anstieg erfordert eine schwache halbe Stunde.

Wenn man von der Gollinghütte ausgeht, hält man sich vom Greifenbergsattel weg bis auf die erste Felskuppe an den üblichen Weg. Hier biegt man dann quer links ab und verfolgt eine rampenartige Anschwellung bis nahe zur Rauhenbergscharte, 2551 *m*. Man wird leicht versucht, schon vom Sattelsee gerade aufwärts die Richtung gegen den Greifenberggipfel einzuschlagen. Man kommt dabei aber in sehr unangenehmes Blockwerk, während der vorhin angedeutete Weg über kurzrasige Matten wie eine Straße bequem zwischen den Blockfeldern durchführt. Sobald man dann den von der Rauhenbergscharte heraufführenden Westgrat des Greifenberges gewonnen hat, verbleiben nur mehr einige 30 *m* Höhenunterschied, die in zwei Absätzen, am Rande der nördlichen Steilwände dahinschreitend, leicht gewonnen werden. Ich möchte hier bemerken, daß auf diesem obersten Grat und dem Greifenberggipfel bei Frühnebel sehr oft das Brockengespenst zu sehen ist.

Die Mitnahme des Greifenberggipfels gelegentlich der Klafferkesseltur ist schon deswegen anzuempfehlen, weil er als höchster Punkt seine nähere Umgebung übersichtlich aufschließt. Von ihm aus haben wir u. a. den Draufblick auf den Mittelpunkt des „Kessels", den Klafferkogel, und über ihn hinweg zur Unteren Klafferscharte (s. Bild). In weitem Bogen nach rechts bilden Greifenstein, Reislingkogel, Kapuzinerberg und Klafferschneide als scheinbar zusammenhängender Gipfelzug die östliche Umrandung der Seenplatte und des Oberen Klafferkessels; die zwischen Greifenstein und

Reislingkogel einerseits und zwischen letzterem und dem Kapuzinerberg anderseits eingeschnittenen schmalen Talausgänge sehen nur wie Scharten zwischen den genannten Gipfeln aus, und der Irrtum des Mappeurs, der bei oberflächlicher Sichtung auch diesen Eindruck empfing, ist wohl die Ursache der verfehlten Zeichnung der Spezialkarte gewesen. In den gleichen Fehler verfällt der Beschauer ja auch, wenn er im Aufstiege von der Preintalerhütte zur Hochwildstelle, also von der entgegengesetzten Seite, von Nordnordosten aus, zum Greifenberg hinüberblickt: Die im Halbrund diesem vorgelagerten niedrigeren Gipfel des Kapuzinerberges, des Reislingkogels und des Greifensteins sehen einer zum Placken hinüberziehenden Bergkette täuschend ähnlich und stempeln die scheinbare Mulde zwischen ihnen und dem dahinter liegenden Greifenberg zum „Kessel".

In der Richtung Preintalerhütte—Gollinghütte geht man also am besten über die Obere Klafferscharte auf den Greifenberg und von diesem über die Rauhenbergscharte zum Greifenbergsattel hinab. In umgekehrter Richtung geht man über den Greifenbergsattel und die Rauhenbergscharte hinauf; hinab in den Klafferkessel findet man sich aber leichter auf dem Nordgrat zurecht. Dieser zieht als immer breiter werdender Blockrücken (in der Richtung genau gegen die Untere Klafferscharte, die am Nordausgang des Klaffers links vom Felsobelisken des Greifensteins deutlich wahrnehmbar ist), schwach geneigt und von der Nordrichtung etwas östlich abweichend, dem kleinen, versteckt an seinem Nordsockel gelegenen Ödsee zu. Der Grat fällt zu diesem wandartig ab; man hält sich daher schon in halber Höhe scharf rechts in die Ostflanke hinaus. Brüchige Felsen und eine erdige Rinne, dann ein steiler Rasenhang führen rasch in die Tiefe (diese Stelle ist im Aufstiege recht mühsam, weshalb dieser Weg nur für den Abstieg zu empfehlen ist). Man gelangt dann in einen flachen Sattel, aus dem ein schrofiger Rücken in steilen Absätzen zum Auslauf des höchstgelegenen Wasserbeckens im Klaffer, dem schon erwähnten einsamen Ödsee, 2320 *m*, leitet. Auffällig und von malerischer Wirkung sind hier die blaugrün und rötlich gefärbten brüchigen Felsen des gegenüberliegenden Mittelrückens. Den Abfluß verfolgend, kommt man, den nahen Klafferkogelsee, 2308 *m*, links lassend — es trennt uns nur der hier fast auf die gleiche Tiefe eingesattelte Mittelrücken von ihm —, in das alte Gletscherbecken des Oberen Klafferkessels und zum großen, dunkeln Oberen Klaffersee. Damit ist der links von diesem weiterführende übliche Durchgang erreicht.

Der Klafferkogel, 2359 *m*

Der schon mehrfach erwähnte Innengipfel und Mittelpunkt des Klaffers, kann bei dieser Gelegenheit als „Zubuße" mitgenommen werden. Wenn man, vom Greifenberg kommend, die Schwelle der Kammeinsenkung zur Linken gewinnt — man quert ohne Höhenverlust vom Auslauf des Ödsees über Schutt und Mulden hinüber — und am Ostufer des kleinen, schön ausgebuchteten Klafferkogelsees, 2308 *m*, über karrenartige Felsen nördlich noch 50 *m* bequem ansteigt, erscheint der höchste Gipfel des Klafferkogels als ein Blockrücken, der in ostwestlicher Richtung streicht und an seinem Ende im Westen einen nahen, nur durch eine grüne Mulde getrennten, 2351 *m* hohen Vorgipfel bildet, der einen herrlichen Tiefblick auf den Greifenbergsee, Rauhenbergsee und Unteren Klaffersee erschließt. Vom Hauptgipfel, 2359 *m*, zieht der zum Reislingkogel ausstrahlende Seitenkamm, erst noch eine breite, südöstlich umbiegende Kuppe, richtiger ein Hochplateau, formend, in das Seeschartl hinab, das knapp an beiden Seiten je ein kleines, rundes Wasserbecken aufweist; die Scharte ist 2312 *m* hoch und gestattet sowohl den Abstieg zur Rechten (zum Oberen Klaffersee), wie auch zur Linken (zum Eissee). Den Kamm weiter verfolgend, kommt man über eine grüne Kuppe, 2326 *m*, zur Reislingscharte, 2290 *m*.

Die geheimnisvolle, zum Greifenstein ziehende Wasserscheide (der Mittelrücken) fällt vom Klafferkogel als unscheinbare Felsrippe nördlich in die Einsenkung, 2289 *m*, zwischen den Verlorenen Seen zur Linken und dem Winkelsee zur Rechten hinab und leitet dann als grüner Rücken zwischen den Gamsaugen durch über den felsigen P. 2281 zum Greifensteinsattel, 2268 *m*. Man kann vom Klafferkogel weg aus der ersten östlichen, flachen Einsenkung nahe des Hauptgipfels über eine eigenartige, quer nach Nordost hinabführende Rasenrampe angesichts der Seenplatte — ganz nahe sehen wir den Winkelsee, darüber den Eissee und den Törlsee, links davon die Gamsaugen, und darüber den wuchtigen Greifenstein — zu einem kurzen, schrofigen Steilhang absteigen, der geradeaus in die 2289 Meter hohe Einsenkung zwischen dem Winkelsee und den zur Linken in den muldigen Abhang gegen den Unteren Klaffersee eingebetteten Verlorenen Seen führt. Über den an dem erwähnten Abhang entlang führenden, 2301 *m* hohen, flachen, aussichtsreichen Rücken kommen wir leicht zum Ausgang der Klippenseen und schließlich auf die nahe Untere Klafferscharte.

Die Seenrunde

Bei Einhaltung des eben geschilderten (kürzesten) Weges vom Greifenberg zur Unteren Klafferscharte hat man wohl einen Draufblick auf sämtliche Seen, aber der Eindruck ihrer Vielgestaltigkeit und ihrer Eigenart kommt dabei nicht völlig zur Geltung. Wenn man den Klafferkessel gründlich kennenlernen will, muß man die Seenrunde als gesonderte Tur zur Ausführung bringen, einen genußreichen alpinen Spaziergang, der die schönsten Teile des Klaffers erschließt und bei günstigem Wetter unvergeßliche Eindrücke hinterläßt.

Für dieses Unternehmen kommt als Ausgangspunkt nur die Preintalerhütte in Betracht. Von der Unteren Klafferscharte folgen wir dem schon ausführlich geschilderten Klafferdurchstieg bis hinter dem Oberen Klaffersee, haben also bis dorthin die eigenartigen Klippenseen, die träumerischen Gamsaugen, den wild-einsamen Törlsee, den lawinenbedeckten Eissee und den verborgenen Winkelsee sowie die malerisch übereinanderliegenden Staffelseen kennengelernt. Wir gelangen dann vom Oberen Klaffersee talaufwärts zur flachen, rechts (nordwestlich) gelegenen Senke mit dem wenige Schritte dahinterliegenden, malerisch ausgebuchteten Klafferkogelsee, 2308 *m*, und steigen nun (Richtung Rauhenberg) auf den Mittelrücken, gewinnen leicht den Punkt 2344 *m* und kommen knapp neben dem am Nordsockel des Greifenberges in wildem Felsgetrümmer eingebetteten Ödsee, 2320 *m*, auf den sanft ausladenden Ödsattel, 2323 *m*. Hier überblicken wir bereits den unter uns zur Rechten liegenden Greifenbergsee und den unterhalb anschließenden Rauhenbergsee. Ihr etwas einförmiges Bild verschönt der herrliche Ausblick auf die Dachsteingruppe.

Wir steigen über den mäßig geneigten, rasendurchsetzten Trümmerhang leicht zum Greifenbergsee, 2271 *m*, ab (linkes Ufer). Im Rückblick bildet die Felsmauer, über die der Abfluß des Klafferkogelsees zu einem großen Schneefeld herabsickert, einen hübschen Hintergrund. Unseren Weg fortsetzend, kommen wir vom flachen Seebord über eine niedrige Stufe neben einem kleinen Wasserfall zum wenig tieferen Rauhenbergsee, 2254 *m*, hinab, der ziemlich groß ist und zwischen kahlen Ufern nach Norden ausbuchtet. Wir bleiben dicht am rechten Rande, klettern auf schmaler Leiste durch ein vorspringendes Wandl — das aber auch oberhalb umgangen werden kann — und sind dann bald am Seeausgang. Rückblickend sehen wir die vom Ödsattel in einigen Absätzen zum Rauhenberg hinaufziehende Wasserscheide deutlicher sich abheben als von oben; wir merken aber auch, daß der scharfkantige Rücken oberhalb des Greifenbergsees (Ödsattel) und oberhalb des Rauhenbergsees vom ehemals dahinter eingezwängten Gletscher eingekerbt und überrannt worden ist —

besonders der Ansatz des Kammes vom Rauhenberg weg ist stark abgetragen —, worauf sich die Eismassen herab ergossen, die Seebecken schufen und talwärts wieder, dicht unter dem Rauhenberg, den nächsten Seitenrücken, der den Seenabfluß begleitet, überfluteten. An der Lehne des Rauhenberges floß dann der Gletscher zum Steinriesental ab. Die Mulde der Huberalm zeigt die typischen überwachsenen Moränenhügel, der Nordabhang des Rauhenberges deutlich die seitlichen Schrammen.

Wenn wir unsere Wanderung vom Rauhenbergsee talaus fortsetzen, gehen wir am besten zum linksseitigen Rücken hinüber und auf dessen Westseite, unterhalb der Schneide, angesichts der Tiefe des Steinriesentales und der majestätisch darüber aufgebauten Dachsteingruppe, über grüne Stufen und Absätze längs einer Wandflucht, an einem höhlenartigen Überhang vorbei, zu einem breiten, grünen Sattel hinab; dann geht es wieder auf dem Rücken selbst in die nächste breite Senke, worauf, rechts haltend, auf einem dürftigen Viehsteig zum nahen Unteren Klaffersee, 2097 *m*, abgestiegen wird. Wir betreten seinen linken Uferrand unterhalb einer letzten Steilstufe und wandern an einem baufälligen Halterhüttl vorbei zum Seeabfluß, den wir leicht überschreiten, um dann an windgeschützter Stelle zu rasten oder auf der vorgelagerten Kuppe freien Ausblick ins Tal zu halten.

Leise plätschern die Wogen des tiefgrünen Wasserspiegels, der in einem ungemein einsamen, malerischen Kessel eingebettet liegt; die den Hintergrund bildenden Wände sind von Lawinenresten umsäumt, und eine Steilschlucht zieht zum Terrassenrand hinan, der den (nicht sichtbaren) Klippensee vorgelagert ist. Zur Rechten kommt der im felsigen Taleinschnitt herabschäumende Zufluß vom (ebenfalls nicht sichtbaren) Rauhenbergsee herab, neben ihm die grünen Kuppen des von uns im Abstiege begangenen Rückens. Zur Linken heben sich über dem flacheren Wiesenufer steile Blockhalden, die unseren die Tur abschließenden Aufstieg zur Unteren Klafferscharte ermöglichen.

Links gerade aufwärts haltend, kommen wir über loses Blockwerk und Geschiebe mühsam, aber rasch in die Höhe und treffen hier ein kümmerliches Steiglein, das von der Huberalm heraufkommt[1]) und hart am Rande der rechtsseitig aus der Tiefe aufbauenden Wände zum Abfluß der Klippenseen führt. Grobes Blockwerk und feuchte Grasplätze künden deren Nähe, und eine halbe Stunde nach Verlassen des Unteren Klaffersees stehen wir oben. Noch ein Blick zurück auf die Dachsteingruppe, auf den gipfelreichen Mitterbergkamm zur Linken des Steinriesentales und in die Tiefe des Untertales hinab zur Weißen Wand, dann geht es links um die Felsecke mit wenigen Schritten zum Steinmann der Unteren Klafferscharte, 2270 *m*.

Unsere Seenrunde ist damit zu Ende. Wenn wir zum Schluß zur Preintalerhütte absteigen, klingen die Eindrücke einer selten schönen und abwechslungsreichen Wanderung in uns nach. Im Frühsommer treffen wir auf dem gemachten Wege reichliche Schneelager, und auf den Seen schwimmen zumeist noch mächtige Eisschollen, deren zartes Blau in allen Abtönungen aus dem dunkeln Gewässer aufleuchtet. Um diese Jahreszeit sind die kleineren Seen noch ganz vom Winterschnee verdeckt, und eine Unzahl von zufälligen Schneewassertümpeln verändert das Landschaftsbild und erschwert das Zurechtfinden. An den ausgeaperten Stellen prangt auf schwellenden Moospolstern und schwarzem Humus eine hochalpine Flora; Alpenglöckchen, Enziane, Zwergvergißmeinnichtpolster, Gletscherranunkeln und Silenenbeete charakterisieren sie. Ab und zu schnarrt ein Schneehühnervolk knapp vor unseren Füßen auf oder flüchtet ein Rudel Gemsen über Blöcke und Geröll zu den grünen Hängen hinan und über die Grate fort. Nicht selten ist auch der schrille Pfiff der Murmeltiere zu hören, die

[1]) Der Abstieg zur aufgelassen gewesenen, verwilderten Huberalm ist nicht zu empfehlen. Er ist schwer einzuhalten, ganz verwachsen und ein „Kniebeißer" erster Güte. Auch der Weg von der Alm ins Steinriesental (Untere Eiblalm) ist schwer zu finden.

zumal an den beiderseitigen Zugangswegen hausen, wo wir bei einigen großen Eingangslöchern an ihren unterirdischen Behausungen vorbeikommen. Eindrücke echtesten Hochgebirges sind es, die mit jedem Schritte wechseln, denn fortwährend neue Einblicke und Ausblicke bietet unser Weg. Wenn ein schöner Tag uns begünstigt und die Sonne die Landschaft belebt, in den Wassern sich spiegelt und die Schneefelder aufleuchten macht neben dem samtenen Grün und den wie Blei schimmernden wasserüberronnenen Felsen — dann genießen wir der Herrlichkeiten so viele, daß unser Herz im Stillen den Schöpfer preist, der die Bergwelt für uns so schön erschaffen hat und sie im Wechsel der Jahreszeiten immer wieder aufs neue erstehen läßt.

Es gibt aber noch eine Steigerung, und zwar für solche, die den Kranz der Randgipfel des Klaffers nicht nur von unten betrachten, sondern, von einem auf den andern steigend, in lustigem und luftigem Auf und Ab die Gipfelrunde machen wollen. Ihnen sei das Schlußkapitel gewidmet.

Die Gipfelrunde

Man kann in einem Tage ohne sonderliche Anstrengung sämtliche Erhebungen des Klafferkessels besteigen. Es ist dies eine Tur, die Leichtes und Schweres vereinigt und so abwechslungsreich ist, daß sie tüchtigen Bergsteigern wärmstens empfohlen werden kann.

Wir gehen von der Preintalerhütte aus und folgen dem bezeichneten Steig bis auf die Untere Klafferscharte, 2270 *m*. Unsere Gipfelrunde beginnt mit dem

Greifenstein, 2372 *m*. Er erhebt sich als ein gewaltiger Stützpfeiler über dem Inneren Lämmerkar, aus dem sein Nordgrat zum turmähnlichen Gipfel emporstrebt, während er von der Rückseite seine Umgebung, die oft erwähnte Seenplatte, nur um etwa 100 *m* überragt. Wir gehen von der am Fuße seines Westgrates gelegenen Unteren Klafferscharte am besten durch den kleinen Kessel der oberen Klippenseen zu dem steinigen Greifensteinsattel, 2268 *m*, der die Verbindung der vom Klafferkogel herüberstreichenden Wasserscheide — des Mittelrückens — mit dem Greifensteinmassiv herstellt. Von diesem Sattel führt ein sehr steiler Geröll- und Rasenhang auf die erste Schulter in dem von der Unteren Klafferscharte heraufziehenden Westgrat; hier ist der Knotenpunkt, an dem der abseitige Greifensteingipfel östlich ansetzt. Neben den Gratfelsen der ersten Schulter führt eine steile Graslehne rasch auf die höhere zweite Schulter, 2337 *m*, aus deren Einschartung wir einen freien Ausblick nach Norden auf den gesamten Wildstellenzug genießen; ebenso erfreut uns der Rückblick auf die prächtig aufgeschlossene Seenplatte, ein besonders reizvolles, höchst eigenartiges Bild.

Nun beginnt der kurze, aber ungemein ausgesetzte letzte Aufstieg. Der über uns sich aufbauende Gipfel setzt als eine scharfkantige Schneide über einer gegen Südosten immer höher werdenden senkrechten Wandflucht an, die von unserem Standpunkt bis zu dem vorhangenden Felsabbruch über dem Törlsee streicht. Dicht neben der Schulter ist der von der Natur gegebene Einstieg: ein Felsköpfel, zu dem ein begrüntes Band schräg rechts hinaufführt. Darüber zeigen sich steile Rasenstufen zwischen den linksseitigen Gratfelsen und einer rechtsseitigen, kaminartigen Verschneidung. Die Steilheit des Rasenhanges macht sich weniger dem Auge fühlbar als den zugreifenden Händen; die Neigung wird bald derart, daß man nach einem bekannten Ausspruch „als a Stehender 's Gras fressen kann". Der Pickel leistet hier als Sicherungsanker und Armverlängerer treffliche Dienste. Es lockt hier ein breites Band in die rechtsseitige Verschneidung hinein; dort kommt man jedoch im weiteren Aufstieg in brüchiges, höchst gefährliches Terrain. Man hält sich daher am besten gerade aufwärts. Die Rasenschöpfe sind fest, und bei einiger Übung in der so wenig geschätzten und geübten Grastechnik, in der uns jeder Halterbub überlegen ist, wird man kalt-

blütig die abdrängenden Gesimse überlisten. Rasch nimmt dann die Steilheit ab. Dort wo der Nordgrat aus der Tiefe heraufkommt, erreichen wir die Schneide und mit wenigen Schritten nach rechts den luftigen Gipfel.

Wir haben das Gefühl, auf einem wirklichen Berg zu stehen. Die wuchtenden gegenüberliegenden Wände des Waldhorns und sein uns überhöhender vielzackiger Nordgrat vermögen diesen Eindruck nicht herabzustimmen. Denn hoch und frei stehen wir über der gewaltigen Tiefe des Lämmerkars, und ebenso unvermittelt haben wir auf der entgegengesetzten Seite, wie aus der Vogelschau, die Seenplatte zu unseren Füßen. Interessant ist auch der Draufblick auf den scheinbar im selben Gratverlauf sich anschließenden Reislingkogel; in derselben Linie wird dieser wieder vom Kapuzinerberg überhöht, von dem die Klafferschneide in weitem Halbrund zum Greifenberg und Rauhenberg zieht. Unter den beiden letztgenannten Gipfeln liegt in breiter Behäbigkeit der Klafferkogel. Neben ihm öffnet sich der Ausblick weit nach Nordwesten, zur Rechten begrenzt von dem kühn aufstrebenden, uns überhöhenden Placken. Der mächtige Höchstein-Wildstell-Zug schließt dann den Rundblick an das Waldhorn an.

Im Abstieg, den wir vom Gipfel bis zum Greifensteinsattel auf dem im Aufstiege eingehaltenen Wege nehmen, kommt die Steilheit des Berges noch mehr zur Geltung. Man hüte sich, dem anfangs lockenden Westgrate zu folgen, und steige herzhaft in die grüne Tiefe zu seiner Linken. Sobald man sich an die Ausgesetztheit und an das womöglich aufrechte Absteigen und Gleichgewichthalten gewöhnt hat, wird man die von der Natur dargebotenen Treppen und Gesimse richtig auszunützen wissen. Lange Beine sind hier jedenfalls von Vorteil. Von der Schulter weg geht es dann rascher, aber empfindlich steil den Kniebeißer hinab in den Greifensteinsattel. Am rechten Ufer des hier zur Linken eingebetteten Törlsees queren wir hinüber zum Eissee und stehen nun am Fuße des nächstfolgenden Gipfels.

Der Reislingkogel, 2339 *m*. Er ist wohl auch ein aus dem Lämmerkar senkrecht aufsteigender Zaunstecken der Gipfelhecke des Klafferkessels, aber er entpuppt sich auf der Innenseite als ein urgemütliches, breites Dreihaupt, das der Besteigung nicht das geringste Hindernis entgegensetzt. Sein oberster Aufbau gleicht einem riesigen Backenzahn: aus einer breiten Mulde erhebt sich auf der einen Seite die eine gewisse Höhe vortäuschende schmale Schneide des nach Osten überhangenden Hauptgipfels, 2339 *m*, und ihm gegenüber ein breiter Rücken mit einer nordwestlichen, 2332 *m*, und einer südlichen Kuppe, 2338 *m*. Zum Törlsee, der seinen stielförmigen Auslauf in den Bergsturz zwischen dem Greifenstein und dem Reislingkogel hineinschiebt, fällt die Gipfelmulde des Reislingmassivs in einer schneebedeckten steilen Lehne ab. Aber vom Eissee leitet eine Reihe übereinandergeschichteter Rasenbänke quer unter dem Nordwestgipfel zur Mulde hinan, aus der wir sowohl den kirchdachsteilen Hauptgipfel — diesen am besten zuerst —, als auch das breite Joch, 2323 *m*, und die beidseitigen Nebengipfel bequem ersteigen können.

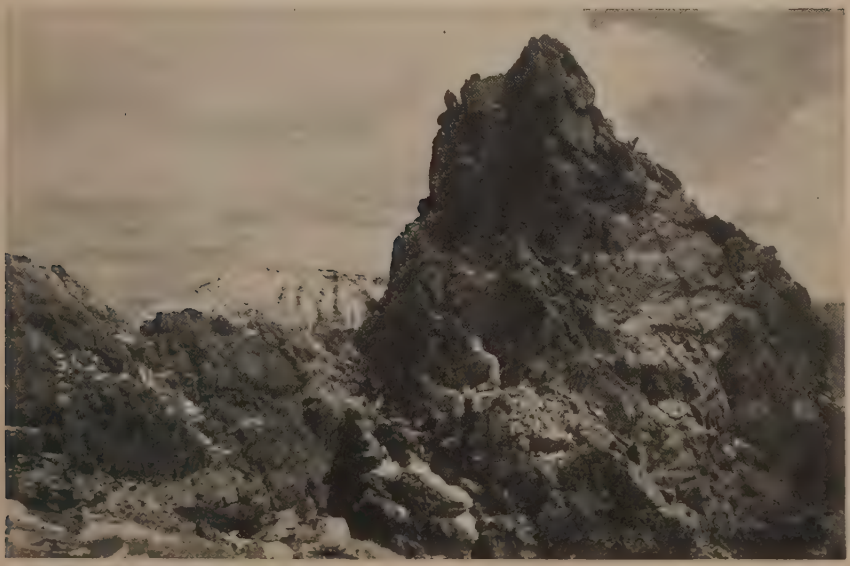
Die Aussicht beschränkt sich bei diesem niedrigsten Berge der ganzen Runde mehr auf die allernächste Umgebung. Doch ist der Blick auf den Törlsee, die Untere Klafferscharte, den Zug des Placken und die Dachsteingruppe ganz besonders malerisch (s. Bild).

Den Abstieg nehmen wir vom Joch zwischen Nord- und Südgipfel über einen Schrofenhang zur Reislingscharte, 2290 *m*, und von dieser zum Auslauf des Oberen Klafferseees, 2287 *m*, ein Wegstück, das uns bereits bekannt ist, da der Übergang vom Eissee über die Staffelseen auch in die Reislingscharte führt, von der aus die Richtung zum Oberen Klafferssee eingehalten wird. Wir streben jedoch diesmal geradewegs dem Seeausgange zu, weil wir dort ans andere Ufer übergehen müssen, um unseren nächsten Berg angehen zu können.

Der Kapuzinerberg, 2412 *m*, gehört bereits dem vom Golling über den Greifenberg

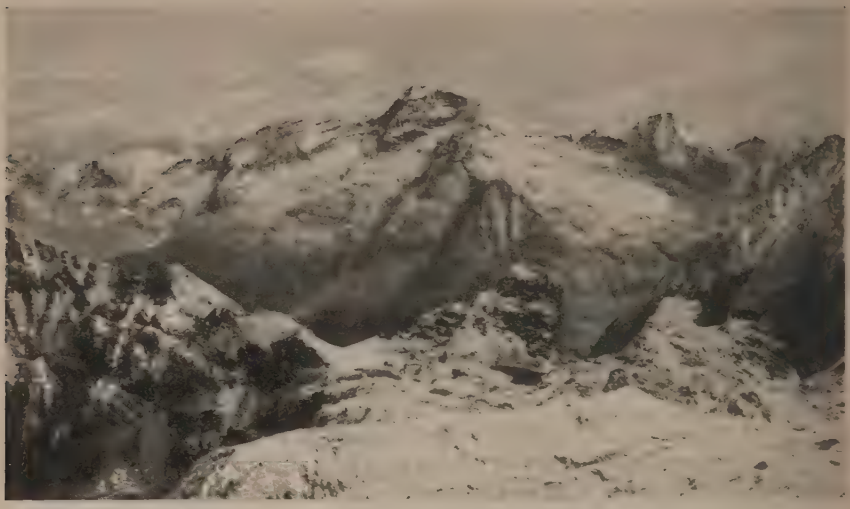
Dr. Karl Kirschbaum phot.

Abb. 1. Winkelsee mit dem Greifenstein



Dr. Karl Kirschbaum phot.

Abb. 2. Westabsturz des Klafferturms



Dr. Karl Kirschbaum phot.

Abb. 3. Blick vom Greifenberg auf die Untere Klafferscharte, den Greifenstein, Reislingkogel, die Seenplatte, den Klafferkogel und den Klafferkogelsee. (Im Hintergrunde die Hochwildstelle)

Dr. Karl Kirschbaum phot.

Abb. 4. Blick vom Reislingkogel auf den Törlsee, die Klippenseen, die Untere Klafferscharte, den Placken und die Dachsteingruppe

zum Waldhorn streichenden Hauptkamme der Niederen Tauern an. Er umschließt das zu Füßen des Waldhorntörls eingebettete Kapuzinerkar mit den gleichnamigen Seen in einer breiten Wandflucht, über der sein Gipfel als eine gedrückte Pyramide in grünen Hängen ansteigt. Sein vom Waldhorntörl steil sich aufschwingender Nordostgrat zieht zum höchsten Gipfel hinan, einem schnabelartigen Felshorn, das einen trutzigen Pfeiler nach Süden absetzt. Durch ein unauffälliges kleines Schartel getrennt, ragt sein Vorgipfel über der ausgebuchteten Südwestflanke, an deren Fuß der Obere Klaffersee sein eintöniges Lied singt.

Von der Ausmündung des Oberen Klaffersees steigen wir entweder geradewegs auf die steil aufbauende äußerste Kuppe des Nordwestgrates, 2367 *m*, oder, rechts haltend, unter dieser Kuppe aufwärts über Blockwerk in die breite Einsattelung dieses Grates, der uns bequem dem eigentlichen Berge näherbringt. Hier locken gutartige große Felsblöcke zum direkten Aufstieg; eine unüberschreitbare Scharte knapp vor dem Hauptgipfel belehrt uns aber, daß wir uns auf den zackigen Vorgipfel verstiegen haben und wieder bis zum Ansatz der obersten Felskrone zurücksteigen müssen. Ein kurzer Quergang durch den obersten Winkel der hier ansetzenden Gipfelschlucht und ein hübscher Ausstieg über ein durch ein kurzes Wandl unterbrochenes Band führt uns in die steile Nordwestflanke. Die mit hohem Hartgras und feuchtem Moos überwucherten Felsen gestatten dann einen raschen Aufstieg auf den schmalen, nach Osten ungemein jäh abstürzenden Gipfel.

Hier eröffnet sich zum ersten Male der Ausblick auf die Lungauer Seite, wo die Berge des Lessachtales in steilen Kulissen vom Waldhorn und Kieseck über Zischken, Deixelspitze, Roteck und Preber bis nach Tamsweg hinausziehen. Im Westen thront der Herr des Klaffers, der Greifenberg, und von ihm läuft die Klafferschneide um die Mulde des Oberen Klafferkessels herüber, dicht vor uns, im Süden, die Breite Scharte bildend; diese ermöglicht, mit Umgehung des Kapuzinerberges auf seiner Ostseite, einen Abstieg zum nahen Waldhorntörl; damit ist auch in umgekehrter Richtung eine lohnende Verbindung der Waldhornbesteigung mit einer Begehung des Klafferkessels, beziehungsweise mit dem Überstieg zur Gollinghütte gegeben.

Den Abstieg vom Kapuzinerberg nehmen wir zurück bis unter dem Vorgipfel und dann längs der an ihrer Westseite gut gangbaren Schneide des Südgrates in die nahe **Breite Scharte**, 2340 *m*.

Die Klafferschneide, etwa 2450 *m*, bildet die langgestreckte südliche Einfassung des Oberen Klaffers und gleichzeitig die nördliche Umrandung des zwischen dem Greifenberg und der Pöllerhöhe im Osten eingetieften Lungauer Klaffers. Sie steigt aus letzterem als eine hohe Mauer zur Höhe, während sie gegen Norden, mit Ausnahme der obersten Schneide, in sanft gestuften, abgeschliffenen Hängen abdacht. Von der Breiten Scharte ein kurzes Stück südöstlich ausbuchtend und hier einen nach Osten abstürzenden Eckgipfel bildend, zieht der sich noch zweimal zu schmalen Gipfelschneiden aufkrümmende Grat dann stramm dem Greifenberg entgegen. Vor der Oberen Klafferscharte ist ihm ein ganz eigenartiges Felsgebilde aufgesetzt: der Klafferturm, dessen Erkletterung in unserer Gipfelrunde eine besondere Stelle einnimmt.

Doch nun zurück zum Beginn der Klafferschneide an der Breiten Scharte. Von ihr steigen wir zwischen großen Blöcken, eine links sich öffnende Verschneidung ausnützend, auf eine breite, grüne Kuppe, die dann in einen leicht begehbaren Felsgrat übergeht, der uns auf den **Ostgipfel der Klafferschneide** bringt. Wir stehen hier an der ins Lessachtal vorspringenden Ecke des Klaffers auf freier Warte hoch über dem Zwerfenbergsee, dem Angersee und dem Lungauer Klafferse. Mächtig wirkt von hier die gegenüberliegende trutzige Pöllerhöhe, deren dunkler Felsbau einen schroffen Ausläufer nach Osten absenkt; im Nordwesten fällt sie steilwandig in den Schneesattel der Schottwiegenscharte hinab, neben der die nur wenig hervortretende

Schottwiegenhöhe zu dem uns schon bekannten Greifenbergsattel leitet. Der anschließende Greifenberg überhöht uns zusehends; der auf uns zustreichende Kamm verliert jedoch in der Verkürzung an Ausdehnung und Eigenart.

Knapp vor uns baut sich die nächste Erhebung als ausgeprägter Gipfel auf. Wir steigen über den gutartigen Grat, dicht über den Abstürzen zur Linken balancierend, in eine seichte Einschartung hinab und dann flott auf den Mittelgipfel der Klafferschneide. Ebenso leicht und doch interessant geht es dann auf den Westgipfel der Klafferschneide. Die drei Gipfel der Klafferschneide sind nicht vermessen; sie dürften schätzungsweise etwa 2450 *m* hoch sein und untereinander wenig Unterschied aufweisen. Ihre Überschreitung ist typisch für die in den Niederen Tauern so oft sich bietenden Kammwanderungen: bei teilweiser Ausgesetztheit und beidseitigem herzerfreuendem Tiefblick und Ausblick gestatten sie ein unentwegtes Einhalten der Gratkante, verlangen ab und zu ein paar Schritte, die Trittsicherheit erfordern, oder täuschen ein unerwartetes Hindernis vor, das bei richtigem Anpacken sich rasch bändigen läßt, und befriedigen so durch steten Wechsel und spielerisches Locken unsere erwartungsvolle Neugierde und Unternehmungslust.

Aber im Übersteigen des Westgipfels gibt es doch ein gebieterisches Halt. Wir können von dem die nächste Scharte überragenden Gratkopf nicht gerade in sie hinabklettern, sondern müssen ein Stück zurücksteigen, um auf geschichteten Bändern rechts unterhalb des Grates in die Scharte zu queren. Dann geht es wieder ein gutes Stück auf dem Kamme fort, bis dort, wo der nackte schwarze Fels des Klafferturmes ansetzt.

Der Klafferturm, etwa 2520 *m*, bildet eine von Osten her sich aufschwingende scharfkantige Felsschneide, die in einem klotzigen Turm gipfelt, der einen senkrechten Pfeiler in den Lungauer Klaffer absenkt (s. Bild.) In der südlichen Wandflucht des Ostgrates schiebt sich ein grünes Band bis unter die brüchige Gipfelkrone vor. In der Nordflanke kann man unter den Gratabbrüchen bequem in die nahe Obere Klafferscharte queren, von der der Turmaufbau durch einen kleinen, überhangenden Vorzacken im Hauptrücken getrennt ist. Eine direkte Erkletterung des Turmes von dieser Seite (Westen) scheint möglich; die untere Wandpartie dürfte aber nicht leicht zu überwinden sein. Der von der Natur gegebene Anstieg führt über den Ostgrat, liegt also in der Wegrichtung unserer Gipfelrunde von der Klafferschneide zum Greifenberg.

Den Beginn der unvermittelt dem begrünten Kamm aufgesetzten kahlen, schwarzen Felsen bilden ein paar große, steil übereinandergeschichtete Platten. Vom nächsthöheren ersten Schartel, bei dem der Grat in wilden Blöcken aufbäumt, kommen wir mit wenigen Schritten links hinaus in die Südflanke, wo das schon erwähnte, anfänglich breite, mäßig ansteigende Rasen- und Geröllband bis in eine Scharte knapp vor dem Gipfel führt. In die gleiche Scharte gelangen wir auch, wenn wir auf der Gratschneide bleiben, die trotz ihres wilden Aussehens keine besonders schwere, wohl aber eine recht genußreiche und luftige Kletterei bietet. Hinter der Scharte erhebt sich die Gipfelkrone, etwas südlich abstehend, als eine nochmals eingekerbte Mauer. Ihre brüchigen Felsen gebieten eine linksseitige Umgehung. Dicht unter der Gratmauer auf einer ziemlich abschüssigen Platte vorsichtig und etwas absteigend querend, gelangen wir zu einer frischen Abbruchstelle unter dem Gipfel. Er erhebt sich nur etwa in doppelter Mannshöhe über uns, aber das Anklettern der höchst verdächtigen, nur lose aufeinandergeschichteten, morschen Blöcke erfordert peinlichste Achtsamkeit. Von dem Ausstieg ist der kanzelartige Gipfel nur einige Schritte entfernt; er gleicht einem Adlerhorst, so luftig und kühn ragt er nach Süden hinaus. Von ihm aus haben wir den Greifenberg „zum greifen" nahe. Auch der Blick zum Golling hinüber und in den Lungau ist großartig.

Den Abstieg nehmen wir über den Ostgrat zurück, denn der Absturz in die nächste,

westliche Scharte dicht vor der Oberen Klafferscharte scheint nicht ratsam, und umgehen dann die Nordflanke auf der schon erwähnten Terrasse, die dicht unter der Gratmauer hinanzieht. Nach Umgehung des nächsten kleinen Schichtkopfes gelangen wir in die Obere Klafferscharte, 2490 *m*. Von hier aus haben wir bekannte Wege vor uns.

Der Greifenberg, 2583 *m*, kann aus der Oberen Klafferscharte, wie wir bereits wissen, direkt über den Südostgrat oder über das bereits beschriebene Band durch die Südostflanke erstiegen weren. Mit ihm haben wir den höchsten Punkt unserer Gipfelrunde erreicht.

Als letzter Berg ist noch der nahe Rauhenberg zu nehmen. In die ihn vom Greifenberg trennende Scharte steigen wir über den harmlosen, einmal durch eine flache Einsenkung unterbrochenen Westgrat ab.

Der Rauhenberg, etwa 2570 *m*, löst sich, von der Rauhenbergscharte, 2551 *m*, im rechten Winkel nach Norden abschwenkend, als ein mächtiger, gezackter Rücken vom Greifenbergmassiv und fußt an seiner Westseite in der tiefen Furche des Steinriesentales. Er überhöht es um fast 1300 *m* und fällt in einem nirgends gemilderten Winkel von 45° zu ihm ab. Es gibt nicht viele Berge, die bei gleichem Höhenunterschied eine derartige ununterbrochene Böschung aufweisen. Steilrinnen ziehen von seinem schmalen, wildgezackten First hinab, und zu seinen Füßen ruhen, teilweise schon halb vermurt und eingesunken, die haushohen Trümmer eines gewaltigen Bergsturzes, den der Wanderer, der von der Unteren Eiblalm in den Gollingwinkel ansteigt, staunend und mit bangen Blicken nach der unheimlichen, gewaltigen Bruchstelle durchschreitet.

Auch die entgegengesetzte Ostflanke des Rauhenberges ist jäh, zum Teil noch steiler, aber bedeutend niedriger; der hier anschließende Rauhenbergkessel mit seinem Firnfeld liegt nur ungefähr 150 *m* tiefer. Der nördlichste (und niedrigste) Gipfelzacken des Rauhenberges fällt dagegen wieder in einem langen Steilhang nach Norden zur Huberalm und ins Steinriesental ab. So ergibt sich der kürzeste Anstieg auf den (höchsten) südlichen Gipfel von der ihm am nächsten und fast gleich hoch gelegenen Rauhenbergscharte, der Anstieg auf den mittleren Gipfel vom Rauhenbergkessel, der Anstieg auf den Nordgipfel vom Rauhenbergsee. Für uns handelt es sich um den Hauptgipfel, der, anschließend an die Überschreitung des Greifenberges, recht günstig gelegen ist und mit seiner kurzen, aber interessanten Kletterei einen feinen Abschluß unserer Gipfelrunde ergibt.

Von der Rauhenbergscharte übersteigen wir die erste, niedrige Kuppe und folgen dem Gipfelgrate nördlich bis dorthin, wo grüne Bänder zur Linken unter dem plötzlich steiler und schmäler werdenden Grat scharf in die Tiefe streichen und eine abschüssige Rasenterrasse knapp unter der Felsschneide gegen die nächste, noch nicht sichtbare Scharte hineinzieht, in die wir aber etwas verdutzt hinabblicken können, wenn wir uns dazu verleiten lassen, den lockenden Klettergrat weiter zu verfolgen. Die Scharte ist augenscheinlich unbezwingbar. Wir weichen also absteigend über die schon erwähnten Rasenbänder aus, halten uns aber dicht längs der Gratmauer und kommen, auf schmalen Gesimsen querend, zu einer Felsplatte, die wir vorsichtig mit wenigen großen Schritten überschreiten. Wir gelangen so in den obersten Winkel einer wilden, aus dem Steinriesental heraufklaffenden Schlucht und damit unter die erwähnte ungangbare Scharte.

Der dicht vor uns aufragende Gipfel bietet keine Schwierigkeit, erfordert aber immerhin Achtsamkeit. Aus unserem Schartenwinkel führt ein etwas ausgesetztes, gestuftes Band scharf links hinaus. Der weitere Anstieg geht im Bogen aufwärts und schließlich über einen kurzen Blockgrat, wieder rechts haltend, auf die steinmanngekrönte Spitze.

Wenn man sich von der Rauhenbergscharte weg gleich unterhalb der ersten Kuppe

(ebenfalls in der dem Steinriesentale zugekehrten Flanke) hält, trifft man ein Grasband, das an einer tieferen Stelle in die große Schlucht hineinführt; über den letzten mannshohen Abbruch davor springt man am besten hinab. Dann bringt, gleich gegenüber, ein steiles, plattiges Band auf das Gipfelmassiv und der weitere Anstieg auf dieselbe Rippe, über die zum Schluß der vorher geschilderte Weg hinaufführt. Es empfiehlt sich, den unteren Weg als Aufstieg und den oberen als Abstieg zu wählen.

Vom Rauhenberggipfel haben wir den ungehemmten, eindrucksvollen Tiefblick in den Gollingwinkel. Aus diesem ragt der wuchtige Hochgolling und der schneidige Gipfelzug Zwerfenberg—Elendberg zu gewaltiger Höhe auf. Der Fernblick auf die Hohen Tauern und die Dachsteingruppe ist überraschend schön. Der Klafferkessel ist fast ganz aufgeschlossen, überragt von Höchstein, Wildstelle und Waldhorn. Den Blick nach Osten verstellt der nahe Greifenberg.

Wir müssen dann in die Rauhenbergscharte zurück und steigen von ihr entweder zur Gollinghütte ab, oder durch den Rauhenbergkessel über den Klafferkogel — den wir mühelos unserer heutigen Gipfelsammlung einverleiben können — zur Unteren Klafferscharte und schließlich zur Preintalerhütte. Damit ist unsere Tur beendigt. Nur wer die vorher beschriebene Seenrunde und die Gipfelrunde gemacht hat, kann sich rühmen, den Klafferkessel gründlich kennengelernt zu haben.

Verzeichnis der mit Naudets Dosenbarometer Nr. 76 von Hofrat d. R. Franz Morelli ermittelten Höhenzahlen:

Preintalerhütte	1656,0 *m*
Einsattelung oberhalb der Preintalerhütte	1693,0 „
Steg am Ausgang des Äußeren Lämmerkars	1772,0 „
Wegteilung am Ausgang d. Inneren Lämmerkars	1831,5 „
Steinhüttl am Wege	1939,0 „
Steigecke	2004,5 „
Steinkar	2161,1 „
Untere Klafferscharte	2270,5 „
Unterer Klippensee	2257,7 „
Wasserscheide zwischen den Gamsaugen	2273,9 „
Eissee	2264,6 „
Winkelsee	2273,7 „
Reislingscharte	2290,5 „
Kuppe zwischen Seeschartl u. Reislingscharte	2326,1 „
Seeschartl	2311,7 „
Oberer Klaffersee	2287,5 „
Klafferkogelsee	2308,4 „
Ödscharte	2323,5 „
Greifenbergsee	2271,0 „
Rauhenbergsee	2254,0 „
Unt. Klaffersee	2096,8 „
Inneres Lämmerkar	1838,8 „
Kapuzinersee	2132,3 „
Waldhorntörl	2267,8 „
Greifenstein	2371,8 „
Schulter	2337,5 „
Greifensteinsattel	2268,2 *m*
Kuppe westlich des Törlsees	2280,7 „
Reislingkogel (Hauptgipfel)	2338,7 „
Südöstl. Vorgipfel	2338,1 „
Einsattelung	2323,2 „
Nordwestl. Vorgipfel	2332,1 „
Kapuzinerberg	2412,2 „
Nordwestl. Vorgipfel	2367,5 „
Breite Scharte	2339,9 „
Obere Klafferscharte	2490,5 „
Greifenberg	2583,5 „
Rauhenbergscharte	2550,9 „
Sattelsee unter dem Greifenbergsattel	2131,4 „
Ende des angelegten Klaffersteiges	2161,0 „
Klafferkogel (Hauptgipfel)	2359,5 „
Klafferkogel (Westgipfel)	2351,2 „
Kuppe nördl. d. Ödsees	2344,3 „
Scharte zwischen Winkelsee u. Verlorenen Seen	2289,2 „
Kuppe westlich der Gamsaugen	2300,8 „
Untere Steinwänderalm	1194,1 „
Untere Eiblalm	1285,3 „
Stögeralm	1435,2 „
Gollinghütte	1636,7 „
Obere Eiblalm	1648,8 „
Obere Steinwänderalm	1691,8 „

In der Karte und in der Beschreibung wurden die Bruchteile bis 0,5 Meter weggelassen, über 0,5 Meter als ganzer Meter zugerechnet.

Mons Styriae altissimus

Von Dr. Fritz Benesch

Den alten Geographen ging es wie den Bergsteigern, die die Meereshöhe eines Gipfels nur insoferne beachten, als sie ihnen einen Zwei-, Drei- oder Viertausender anzeigt, im übrigen aber den Berg nur nach seiner Höhe über dem Tale einschätzen. Sie maßen die Berge mit den Augen, nach dem äußeren Eindruck auf den Beschauer. Dieser Eindruck hängt nun nicht bloß von der wirklichen relativen Höhe, sondern auch von der Steilheit der Hänge, von der mehr oder weniger offenen Lage und von der Ausdehnung des Unterbaues ab. Mit dem bloßen Auge können wir die Höhe eines Berges nur nach der Lotlinie des Gipfels zum Talboden beurteilen, und ist diese uns überdies nahe, d. h. ist der Berg bis zu seinem Fuß so steil, daß wir, ohne uns über dem Tal zu erheben, an diese Linie ungewöhnlich nahe herankommen, dann erscheint er uns besonders hoch.

Ein Musterbeispiel eines solchen Berges, der aus sich etwas zu machen versteht, ist der Grimming im Ennstal. Gut 1700 *m* erhebt er sich über dem Tal, auf dessen moorige Wiesen er steil und unvermittelt absetzt. Eine meilenbreite Ebene erlaubt es, ihn ohne störende Verkürzung zu betrachten, so daß sich auch die oberen Lagen gewaltig emporrecken und sich Berg über Berg türmt. Kein zweiter Gipfel der grünen Mark, weder das mächtige Hochtor, noch der höchste von allen, der Dachstein, macht auf den Beschauer einen so gewaltigen Eindruck wie er, der „Mons Styriae altissimus".

Seitdem der Grimming mit 2351 *m* vermessen ist, wissen wir, daß die Steiermark mehr als ein Dutzend noch höherer Berge hat, aber der Ruhm der Größe, den ihm der alte Geograph Vischer gegeben hat, ist dem Grimming geblieben. Er ist, wenn auch nicht der höchste, so doch sicher der stattlichste, stolzeste Berg des Landes, er ist der Berg der Steiermark, ihr Wahrzeichen.

Eine so eigenartige Erscheinung wie den Grimming finden wir weit und breit nicht mehr, und man muß bis in die Dolomiten hinuntergehen, um am Langkofel oder am Monte Pelmo etwas Ähnliches zu sehen. Fast alle die vielbewunderten Größen der Ostalpen, der Dachstein, der Glockner, der Ortler und andere, sind doch nur Spitzen eines ausgedehnten Gebirgsstockes, aus dem sie, mit vielen ihrer Nachbarn zusammengedrängt, gleichsam herauswachsen; der Grimming aber steht, noch mehr als der Langkofel oder der Pelmo, frei da wie ein ungeheurer erratischer Block, wie eine von Zyklopen aufgetürmte Stütze des Himmels. Seine Lage ist leicht zu beschreiben: ganz im spitzen Winkel, den die Bahnstrecke Stainach-Irdning—Aussee mit der Bahn durch das Ennstal beschreibt, und vom Dachsteingebirge durch die tiefe Salzaschlucht vollständig getrennt.

Da die Karten gerade diesen altberühmten Berg auffallend flüchtig behandeln, seine Formen, wenigstens die der Felsregion, nicht entsprechend zum Ausdruck bringen und in der Namengebung vollständig versagen, so soll es Aufgabe dieser Zeilen sein, vom Grimming unter Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse ein möglichst umfassendes Bild zu geben, woran sich eine kurze Ersteigungsgeschichte reiht.

Der Gebirgsstock des Grimmings besteht, ähnlich wie der der Miemingerkette, aus einem im Verhältnis zur Höhe mäßig langen, auffallend wenig gegliederten Kamm, der, beiderseits schroff abfallend, an den Enden mit hohen Eckpfeilern unvermittelt ab-

bricht. Mit einer einzigen Ausnahme keine größere Rückfallkuppe, keine auffallende Hochfläche, kein Auslaufen in waldige Vorberge, nur eine hohe, zackige Mauer mit prächtigen, oft tief ausgehöhlten Flanken.

Man ist gewohnt, den Grimming als eine Art Anhängsel des Dachsteingebirges zu betrachten, nicht ganz mit Unrecht, denn es sieht tatsächlich so aus, als würde sein schmaler Zug von der weit mächtigeren Gebirgsmasse schwanzartig nachgeschleppt, und wenn man beachtet, wie die flachliegende Schichtung des Dachsteins, die sich jenseits des Engpasses „Im Stein" auch auf den Grimming fortsetzt, in dessen weiterem Kammverlauf umkippt und sich in furchtbarer Steilheit zu den höchsten Erhebungen aufbäumt, dann glaubt man in diesem Gebirge eine Art Wirbel zu erkennen, in den eine gewaltige Massenverschiebung der Erde als letzte Kraftäußerung ausklingt.

Der Hauptkamm des Grimmingstocks ist im letzten Drittel seines westöstlichen Verlaufes, zwischen den zwei höchsten Erhebungen, dem Hohen Grimming und der Schartenspitze, an 300 *m* tief eingesenkt. Diese Einsenkung, von den Einheimischen kurz „Scharte" genannt, teilt das Gebirge in einen höheren kurzen Teil im Osten und einen niedrigeren langen im Westen. Jener ist der eigentliche Grimming, dieser das sogenannte Steinfeld. Beide Teile zeigen eine gänzlich verschiedene Grundform. Das Steinfeld ist langgestreckt und in zierliche Zacken zerteilt, der Grimming ist kurz und von gedrungenem Bau und besteht aus einem geschlossenen Körper ohne auffallende Gipfelbildung. Die Hänge des Steinfeldes sind — und das ist das Wesentliche, aus dem sich alles andere ergibt — hohl, die des Grimmings gewölbt, das heißt beim Steinfeld werden die Abhänge nach oben, beim Grimming nach unten immer steiler und steiler, und die schroffsten Wände des Grimmings liegen am Fuße des Berges. Jeder Laie bemerkt das auf den ersten Blick an der Nord- und der Ostseite, und wenn die Südseite zum Teil eine Ausnahme macht, so liegt das nur an der Störung, die die Erosion im Lauf der ungezählten Jahrtausende im Aufbau der Grundform dort hervorrufen konnte, indem sie an der Stelle der Schneegrube weichere Angriffspunkte fand und mit Hilfe der Schneelager die gewaltigen Kare aushöhlte, die heute so ernst und drohend auf das Ennstal herabsehen. Das geübte Auge aber erkennt auch hier die Ansätze der geschilderten Grundform und fügt sie im Geiste mit leichter Mühe zusammen. Es findet sie überall an den untersten Wänden der tief herabziehenden Grate, die selbst an Stellen, wo sie unter die Grenze des Baumwuchses herabreichen, abgeplattet und verbreitert sind und eine größere Steilheit aufweisen als nahe dem Gipfel. Und dort unten zieht sich die bauchige Grundform sogar in die Kare hinein, wie wir an den glatten Abstürzen im Kessel der Hochaignerau, in der Großen Jausengrube südlich von der Scharte (Großwand und Jausengrubenbauch), ja selbst in der Wolkengrube erkennen.

Den Steilwänden des Gebirgskerns des Grimmings in den untersten Lagen entspricht bei der gewölbten Grundgestalt der Hänge eine Verflachung nach oben, die endlich so weit geht, daß es zu oberst zur Bildung einer Hochfläche kommt. Vom Multereck bis zum Gipfel, dem sogenannten Hochgrimming, wandert man frei über Rasen- und Geröllkuppen dahin, und unter dem Hauptgipfel geht der Rücken derart in die Breite, daß auf ihm große Schneegruben Platz finden. Selbstverständlich wird die Wölbung in den Hängen des Grimmings ganz unten durch die Schuttlehnen, den Abraum der Wände, durchbrochen, allein gerade diese sind beim Grimming gegenüber der ungeheuren Masse des Berges auffallend klein, und da auch die Vorberge fehlen, so steht der Koloß in seiner ganzen Größe frei da wie ein ungeheurer Dom mit hochragender Kuppel.

Die gewölbte Grundform des Grimmings reicht aber auch noch ein Stück über die „Scharte" hinaus und erscheint in kleinen Ansätzen am Fuß der Schartenspitze (Feiglwand) und in der Nordwand des Zuges vom Kleinen Grimming bis zur Weinwand.

Im Verein mit dem nunmehr breit und mächtig ausladenden Unterbau des Berges dringt aber doch schon die bauchige Grundgestalt durch, die im weiteren Verlaufe des Steinfelds so überwiegt wie die gewölbte am Grimming. Ihr entsprechend liegen die steilsten Stellen der Hänge und somit die Felsbildungen oben, und so reichen auch die Waldlehnen hier viel höher hinauf. Und da sich der Hauptkamm zudem gegen Westen langsam und stetig senkt, so wird die Zone der Felswände immer schmäler und schmäler und hört endlich an der Halsleiten von selbst auf. Nur ganz zuletzt, wo am Hintereck die bauchige Abhangform abermals auftritt, wachsen größere Felswände (Hasnwand) wieder aus der Taltiefe empor.

Trotzdem der eigentliche Grimming weitaus die kleinere Masse der beiden Gebirgsteile darstellt, überragt sein Anblick infolge der größeren Höhe und der mächtigen, eigenartigen Felsbildung doch alles andere, was dieses großartige Gebirge noch zu bieten vermag. Wie der Bug eines ungeheuren, mit dem Kiel nach oben gekehrten Schiffes steigt der Hauptgrat des Kolosses aus der Untergrimminger Schlucht auf, erst kerzengerade wie eine Rakete Hunderte von Metern, dann allmählich einspringend, aber noch immer so steil wie das Dach eines Kirchturms, und erst in Wolkenhöhe, wo sich die Flanken des ungeheuren Steingewölbes in der kleinen Spitze des Multereck s zusammenfinden, wird der Grat frei gangbar. Aber noch immer strebt der Kiel des steinernen Fabelschiffes empor, vom Tale gesehen nicht mehr viel, aber wer auf dem Multereck steht und zur Spitze des Grimmings hinüberblickt, vor dessen staunendem Auge erhebt sich noch ein ganzes Gebirge.

Verstärkt wird der überwältigende Eindruck des Berges durch die Steilstellung der kahlen Platten, aus denen seine Wände im Norden und Osten bestehen. Die Bänke aus Dachsteinkalk, der auch hier wieder den eigentlichen Felsberg ausmacht, fallen oberhalb Klachau (Nordosten) mehr als 60 Grade gegen die Wagrechte ein. Auf den mauerglatten Schichtflächen hält sich kaum dürftiges Moos, alles gleitet davon ab, und die Schichtköpfe ziehen in mächtigen Streifen Hunderte von Metern hinauf, bald kerzengerade, bald gebogen, gebrochen, zerknittert, wie zerdrückter Blätterteig von nie gesehener Größe. Jeder erinnert sich des fesselnden Eindrucks, den solche steil gestellte Felsplatten in einem Steinbruch machen können. Hier findet das staunende Auge dasselbe packende Schauspiel, aber ins Hundertfache vergrößert. Wenn die Nachmittagssonne die Nordflanke streift, wenn jedes Band, jede Platte in greifbarer Plastik in die Ferne hinausleuchtet, dann erscheint uns der Berg gerade doppelt so groß, denn diese hausdicken Platten, die sich vom Fuß bis zum Kamm des Gebirges hinaufziehen, geben von selbst und in allen Teilen des Bildes den offensichtlichsten Maßstab für die ungeheuren Größenverhältnisse, die auch das geübte Auge des vielgereisten Alpenwanderers nie vollkommen erfaßt. Und dieser hundertfältige Faltenwurf der starren Platten und Mauern gibt dem Berge Leben, und je länger wir den Riesen staunend betrachten, desto klarer spricht aus dem Bilde die Größe der Schöpfung, die uns da ein Stück Entstehungsgeschichte der Erde enthüllt hat.

Das hochaufstrebende Gewölbe bricht an der Grimmingspitze gegen Westen mit einem Male ab. Die Platten, die oben schon ziemlich flach lagen, sind wie abgerissen, und der Hang stürzt plötzlich in steilen, gebänderten Schrofen gegen die Scharte und das Schartenkar, das ist jene bergetiefe Felsgrube im Norden der Scharte, ab. Nicht anders ist es im Süden, wo Großwand und Jausengrubenbauch den Hochgrimming jäh abschließen, und so ist dieser vom Gebirgsstock durch die beiden Riesenkare dies- und jenseits der Scharte abgeschnürt wie der Hinterleib eines Insekts. Nun folgt gegen Westen das Steinfeld, und zwar sogleich mit seinem höchsten und schönsten Gipfel, der Schartenspitze.

Das stark gebänderte Gefüge des Grimmings hört am Steinfeld auf und macht dem ungeschichteten Riffkalk Platz. Wohl sind zunächst noch einige Schichtflächen zu sehen,

und zwar so auffallend, daß sie der Schartenspitze und ihrer nördlichen Umgebung ihr eigenartiges Gepräge verleihen, aber es sind nur mehr zwei bis drei schräggliegende Bänke, von denen die unterste wohl mehr als 50 Meter dick ist. Sie ruhen auf einer ungeheuren, steil ansteigenden Platte, der sogenannten Heil, die die ganze westliche Begrenzung des Schartenkars bildet, und nun gibt es weiterhin gegen Westen über der Waldgrenze nichts als Riffkalk, das heißt die Riffacies des Dachsteinkalks.

Der Übergang vom Riffkalk zum gebänderten Fels des Großen Grimmings ist so unvermittelt und auf die beiden Kare dies- und jenseits der Scharte beschränkt, daß es den Anschein hat, als hätte diese scharfe Grenze, die fast einer Störung im Gefüge gleichsieht, den Angriffspunkt dazu geboten, daß die Erosion an dieser Stelle den tiefen Querschnitt durch das Gebirge machen konnte, als der die Scharte mit den beiden Riesenkaren anzusehen ist.

Wenn wir das Schartenkar hinaufsteigen, sehen wir links am Grimming zunächst eine Steilwand als Hang eines Trogtals, das Eis und Schnee ausgenagt haben, darüber erblicken wir später die abgebrochenen Schichten des gebänderten Dachsteinkalks. Diese treten soweit zurück, daß sie fast den Charakter von Wänden verlieren — ein Zeichen des raschen Verfalls — und ragen stellenweise nur mehr in dünnen Linien aus dem Abraum, der, vielfach schon zur Ruhe gekommen, grün überwachsen ist. Und dreizehn schutterfüllte Felsrinnen sägen in die rasch verwitternde Bergwand noch tiefer hinein. Überall Schutt und Zerstörung wie beim Abbruch eines Hauses, nur ganz oben, nahe dem Rand des Gewölbes, haben sich härtere Gesteinsbänke in zusammenhängenden Wänden erhalten.

Auf der andern Seite des Kars sehen wir die ungeheure, steil aufgerichtete Platte der Heil, auf der die übereinandergetürmten, dicken Bänke der Schartenspitze wie zum Abgleiten ruhen. Dieser Gipfel ist der schönste, stolzeste, aber auch schwierigste des ganzen Gebirges. Auf zwei mächtige, wilde Zacken in der Scharte, Reste von Gesteinsbänken, die, auf dem Joch reitend, sich trotz der schrägen Lage erhalten haben, folgt die dritte, dickste Platte, aus der sich durch Abbrechen der Ränder allmählich die schöne Spitze geformt hat. Von Mitterndorf und vom Kar aus gesehen, gleicht sie mit ihrer vorhängenden Spitze einem antiken Kriegerhelm, vom Weg auf den Grimming aus, wo sich der lotrechte Abbruch der Bank in der Seitenansicht zeigt, ist sie eine schlanke, ungemein wilde Gestalt, die an die stolzesten Berge der Dolomiten erinnert (siehe Bildbeilage). Und selbst vom Ennstal aus betrachtet, wo der zierliche Gipfel gegen den fast 1000 *m* hohen Aufbau der Wände zurücksteht, ist sie stolz und auffallend genug, um an Größe und Schönheit mit dem Grimming zu wetteifern.

An der Schartenspitze erleidet der Hauptgrat eine plötzliche Knickung. Während er am Grimming von Nordosten gegen Südwesten verlief, beginnt hier erst seine ostwestliche Hauptrichtung. Vorerst springt er sogar ein Stück (bis zum nächsten Gipfel, dem Stierkarkogel) gegen West-Nordwesten ein, denn die führende Rolle hat nun die nordöstlich abfallende Heil. Von ihrer harten, zusammenhängenden Platte wurde mit der Zeit alles abgeräumt, und so ist ihr oberster Rand, der das Schartenkar um mehr als 300 *m* hoch überragt, selbst zum Hauptgrat geworden. Auf ihr erhebt sich weiter westlich der Stierkarkogel mit dem arg verwitterten Vorturm und ganz unten als Torpfeiler am Ausgang des Kars der kleine Farbkogel.

Der Stierkarkogel ist in der Karte mit dem unpassenden Namen „Hohes Stierkar" bezeichnet. So schroff und abweisend er von Osten her aussieht, so leicht ist er von der anderen Seite aus zu ersteigen. Dort hängt er durch einen seichten Rasensattel mit der nahen Graskuppe des Kleinen Grimmings zusammen, und eine grüne Hochfläche zieht sich noch einige hundert Schritte darüber hinaus, um sich dann plötzlich an 80 *m* tief zu senken. Vom Rande der Hochfläche überblicken wir den ganzen weiteren Grat mit dem kühn geformten Zwölfer bis zum Hintereck

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Brackmann

Schartenspitze vom Aufstieg auf den Grimming

am westlichen Ende. Zunächst folgt auf die nächstliegende Scharte (Elferscharte) ein schmaler, sanft ansteigender Rasenkamm, der kanzelartig gegen West-Nordwesten hinausragt. Wir umgehen ihn spielend nach links, denn die Rasenfläche des Kammes hat sich nun ganz auf die steile Südflanke verschoben und reicht dort, von Felstrümmern besät, so tief hinab, daß ein ungeübtes Auge verleitet würde, hier einen Abstieg zu suchen.

Die Scharte hinter dem erwähnten Rasenkamm liegt noch tiefer, nun aber steigt der Hauptkamm um so kühner hinan, verschärft sich zum Reitgrat und bildet in parabolischer Kurve den prachtvollen Zwölfer, den zweitschwierigsten Gipfel des ganzen Gebirges. Dahinter schwingt er sich, wieder leicht gangbar, noch zweimal empor, um sich endlich als steiniger Rücken zur tiefsten Einsenkung seines Verlaufes, zur St. Martiner Scharte, zu senken. Seine letzte Erhebung zuvor, die zweite nach dem Zwölfer, heißt bei den Hinterbergern Stierkarkogel, bei den Ennstalern Krautschwellereck, so genannt nach einem tiefen Felsschlund (Krautschwellerloch) nahe der Spitze, der die Form eines Krautbottichs, im Volksmunde „Krautschweller", hat. Den Namen St. Martiner Scharte kennen nur die Hinterberger; in St. Martin, am Südfuße des Berges, nennt man die Einsenkung kurzweg „Grimmerscharte" („Grimmer" soviel wie Grimming).

Die Einheimischen, wenigstens die Bewohner des Ennstales, haben für den Gebirgsstock westlich von der großen „Scharte", die wohl am besten im Folgenden Grimmingscharte genannt wird, keinen zusammenfassenden Namen. Während Geologen und Topographen diesen Teil des Gebirges kurzweg Steinfeld nennen, bezeichnen die Ennstaler damit nur das rasige, trümmerbesäte Kammstück vom Stierkarkogel bis zur St. Martiner Scharte, und die Mitterndorfer gar nur den höchsten, rasigen Kammteil in der Umgebung des Kleinen Grimmings einschließlich dieser Spitze und des Stierkarkogels. Dieser mittlere Abschnitt des Gebirges von der Grimmingscharte bis zur St. Martiner Scharte verdient wegen seiner ganz bedeutenden Felsentwicklung eine eingehendere Betrachtung.

An der Schartenspitze sind die Wände der Südflanke nahezu 1000 *m* hoch, gegen Westen zu aber werden sie in dem Maße niedriger, als sich der Hauptkamm senkt — wobei überdies noch von oben her trümmerbedeckte Rasenhänge (Steinfeld) tief herabreichen — und als sich der Fuß der Wände entsprechend der immer reiner zum Durchbruche kommenden hohlen Grundform der Hänge in höhere Lagen zurückzieht. Ihr Verlauf ist im allgemeinen gerade, nur hat sich durch das Zurückspringen des Grates am oberen Rande der Heil im Verein mit starken Ausladungen des Kleinen Grimmings gegen Süden und noch stärkeren der Schartenspitze ein karähnlicher Winkel gebildet, der von einer erschreckend steilen Doppelschlucht, der Jaufengrubenrinne, durchfurcht wird.

Touristisch weniger anziehend ist die Nordseite dieses Abschnittes. In den hohlen Grund der Hänge ist da eine breite Bergstaffel eingebaut, die am Fuße des Stierkarkogels mit dem weit vorspringenden, steilen Waldrücken der Hohen Oesling etwa 500 *m* über dem Tale beginnt und sich im weiteren Verlauf gegen Westen immer höher hinaufzieht, so daß sie schließlich den steilen Kern des Gebirges an der Halsleiten, nahe dem Hintereck, vollständig verschüttet. Es ist, als hätte die abnorme Entblößung des Gebirgskernes am Hohen Grimming hier in einem Gegenstück einen Ausgleich gefunden. In Wahrheit liegt da der letzte Rest jener Verbreiterung vor, die dem Hauptkamm der Dachsteingruppe an der Nordseite als Kammergebirge vorgelagert ist. Diese Vorlagerung, die hauptsächlich den geologischen Zusammenhang zwischen beiden Gebirgsstöcken herstellt, ist nun an der Hohen Osling sowohl an Breite, als auch an Höhe zu Ende, von den zugehörigen Höhen des Kammergebirges aber wird sie durch das doppelte S der Salzaschlucht vollständig getrennt.

Der Vorbau beginnt am Bergfuß mit einer steilen Waldlehne, die bis zu einer scharf ausgeprägten Kante reicht, worauf sich die breite, sanft geneigte Bergstaffel in stetiger Steigung gegen die Wände hinaufzieht. Selbstverständlich ist diese von verschiedenen, seichten Gräben durchfurcht und namentlich in den höheren Lagen vom Abraum des Hauptkammes bedeckt, so daß sie in die Steilhänge nur allmählich übergeht. Unter dem eigentlichen Steinfeld aber ist sie so tief herabgedrückt, daß dessen Nordwände bis an die Wurzel bloßgelegt sind und einen großartigen Anblick gewähren. Der Abfall des obenerwähnten Rasenkamms vor dem Zwölfer ist sogar der höchste Steilabsturz an der ganzen Nordseite des Gebirges.

Jenseits der St. Martiner Scharte erhebt sich der Hauptkamm noch einmal und bildet, beiderseits von langgezogenen Wänden begleitet, den steinig-rasigen Rücken des Mittereck s, um dann in eine schmale, niedere Schneide, die Halsleiten, überzugehen, die sich über dem nördlichen Vorbau nur mehr ganz wenig erhebt. Im spitzen Winkel zu dieser zieht sich die Wasserscheide als stark verbreiterte, zerbenbedeckte Fläche nur mehr ein kurzes Stück zu einem kanzelartig vorspringenden Rand, dem Hintereck, das samt dem nun breit und hoch gewordenen Vorbau steil und unvermittelt gegen die Salzaschlucht („Im Stein") abstürzt. Dabei wölbt sich mit tief herabreichenden Wänden jene letzte Ausbuchtung des Gebirges, von der oben die Rede war, gegen Südwesten hinab.

Nach dieser Beschreibung der Grundgestalt des Gebirges soll nun auf die wichtigen Einzelheiten eingegangen werden, denn hierin lassen uns die Karten vollständig im Stich. Beinahe noch schlimmer aber steht es mit der Namengebung. So kennt die sonst so ausgezeichnete österreichische Spezialkarte 1 : 75 0000, von der halb vergessenen Bezeichnung „Neuhauser Wald" abgesehen, an der Südseite des Grimmings nicht einen einzigen Namen, obwohl es deren etliche 70 gibt, und vom ganzen Gebirge nur 14, trotzdem mehr als zehnmal so viele in aller Mund sind. Dies soll kein Tadel sein, denn die Spezialkarte hat ganz andere Aufgaben; aber da es vom Grimming sonst kein besseres Kartenwerk gibt, so ist es hoch an der Zeit, einem so altberühmten, dicht an der Heeresstraße der Turistik liegenden Berg endlich einmal die verdiente ortskundliche Würdigung zu verschaffen.

Wir beginnen mit der Untergrimminger Schütt gegenüber dem malerischen Pürg. Sobald der Zug auf der Fahrt gegen Aussee den Pürg-Tunnel verlassen hat, steht der ungeheure Berg uns gerade gegenüber, und wir können in schier unermeßliche Höhe hinaufsehen. Was wir vor uns haben, ist das stumpfe Ostende des Grimmings, das Multereck, aber bei weitem nicht der Berg in voller Größe. In der Mitte zieht eine riesige Lawinenrinne herab, und die Geröllmassen haben sich unten zu einem bergehohen Kegel angehäuft, die einzige Ausnahme an dem sonst ziemlich geröllarmen Grimming. Es ist das die Untergrimminger Schütt. Die Rinne beginnt nicht am Multereck. Links daneben, an seinem Südgrate, reißt zuerst eine zackige Schlucht in die Wölbung ein, gräbt sich darunter in blank gescheuerte Schrofen von erschreckender Wildheit als aderähnliche Rinne ein und erweitert sich erst unter dem nun folgenden Absturz zum breiten Geröllfeld.

Dicht unter dem Multereck ist in den Steilhang ein kleines Geröllkar eingebettet, neben dem erst (rechts) der eigentliche, schwach ausgesprochene Ostgrat herabzieht. In der Höhe der Wurzel des Kars hat der Grat eine Schulter mit einer unbedeutenden Spitze. Das Gebilde ist hier unten kaum wahrzunehmen und hebt sich nur in der Seitenansicht des Berges deutlich ab. Die Einheimischen nennen es Gamsspitze. Links von der Schütt ziehen die ersten gebänderten Felsen des Grimmings herab. Sie kommen von einem zackigen, zerbenbewachsenen Grat, dem Alpelofen, der aus dem kurzen Südgrat des Multereck s gegen Südosten herauswächst und sich unten mit dichtem Wald überzieht. An der untersten Wand, die den buschigen Laubwald

als heller Fleck durchbricht, an der sogenannten Weißwand, steht ein gräflich Lambergsches Jagdhaus, das wir vor dem Tunnel oben erblicken konnten. Noch weiter talwärts geht der Südostgrat allmählich in den flachen, bewaldeten Treffensattel über, um sich dann zu dem einzigen bemerkenswerten Vorberg des Grimmings, dem spitzigen Treffen mit den beiden Felsgipfeln des Großen und Kleinen Treffen aufzuschwingen. Darauf sinkt der dichtbewaldete Kamm wieder steil hinab und geht allmählich in eine niedrige, lang auslaufende Zunge über, die weit in das moorige Ennstal vorspringt und an ihrer Spitze das stolze gräflich Lambergsche Schloß Trautenfels trägt.

Der obere Ostabfall des Multerecks ist trotz seiner Steilheit stark mit Zerben durchsetzt, der untere aber felsig, da hier die eigenartigen Plattenwände des Grimmings, die sogenannten Kutscherwände, beginnen. Sie ziehen sich vom Lärchkogel, einer kleinen, erst später von der Seite deutlich sich abhebenden Rückfallkuppe, rechts unterhalb der Untergrimminger Schütt gegen Osten, werden von einer breiten, grünen Rampe unterbrochen, die sich furchtbar steil über die Wölbung hinaufzieht, und erscheinen dann wieder mit den prachtvollen, steil aufgestellten Felstafeln, die die Bewunderung aller Reisenden erregen. Unter den Tafeln hebt sich vom begrünten Unterbau eine schwach ausgeprägte Kuppe, der Schober, ab, dann sehen wir bei der Weiterfahrt den Leib des Berges tief aufgerissen, daß sich der nackte Fels in lotrechten Platten, Türmen und Graten bis zur Wolkenhöhe hinaufzieht. Offenbar ist diese unersteigliche Felswildnis das Ergebnis eines Bergsturzes, der den Schober unten aufgetürmt hat.

Freundlicher wird das Bild erst bei Klachau, wo wir zum erstenmal die ganze ungeheure Nordfront des Gebirges überblicken. Hinter den ersten Häusern erhebt sich aus dem Wald ein Geröllkegel mit großen Felsblöcken. Der Schutt kommt aus einer Felsrinne, die sich weiter oben zur lotrechten, finsteren Schlucht schließt. Links wird sie von einer furchtbar steilen, erst zerbendurchsetzten, dann kahlen und scharfen Felsschneide begleitet, und darüber setzt sich das Ganze wieder als schmale, zerbenbewachsene Rampe fort, die, leicht gangbar, schräg auf den Ostgrat hinauszieht. Durch die Rinne und über Felsrippe und Rampe bewegte sich Dambergers Aufstieg.

In der Station Klachau benimmt uns der grüne Hügel des Kulm, des einzigen, ganz unbedeutenden Vorberges der Nordseite, die Aussicht auf die Fortsetzung der Wand. Das Bild wird erst wieder bei Zauchen vollständig frei, und da liegt auch schon der ganze, mächtige Gebirgszug vom Multereck bis zum Hintereck breit vor uns. Den genauesten Einblick in die Nordwand des Grimmings gewinnen wir auf dem Kulm oder dem dahinterliegenden Kulmsattel. Dort sehen wir als nächsten Einriß in die Nordwand etwas rechts vom Multereck eine tiefe Rinne herabziehen. Auch sie wird unten zur Schlucht, der tiefsten in diesem Plattenpanzer des Berges, und an ihrem Ausgange durchbricht wieder ein Schuttstrom das vorgelagerte Grün, die Schranzriese, so genannt nach der großen Schranzwiese darunter, in dem Tale hinter dem Kulm.

Weiter zieht sich der Saum der Wände hoch in eine steile Verschneidung der Platten hinauf, senkt sich dann und trifft auf einen auffallend langen Geröllstrom, die Langriese. Von dort geht es um den stark begrünten, abgerundeten Nordpfeiler herum, der sich von der Längenmitte des Hochgrates halbwegs zwischen Multereck und der Spitze des Grimmings herabwölbt. Dahinter zieht als Fortsetzung einer Einkerbung des Hauptrückens die Kalte Rinne zu Tal. Ein schon tief unten nach rechts abzweigender Ast dieser Rinne führt schräg gegen die Hauptkuppe des Grimmings hinauf.

Die Kalte Rinne ist die böseste Lawinenrinne der Nordseite. Hier streichen die Platten schon fast mit dem Abhang, begünstigen also das Abrutschen des Schnees, und

weil sich die Rinne breit veräſtelt und die Aeſte wieder verzweigen, entſteht ein ganz bedeutendes Schneeſammelbecken, das gut ein Viertel des ganzen Grimming-Nordhanges umfaßt. Hier gehen bei jedem größeren Schneefall Staublawinen, und im Spätwinter ſchwere Grundlawinen nieder, und der Bauer am Kulm mag gar manches Mal einen Sturm an ſeinem Hauſe rütteln hören, daß es bis in die Grundfeſten erzittert. Daß ſolche häufig wiederkehrende Lawinen große Mengen verwitterten Geſteins von den beſtrichenen Abhängen fegen und unter den Wänden aufhäufen, iſt nicht zu verwundern. So liegt denn auch unter dem Ende der Rinne die Breitriese, deren Name ſchon auf eine größere Anhäufung von Schuttmaſſen deutet.

Das Becken der Kalten Rinne, vielmehr ihres weſtlichen Aſtes, reicht bis an den Felsgrat, der vom Hauptgipfel nordweſtwärts herabzieht, oben den Oſtrand des Schartenkars bildet und unten trotz ſeiner Verflachung als Grenze der Nordfront des Grimmings anzuſehen iſt. Er iſt bis zur halben Höhe unten mit Wald, oben mit dichtem Krummholz bewachſen. Nur eine ſchmale, lange Rinne durchwühlt das dichte Grün, ebenfalls eine Lawinenbahn, die den Schnee unten im „Bauernſchlag“ aufhäuft. Dieſe Furche, Abriese genannt, entſteht nicht am Grat, ſondern zieht ſchnurgerade weſtlich daran vorbei und kommt von einer kleinen, grünen Schulter, die gegen das Schartenkar hinausragt und als Urſprung des noch weiter gegen dieſes hinausſpringenden Lärchriegels aufzufaſſen iſt. Die Schulter, von den Einheimiſchen „Karl“ genannt, iſt den Erſteigern des alten Klachauer Grimmingweges davon bekannt, daß hier der furchtbar ſteile Aufſtieg über den Lärchriegel ein Ende hat und der Quergang durch die gebänderte Weſtwand des Grimminggipfels, durch die ſogenanten „Stellen“ beginnt. Abriese und Lärchriegel ziehen vom „Karl“ weit auseinander. Der dazwiſchenliegende, rundliche Hang iſt trotz ſeiner Steilheit dicht begrünt und nur ziemlich tief unten am Beginn des Lärchriegels durch eine kleine, ſtark überwachſene Felswand durchbrochen, unter der die halb im Grün erſtickte Lindriese liegt.

Nun kommt das Schartenkar, jene ſchon oben beſchriebene, ſtärkſte Einſenkung in der Nordflanke des Gebirges. Sein Boden liegt in halber Höhe des Berges, iſt am unteren Ende ganz flach, ja ſogar muldenartig vertieft, ſo daß der Lawinenſchnee, der aus den „Stellen“, von der Schartenſpitze oder von der „Heil“ herabkommt, meiſtens dort liegen bleibt, trotzdem das Kar dicht daneben in einen hohen Steilabſturz mündet. Das alles iſt auf dem beigegebenen Bilde „Grimming von Norden“ recht gut zu ſehen. Rechts, nahe der Karmündung bemerkt man den kropfartigen Steinbuckel des Farbkogels und unter ihm die gewaltige Farbkogelwand. Der Farbkogel verdeckt zum größten Teil das ſteile, leicht begrünte Plattendach der „Heil“, ebenſo ſieht man die dreizehn Rinnen der „Stellen“, deren Schichtbänder bis unter das „Karl“ herausziehen, nur von der Seite. Dieſer Umriß aber zeigt deutlich das Steilerwerden der Wand unter den Stellen und die trogartige Aushöhlung zwiſchen ihr und der Heil. Die Heil geht nach oben und vorne in den Abhang des Stierkarkogels über, ſo daß der kleine Farbkogelgupf eigentlich noch halb auf ihrem Dache ſitzt. Lawinen, die daher am weſtlichen Teile der Heil in Bewegung geraten — und dieſe kirchdachgleiche Platte iſt ja eine Lawinenbahn erſten Ranges —, werden durch den Farbkogel zerſchnitten und zum Teil nach Norden gelenkt. Und was dort hinausfährt, ſtürzt frei wie ein ungeheurer Waſſerfall über die 400 *m* hohe Farbkogelwand.

Die Farbkogellawine iſt die größte und furchtbarſte des ganzen Gebirges. Sie kommt nicht jeden Winter, wenigſtens gibt ſie ſich ſeit Jahren kaum zu erkennen, aber wenn ſie einmal zum Schlage ausholt, dann iſt es ein Schauſpiel, daß der Grimming erbebt. Das ganze obere Tal, das unterhalb der Farbkogelwand als Fortſetzung des Schartenkars herauszieht, die ſogenannte Strübing, zeigt faſt nur niedergelegte Zerben und elendes Buſchwerk, denn ſeit der großen Lawine Ende der achtziger

Jahre, wo ein Hochwald von mehreren Hektaren wie Schilf niedergemäht wurde, kann sich der Baumwuchs hier kaum mehr erholen.

Unterhalb des Stierkarkogels und der benachbarten, unbedeutenden Kuppe des Kleinen Grimmings liegt hoch oben ein Kar eingebettet, das sich, von Mitterndorf gesehen, nur in der seitlichen Beleuchtung der Nachmittagssonne abhebt. Man nennt es Schneegrube, Karl, oder nach einer Schneefigur, die zur Zeit der Kornreife die Gestalt eines Rades annehmen soll, auch Kornradl. Vom Tal aus sieht es einer unbedeutenden Grube gleich, betritt man es aber beim Aufstieg auf den Kleinen Grimming, dann ist man von der Großartigkeit des Felskessels überrascht.

Neben dem Ausgang des Kars, das tiefer unten in furchtbare Abstürze endigt, zieht der felsdurchsetzte, grüne Nordkamm des Kleinen Grimmings zu Tal. Er vermittelt den besten Aufstieg auf diesen Gipfel und auf das eigentliche Steinfeld. Oben ist er rasig, weiter unten aber von fast undurchdringlichen, hohen Zerben besetzt, und es gehört Ortskenntnis dazu, durch dieses Dickicht den richtigen Durchstieg zu finden. Der Rücken setzt bei den ersten hohen Bäumen in eine kleine, üppig grüne Plattform, den Freithof, ab und bildet, darunter mit prachtvollem Wald bedeckt, die schon früher erwähnte Hohe Ösling. Als solche führt er eine Zeitlang sanft bergab, geht aber dann plötzlich in einen steilen Waldhang über, der halbwegs gegen das Tal noch die kleine Hirschebene trägt. Das prächtige Plätzchen im Waldesdunkel berührt man, wenn man vom Kulmsattel zur Kulmeralm aufsteigt, die im Leistental westlich von der dort felsigen Öslingkuppe liegt. Weitere benannte Punkte an der Ösling sind die „Feldeln" unter der großen Platte am Grimmingweg und die Schretthauserwiese am Nordhang.

Das Leistental, einer der tiefsteingeschnittenen Gräben an der Nordseite des Gebirges, bildet den Abzug des oben beschriebenen, großen Kars unter den Wänden des Steinfelds. Der Boden des Kars besteht aus mächtigen Geröll- und Lawinenkegeln. Man nennt ihn „Im Sonntag". Vor uns liegen hier die breiten, hohen Mauern des Steinfelds, links der begrünte Nordkamm des Kleinen Grimmings mit dem zerbenbewachsenen Löckerkogel darunter und rechts die vom Steinfeldmassiv weit vorspringende, pralle, hohe Weinwand, der Nordostabfall des gleichfalls etwas vorgeschobenen Krautschwellerecks. Aus dem Sattel östlich vom Krautschwellereck, das die Mitterndorfer gleich der Spezialkarte Stierkarkogel nennen — den wirklichen Stierkarkogel nennen sie samt dem Massiv des Kleinen Grimmings Steinfeld —, zieht schräg eine breite, rasige Rampe in die Steinfeldwände herein, dringt aber nicht bis zum Karboden durch, sondern zerfasert sich schon unter den Wänden des Zwölfers in grün durchsetzte Abstürze, die merkwürdigerweise nicht an der niedrigsten Stelle sondern besser mehr rechts davon, wo sie sich bedeutend höher und in fast lotrechten Stufen über einer großen Höhle, dem „Eisentor", aufbäumen, erstiegen werden. Unter der Weinwand liegt eine Quelle, die den sonderbaren Namen Weinwasser führt, der Teil des Kares darunter heißt „Weingreb".

Von der Weinwand zieht ein lang auslaufender Rücken herab, der sich der Hohen Ösling soweit nähert, daß er unten die steile, westliche Begrenzung des Leistentals bildet. Dort heißt er denn auch Leistentalrücken, während er oben, auf der Plattform der großen Bergstaffel, nach einer Gruppe riesiger Felsblöcke, die frei auf ihm liegen, der sogenannten Langsteine, Langsteinrücken genannt wird. Ganz oben, wo er an die Weinwand grenzt, setzt er eine kleine Rückfallkuppe, den Schlagkogel, ab, auf der eine Jagdhütte steht. Zwischen ihm und der Ösling schiebt sich oben, wo beide weit auseinanderstehen, noch ein kurzer, vom „Sonntag" bis knapp hinter die Kulmeralm reichender Rücken ein, der sogenannte Eisenerzer Schlag. Der Langsteinrücken bildet den östlichen Abschluß des zusammenhängenden Teiles der Bergstaffel — im weiteren Vorbau genannt —; denn von hier an west-

wärts ist diese bis an ihr Ende oberhalb des „Steins" von keinem Tal mehr, höchstens von seichten Gräben durchschnitten.

Der folgende Teil des Vorbaues trägt keine turistisch wichtigen Namen. Die meisten Bezeichnungen werden nur von den Forstleuten gebraucht und sind von ihnen erfunden, so die Gesellschaftsriese westlich unterhalb der Ludwig-Nekola-Hütte (Jagdhaus), die auf dem breitesten Teil des Vorbaues unter dem Schlagkogel steht, weiters der Kohlgraben bei der großen Holzknechthütte am Aufstieg von Heilbrunn zum Jagdhaus, und der Hochbrand, ein Waldrücken, der daneben hinabzieht, dann der Lukasgraben beim Beginn des Anstiegs zur Nekolahütte und endlich weiter oben, an der Steillehne, der kurze, steile Schretthausergraben, über den eine Brücke hinwegführt (morsches Brückenholz in der Tiefe).

Von der St. Martiner Scharte zieht gegen Norden eine Lawinenrinne herab, die unten zur erwähnten Gesellschaftsriese wird. Dort, wo sie den sanfter abfallenden Vorbau erreicht, erhebt sich links (im Abstieg) in gleicher Höhe mit dem benachbarten Schlagkogel die kleine, bewaldete Rückfallkuppe des sogenannten Blutsteinkogels, der seinen Namen von den dort vorkommenden roten Eisenerzen hat. Ganz ähnlich schnürt sich weiter im Westen der breite Buckel des Zehnerwaldes ab. Dahinter liegt unter der Hohen Wand, einem langen Wandstreifen des Mittereck, in einer grünen Mulde die Krunglalm, die von den Jägern sonderbarerweise auch „Grimmertret" (Tret soviel wie Alm) genannt wird; vor dem Zehnerwald aber ragt aus dem Vorbau der auch in der Spezialkarte verzeichnete Lärchkogel empor. Über der Hohen Wand erhebt sich im Hauptrücken des Mittereck die zierliche Zehnerspitze. Vom Mittereck westwärts bildet der Hauptkamm noch die niedrige, grüne Schneide der „Halsleiten", und im spitzen Winkel zu ihr eine breite, zerbenbedeckte Fläche, die am Hintereck endigt.

Vom Hintereck, das von den Mitterndorfern auch Ochsenbühelspitze genannt wird, senkt sich der Lärchrücken westwärts steil zur Salzaschlucht hinab, während der Rand des Vorbaues fast gegen Norden verläuft. In den Winkel zwischen beiden führt vom „Stein" ein Aufstieg, der sogenannte Durchschlupf. Wenn wir vom Hintereck den Rand des Vorbaues entlang zum ärarischen Sägewerk absteigen, kommen wir nacheinander an folgenden Punkten vorbei: Der erste Vorsprung der Plattform heißt „Schöne Aussicht", darunter liegt das Ahornloch, eine Höhle, sodann zieht die Rote Rinne zu Tal, auf sie folgt der Steinrücken, unter dem der Seitenschlag liegt, dann die gestufte Holzstubenrinne gegenüber dem „Fischerstieg", einem Steg über die Salza, und endlich der flache, bewaldete Schober des Zünkitzkogels, der bis an das Sägewerk und das Bad Heilbrunn heranreicht.

Vor dem Hintereck hat die westwärts ansteigende Fläche des Vorbaues die Höhe des Hauptkammes erreicht. Dort schlingt sie sich um das Ende des Mittereck herum und tritt beim sogenannten „Ghagel" (Gehege) oder Halsleitenstiegel, einem Gatterl mit Zaun, auf die Südseite über, um sich dort ähnlich der Nordseite rampenartig gegen Osten zu senken. Dabei verliert sie sich allmählich in steilem Geschröf, durch das sich in großer Schleife ein Durchstieg (die „Kehr") windet. Der Übergang von der Krunglalm über die Ziebitz (d. s. die höheren Lagen der grünen Mulde), durch das „Ghagel" und über die „Kehr" nach St. Martin wird noch häufiger benützt als der über die St. Martiner Scharte. Über der Rampe erhebt sich mit glatten Steilwänden das Mitteckmassiv; unter ihrem Beginn stürzt gegen St. Martin eine hohe, auffallend glatte Wand, die „Hasnwand" (hasn soviel wie glatt) ab. Links (westlich) ist diese von der schluchtartigen Kitzleitenrinne (mit der Hinterriese darunter), rechts von der Leiterrinne, auf die der Leiterrinnrücken folgt, begrenzt. Westlich davon wölbt sich vom „Ghagel" die Kitzleiten und unter ihr die „Schoßn" mit dem Äußeren (östlichen) und

Inneren Schoßrücken und den Schoßrinnen dazwischen zu Tal; sodann folgt gegen Westen der stetige Steilhang der „Blach“ (über der Salzabrücke) und dann erst der Lärchriegel. Am Bergfuß gibt es noch eine Reihe von Namen, so der Lurleyfelsen über dem Salzawasserfall links, die Burgstallwand rechts und die Wasserfallrinne gerade darüber, dann mehr rechts, gegen St. Martin, die Kammerwand und der Hahnspitz.

Unter der Hasnwand liegt im Walde die Beergrube, unter der „Kehr“, an deren erstem Knie die sogenannten „Kehrfichten“ stehen, die steile Kehrwand und an deren Fuß der Sandboden mit der Brunnriese. Am Ausgang der von der St. Martiner Scharte herabziehenden Felsrinne liegt endlich das „Hematkar“, von dem sich die „Karlstellen“, steile Gamsgärten, links und rechts in die Felsen hinaufziehen.

Der Übergang über die St. Martiner Scharte durch die Rinne ist nicht schwierig und wird von den Einheimischen auch öfter benützt. In früheren Zeiten soll der Weg noch viel häufiger begangen worden sein, so oft, daß die vielen Tritte auf einer gewissen Steinstufe, auf die angeblich jeder steigen muß, einen tiefen Eindruck hinterließen, der genau die Form eines Bergschuhes hat. So erzählt das Volk, augenscheinlich aber handelt es sich hier um ein launisches Spiel der Natur, um eine seltsame Verwitterung durch die auslaugende Wirkung des Wassers. Eine künstliche Einmeißelung des Trittes, an die manche glauben, hätte bei solcher Tiefe keinen Sinn, denn wer den Tritt heute benützt, gewärtigt einen Beinbruch. Auf das Volk machen derlei rätselhafte Naturgebilde im kleinen oft mehr Eindruck als die großartigste Landschaft, und so ist denn der unbedeutende „Grimmertritt“ bis weit ins Ennstal hinaus bekannt, ja selbst die Spezialkarte hat ihn für wichtig genug gehalten, um ihn in die Auslese der vierzehn Namen des Gebirges aufzunehmen.

Nun folgt der mittlere Teil der Südseite des Grimmings, die hohen Wände des Steinfelds im engeren Sinne und der Schartenspitze bis in die Jausengrube hinein. Das Krautschwellereck, der westlichste Gipfel dieses Abschnitts, hat schon mächtige Wände. Aus ihnen zieht die Breitschütt heraus und reicht tief in den Wald hinunter, denn auch sie ist eine bekannte Lawinenbahn. Westlich von ihr ragt aus dem Zerbengürtel die dolomitische Rabenschneide. Von der Westscharte des Zwölfers, der nach einer Steinfigur benannten Manndlscharte, zieht die Manndlschartenrinne, von der Ostscharte die Steinfeldrinne, ein nicht selten benützter Durchstieg, zu Tal. Der Zwölfer selbst wird von den Ennstalern Manndlschartenkoppen genannt. Die Fortsetzung der Steinfeldrinne im Walde ist die Maierlahn. Weiter gegen Osten folgen die steilen, tief zerklüfteten Riesenmauern des Kleinen Grimmings und der Schartenspitze. Die Südwand des Kleinen Grimmings ist durch zwei tiefe Schluchten von oben bis unten gespalten. Die linke heißt Scharrinne, nach der die Ennstaler den Kleinen Grimming Scharrinnkoppen nennen, die rechte hat keinen Namen. Aus der dünnen Trennungswand zwischen beiden erhebt sich hoch oben ein ungeheurer, phantastischer Zacken, die Scharrinnspitze. In der östlichen Schlucht ist die Trennungswand mehr von Rasen durchsetzt, ungegliedert und glatt von oben bis unten. Ihre breite Fläche wird Diemlerner Lahnwand genannt. Die Ostschlucht mündet in das Feiglkar, das ist jene Einbuchtung, die dem oben erwähnten Winkel zwischen Kleinem Grimming und der weit vorspringenden Schartenspitze am Fuße der Wände entspricht. Sie und die Doppelschlucht des Winkels, die oben genannte Jausengrubenrinne, münden unten ganz nahe beieinander und senden drei Schuttkegel heraus, die unten miteinander verschmelzen und sich, besonders wenn sie ihre frühsommerlichen Schneekegel tragen, als auffallender, lichter Dreizack mit aufgerichteten Spitzen vom dunklen Berggrunde abheben. Rechts lehnt sich das Schuttfeld schon an den

Riesenleib der Schartenspitze an, die hier zunächst kerzengerade mit der höchsten unter den glatten Steilwänden des Gebirges, der schaufelartig gekrümmten Feiglwand auffteigt. Darüber kommen dann rasendurchsetzte, steile Schrofen, die Jausengrubenleiten, und endlich ganz oben, kaum 100 *m* unter der Scharte zwischen der Aufstülpung des Randes der Heil und dem Schartenspitzgipfel, den die Ennstaler Jausengrubenspitze nennen, ein großer, in die Wände eingebetteter Schuttkessel, die Kleine Jausengrube.

Rechts von der Feiglwand springt ein Felskopf, der Hackschober, vor, und noch weiter rechts mündet unmittelbar aus der furchtbaren Südwand der Schartenspitze die Weißrinne. Nach ihr ist die auffallende Felsspitze, mit der die Südostkante der Schartenspitze zum Eingang in die Große Jausengrube absetzt, Weißrinnenspitze genannt. Der Grube wendet die Spitze eine brettartig glatte, von Sprüngen durchsetzte, lichte Spaltfläche zu, die auf dem Bilde „Tiefblick vom Kleinen Grimming ins Ennstal" in der linken unteren Ecke zum Teile noch sichtbar ist. Die große Felsspitze, die über ihr in zwei Drittel der Bergeshöhe absetzt, ist unbenannt. Zu erwähnen ist noch, daß die Fortsetzung der Wände des Kleinen Grimmings in der unteren Waldregion, ein breiter, flacher Rücken, Diemlerner Berg heißt und daß sich unter der Schartenspitze zwischen kesselartig ausgewaschenen Gräben die kleinen, grünen Buckel der Lauskögel erheben. Zwischen beiden zieht als Fortsetzung des Feiglkars der Luputschgraben zu Tal.

Ungeheure, pralle Wände umschließen den Hintergrund der Großen Jausengrube. Nur rechts kommt von der Spitze des Grimmings in doppeltem, seichtem „S" eine rote Riesenschlucht, die Zinnoberrinne, herab. Ein mächtiger Schuttkegel an ihrer Mündung deutet auf häufigen Steinfall, ein großes Stück weit aber ist die Rinne ersteiglich. Links von ihr wölbt sich aus dem Berge ein ungegliederter, breiter Rücken, der eingangs erwähnte Jausengrubenbauch. Er ist von der Grimmingscharte weit hinunter mit grünen „Gamsgärten" bewachsen, und diese Rasenplätzchen und Polster ziehen sich auch in die Zinnoberrinne hinein. So gibt das einen allerdings schwierigen Durchstieg, der den Jägern schon lange bekannt ist. Rechts von der Zinnoberrinne springt dann der Südgrat des Großen Grimmings vor und bildet gegen die Jausengrube die glatte, hohe Großwand, über der sich eine zerbenbewachsene Verbreiterung dieses Grates, das Liegereck, erhebt. Die die Fortsetzung der Großen Jausengrube bildende Geröllrinne heißt Schreckriese und der Hang links daneben der Lahnboden, weil er in der Schußrichtung der aus dem Kare kommenden Lawinen liegt. Sein unterer Teil wird auch Fuchsboden genannt.

In der Schlußwand der Großen Jausengrube klafft ein riesiges Loch, das genau einem geschlossenen Tor gleicht und die „Grimmertüre" oder auch „Siebenetüre" genannt wird. Das Volk weiß natürlich wieder von darinnen verborgenen Schätzen zu erzählen. Der erste Entdecker des unterirdischen Reichtums soll der Habgier eines Lanzknechtes zum Opfer gefallen sein, der ihm beim Goldholen auflauerte und den Kopf abhieb. Den zweiten Besuch machte eine Frau, die den Fronleichnamstag, an dem sich die Tür öffnen soll, abwartete und dann mit ihrem Kind auf dem Arme hineinging. Über die Pracht und den Reichtum aber vergaß sie auf das Kind, und als sie mit Schätzen beladen auf dem Heimwege sich dessen besann und wieder umkehren wollte, war die Türe zu ihrem Schrecken geschlossen. Als sie nach einem Jahr voll Kummer und nagender Vorwürfe wieder hinaufstieg, um die Gebeine des Kindes zu holen, fand sie es in der wieder geöffneten Höhle, als hätte sie es eben verlassen.

Nun zur Wirklichkeit. Auch Professor Simony, der unermüdliche Forscher, wendete seine Aufmerksamkeit den Geheimnissen der Grimmertüre zu und stieg zu ihr hinauf. Es gelang ihm, den Höhleneingang im Frühjahr von der Spitze eines Lawinenkegels aus zu erreichen, aber er fand die Nische geschlossen und konnte keinerlei

Dr. F. Benesch phot.

Abb. 1. Stierkarkogel, Heil und Dachstein vom Aufstieg auf den Großen Grimming

Dr. F. Benesch phot.

Abb. 2. Schartenspitze vom Stierkarkogel

Dr. F. Benesch phot.

Abb. 3. Schneegrube gegen die Niederen Tauern

Dr. F. Benesch phot.

Abb. 4. Tiefblick vom Kleinen Grimming in das Ennstal

höhlenartige Fortsetzung entdecken. Im Sommer, wenn der Lawinenkegel abgeschmolzen ist, liegt die Türe hoch oben in einer glatten, unersteiglichen Wand. Daß sich die Türe der Sage nach gerade zu Fronleichnam öffnet, dürfte also mit dieser zeitweisen Zugangsmöglichkeit im Zusammenhange stehen.

Die interessante Südseite des eigentlichen Grimmings erfordert eine eingehendere Behandlung, weil die Karte hier vollständig versagt und weil selbst der erfahrene Bergsteiger den verwickelten, ganz eigentümlichen Bau des Berges vom Tal aus kaum zu enträtseln vermag. Vom höchsten Gipfel zieht ein kurzer, steiler Südostgrat und ein langgestreckter Ostgrat herab. Jener begrenzt die Große Jausengrube gegen Osten und trägt nahe dem Gipfel einen mächtigen, fahlgelben Gratturm. Er schließt mit dem Ostgrat eine Dreiecksfläche ein, die sich, oben noch wenig eingesenkt, unten in der Krummholzzone plötzlich zu einem gegen das Ennstal weit offenen Felskar, der Wolkengrube, vertieft. Der Ostgrat verleiht der Südseite des Grimmings durch seinen ungewöhnlich schrägen Verlauf ihr eigenartiges Gepräge. Doch davon später.

Vom Gipfel des Multerecks zieht gegen Süden jener am Ursprung der Untergrimminger Riese eingeschartete Grat, der sich nach kurzem Verlauf an der Morgenseite zu einem breiten, grünen Dach, der Grünen Grasleiten, abschrägt und dann, mit einer dichten Zerbendecke bewachsen, immer steiler zwischen hohen Felsstufen hinabwölbt (Primbscher), um endlich in einer hohen, lotrechten Wand zum engumschlossenen Kessel der Hochaignerau abzustürzen. Von diesem verhältnismäßig kurzen Südgrat des Multerecks zweigt noch oberhalb der grünen Grasleiten, vom Hang der Steinigen Grasleiten, der niedrigere Südostgrat ab, der die Mulde der Untergrimminger Schütt begrenzt und sich, wie oben beschrieben, über Alpelofen, Treffensattel und Treffen lang auslaufend bis zum Schloß Trautenfels erstreckt. Zwischen beiden Graten liegt die grüne Schlucht des sogenannten Gaffels. Der mächtige Ostgrat des Hochgrimmings hat nun, an der Hauptwand des Gebirges schräg herabziehend, einen so langen Verlauf, daß er bis zum Fuß des Treffen reicht und mit ihm den Kessel der Hochaignerau einschließt.

Der Ostgrat des Grimminggipfels umfaßt aber noch mehr. Hinter ihm liegt, ihn hoch überragend, die ganze, 1000 *m* breite und mindestens 700 *m* hohe Südostwand des Grimmings und darunter die riesige Schneegrube, die mit ihrem weißleuchtenden Feld den schönsten Schmuck dieser Bergseite bildet. Von ihr strahlen nach oben drei längliche, schmale Kare aus. Das westliche folgt der Richtung des Ostgrates zum Grimminggipfel, das mittlere zielt auf die Mitte des Hauptgrates los, das östliche, kleinste auf das Multereck. Die beiden ersten sind breit und tragen bis in den Spätsommer hinein ausgedehnte Schneefelder, das dritte, das sogenannte „Obere Kast", ist schluchtartig verengert und stürzt gegen das Schneekar in Felswänden ab. Seine östliche Begrenzung ist der Südgrat des Multerecks, die westliche — gegen das mittlere Kar — der Mitterrücken.

Die breite Schneegrube wölbt sich immer steiler zu Tal, bedeckt sich mit dichten Zerben und stürzt endlich in einer ansehnlichen Wand zur Hochaignerau ab. Durch diese Wand führt ein unschwieriger Aufstieg, der Schafferstieg, die Rasen- und Schuttlehnen darunter heißen Trowanger und ein kleines Plätzchen am unteren Ende der Hochaignerau das Aubödl (Boden).

Vom großen Ostgrat ziehen prachtvolle Platten und Bänder schräg in die Schneegrube herein. In dieser Höhe ist seine Schneide noch scharf und in mächtige Absätze gestuft. Von den Schneelagern an aber verbreitert er sich und bietet Raum für ein kleines, eng eingelagertes Schuttkar, das Steinkarl. Noch weiter unten dacht er sich zu einem breiten, von undurchdringlichen Zerbenwäldern bedeckten Rücken ab und führt in dem Teil über der Wolkengrube den Namen Ochsenstein. Dieser bildet das Gegenüber des Liegerecks auf der anderen Seite der Grube und ist ebenso wie

dieses keine eigentliche Spitze, sondern nur die letzte Anschwellung eines langen Rückens.

Nun zum inneren Bau des Berges, aus dem sich ja zum Teil der äußere ergibt. Der Grimming gehört wie alle hohen Berge unserer Nördlichen Kalkalpen der Trias an. Seine Gesteinsreihe geht aber noch weiter, denn er hat einen paläozoischen Sockel und im Norden beträchtliche Auflagerungen von Lias. Da die Schichten im allgemeinen schräg gegen Norden und Nordosten einfallen, so kommt der Karbonsockel nur am Südfuß des Gebirges zum Vorschein, während die jüngsten Schichten den Nordrand bedecken. Karbon liegt an drei Stellen zutage, bei St. Martin, bei Oberstuttern und von Niederstuttern bis Trautenfels. Bei St. Martin, wo er unter Tertiärkonglomerate hinabtaucht, zeigt er beträchtliche Lager von wertvollem Magnesit. Was bis zu den Hochwänden darüberliegt, ist nicht überall deutlich zu sehen, denn das anstehende Gestein ist vielfach mit Geröll und stellenweise auch mit Geschiebe des Eiszeitgletschers bedeckt, wie man an den hier fremden, nur aus den Tauern stammenden kristallinischen Steinen erkennt. Bis zu den Wänden folgen bergeinwärtsfallend als gewöhnliche Reihe der Trias rotbraune bis grüne Werfener Schiefer, dann der schwarze, weißgeäderte Gutensteiner Kalk, zwischen beiden diesmal das als Salzlagerstätte bekannte Haselgebirge, und endlich Ramsaudolomit, der zum Teil schon die untersten Wände bildet, mindestens aber in den Rinnen sowie in vereinzelten, aus dem Zerbengürtel ragenden, morschen Felsrippen (z. B. Rabenschneide) zutage tritt.

Die Gesteinsreihe bis hierher ist verhältnismäßig weich und daher schon zu Wald- und Zerbenhängen geböscht, härter ist erst der nun folgende Dachsteinkalk, der sich denn auch in mächtigen, bis zum Gebirgskamm reichenden Wänden erhalten hat. Das sonst in den Kalkalpen eingeschaltete Zwischenglied der sandig schieferigen Cardita- (Raibler-) Schichten fehlt auf dem Grimming. Es wird vielleicht durch dunkle Mergelkalke oder gelbe und rote Brecciendolomite vertreten, die sich oberhalb des Ramsaudolomits am Fuß der Wände als schmales Band hinziehen.

Der Dachsteinkalk kommt hier in beiden Formen, als ungeschichteter Riffkalk und in darüberliegenden, dickbankigen Schichten vor. Riffkalk bildet fast ausnahmslos die hohen Felswände des Steinfelds im Norden und Süden, geschichteter Dachsteinkalk die des Grimmings.

Auf dem Steinfeld reichen die Riffkalke bis zum höchsten Kamm hinauf und fallen in etwa 30° Neigung gegen Norden ein; Riffkalk ist an der Nordseite alles bis zum Vorbau hinab. Dieser besteht schon aus geschichtetem Kalk, der mit den Schichtköpfen die sanft geneigte Bergstaffel des Vorbaues bildet. Ebenso wie sich der Übergang zwischen beiden Gesteinsformen an der Schartenspitze durch Einschaltung einiger dickerer Bänke vollzieht, so sind die Schichtköpfe solcher Bänke auch hier an der Abstufung einiger kleiner Rückfallkuppen am Fuße der Steilhänge (Freithof, Schlagkogel, Blutsteinkogel) zu erkennen. Dem stärkeren Vortreten einiger härterer Schichtköpfe ist auch die Entstehung des Zehnerwaldes zu verdanken, hinter dem sich wieder in weicheren Schichten die geräumige Mulde der Krunglalm am Fuß der Steilhänge eingesenkt hat. Entblößt ist der Dachsteinkalk am Vorbau nur an wenigen Stellen, wie am Plattendach unter dem Wege Kulmeralm—Grimming oder an der HohenÖsling. Deutlich ist er auch in den Karrenfeldern des Eisenerzer Schlags zu erkennen. Im übrigen haben die schräg herausstehenden Schichtköpfe die Verwitterungsrückstände derart verankert, daß sie sich als dichte, die Felsen überdeckende Lager erhalten und fast durchwegs mit Wald bedeckt haben. Der Steilhang des Vorbaues einschließlich der HohenÖsling besteht aus Schichten von Hierlatzkalk und Klauskalk, gehört also schon der Lias an, und dieser Schichtreihe ist im Zünkitzkogel noch eine gesonderte Dachsteinkalkscholle vorgelagert.

An der Südseite des Grimmings treten dieselben Gesteine zutage wie an der Süd-

seite des Steinfelds, nur reicht hier der Riffkalk nicht wie dort bis zum Hauptkamm hinauf, sondern es beginnt der darüberliegende geschichtete Kalk schon in der Höhe der Schneegrube, was auch dem Laien an den prachtvollen Platten des Ostgrates und den unzähligen Streifen und Bändern der Hauptwand sofort in die Augen springt. An der Nordseite ist alles Dachsteinkalk bis ins Tal, und seine Platten tauchen dort, mehr als 60° geneigt, unter die Schutthalden ein. Erst in dem kleinen, weit abstehenden Vorhügel des Kulms treten wieder jüngere Schichten (Liasfleckenmergel) auf.

Den Übergang vom ungeschichteten Riffkalk zum Dachsteinkalk zeigt die Scharte nspitze in den eingangs erwähnten, dickeren Plattenstücken, die dort schräg übereinanderliegen. Die Reihe der jüngeren Schichten am Nordfuß des Steinfelds schneidet an einer Bruchlinie plötzlich ab und grenzt dort wieder an Werfener Schiefer. Diese Störung kommt vom Wandlkogel (Dachsteinstock) nach Heilbrunn herüber, wo als Folge des in die Tiefe reichenden Sprungs in der Erdkruste eine kohlensäurehaltige Warmquelle (24° C.) aufspringt, zieht dann zum Duckbauerngehöft, wo der Werfener Schiefer zutage tritt, und verschwindet endlich unter dem Moränenschutt der Strübing. Viele deuten das Vorkommen der Gosaukonglomerate am Kulmsattel und das Haselgebirge beim Lesser in der Untergrimminger Schlucht als Fortsetzung des Bruches, womit ein Zusammenhang mit jener Störung gegeben wäre, die sich weiter gegen den Pyhrnpaß hinzieht und mit der riesigen Puchberg—Mariazeller Bruchlinie als deren Südrand in Beziehung steht.

Das Auftreten einer zweiten Warmquelle nordwestlich von Heilbrunn und einer dritten am Ausgange des „Stein" läßt auf eine Querstörung schließen, der die Bildung des Salzadurchbruchs zugrunde liegt. Weitere kleine Querbrüche zeigen sich in einer Zertrümmerung des Vorbaues in einzelne, schräg nordöstlich einfallende Stücke, und ein dritter, großer zieht von Klachau, am Ostende des Grimmings vorbei, schräg über den Treffensattel, so daß sich der Treffen als abgesunkene Scholle erweist. Diese Scholle besteht von oben nach unten aus Riffkalk, Ramsaudolomit und aus schwarzem Muschelkalk, der beim Hochaignergut ohne den Werfener Schiefer unmittelbar an glänzend schwarze Karbonschiefer grenzt. Gosaukonglomerate und Mergel auf dem Treffensattel bezeichnen das Durchziehen dieser Störung und vielleicht auch einer Längsstörung, entlang deren bei Pürg der Riffkalk unmittelbar an der Talsohle ansteht. Man sieht, daß der Grimming an drei Seiten mit tief in das Erdinnere gehenden Sprüngen abschneidet. Wenn man nun weiters bedenkt, daß die ganze, meilenbreite Mitterndorfer Talung zwischen Dachstein und Totem Gebirge von Kainisch bis Klachau hinunter von großen Längsstörungen durchzogen ist, die vom Pyhrnpaß bündelförmig gegen Westen ausstrahlen, und daß das Gegeneinanderneigen der Schichtung von Dachstein und Totem Gebirge ebenfalls auf diesen großen Einbruch zurückzuführen ist, der zum Gebiet der stärksten Zertrümmerung unserer Nordalpen gehört, dann begreift man das Entstehen eines so gewaltigen, ringsum freistehenden Berges, der am Rande der Einstürze wie eine halb umgelegte Riesenscholle zurückgeblieben ist.

Die Ersteigung des Grimmings bietet für geübte Touristen keine sonderlichen Schwierigkeiten, ist aber wegen der Steilheit des Weges und des Fehlens eines Schutzhauses sehr beschwerlich. Zudem ist der Berg wasserlos, so daß man das Gepäck noch durch Trinkvorrat vermehren muß. Auf dem Wege von Trautenfels hat man nicht eine einzige Kletterstelle, und die wenigen des Klachauer Aufstiegs sind, wenn auch zum Teile ausgesetzt, doch so leicht, daß nur Schwindelfreiheit und Trittsicherheit dazu gehört, um sie spielend zu bewältigen.

Daß der Grimming schon lange vor Beginn der Touristik von Gemsjägern erstiegen worden ist, steht außer Zweifel. Gemsjäger dürften den Gipfel in alter Zeit sowohl von Trautenfels her als auch durch die Kalte Rinne und auf dem heutigen Klachauer Wege erreicht haben. Hier scheint es aber besonders schneidige Jäger zu geben, denn

bei gelegentlichen Gesprächen mit diesen Leuten vernahm der Verfasser staunend, daß sie Durchstiege kennen, die von Bergsteigern sicher und mit Recht als bedeutende alpinistische Leistung gewürdigt und in den Fachblättern beschrieben worden wären. Von einigen dieser Durchstiege soll später die Rede sein.

Der Klachauer Weg ist seit Ende der achtziger Jahre mit Farbe bezeichnet. Er führt vom Kulmsattel, den man von Klachau in einer halben, von Mitterndorf über Krungl in 1¼ Stunden erreicht, schräg an der östlichen Lehne der Strübing hinauf und dann über den Lärchenkogel in sehr steilem Zickzack durch Zerben zum „Karl", wo der Quergang durch die obere Westwand des Berges („Stellen") beginnt. Auf den Schichtköpfen der bergeinwärts geneigten Dachsteinkalkbänke liegt überall Schutt, und so ist die Querung der vielen Felsrippen und Rinnen nicht schwierig. In der vorletzten Rinne vor der Scharte geht es ziemlich hoch bis zu einer Wand hinauf, dann um eine Ecke in die letzte Rinne, in dieser weiter, bis sie sich schließt, und dann über den steilen Grat links davon in unschwieriger, aber doch ziemlich ausgesetzter Kletterei auf die Hochfläche, die wir an der Stelle erreichen, wo sie sich gerade zum Nordwestgrat zuschärft und in die Plattenhänge der westlichen Kalten Rinne übergeht.

In jüngerer Zeit hat man den wegen seiner Steilheit sehr beschwerlichen Teil des Weges über den Lärchriegel umgelegt und dadurch auch den zeitraubenden Quergang durch die Westwand erspart. Der neue Weg läßt den Lärchriegel links und führt in der Strübing ganz bis zum Absturz des Schartenkars hinauf. Die Steilstufe, die nun vor uns liegt, ist im ganzen 180 *m* hoch. Ihr erster, ziemlich ausgesetzter Absatz von 60 *m* Höhe wird mit Hilfe eines starken Drahtseils überwunden, über einen kleinen, mehr zurückliegenden Absatz hilft ein weiteres Seil. Nun geht es in dem großartigen Kar auf gebahntem Wege empor und unter der Riesenplatte der Heil und den düsteren Überhängen der Schartenspitze vorbei im Bogen nach links zu jener Stelle, wo eine steile Felsrinne die zusammenhängenden Trogwände durchbricht. Dort steigt man zuerst links neben der Schlucht über ausgesetzte, aber vorzüglich gestufte Felsen, dann in der Rinne selbst an 300 *m* hoch hinauf zum alten Weg.

Vom unteren Ende des Kars führt ein begrüntes Band durch die Trogwand schräg zum Lärchriegel hinüber. Es ist der alte Zugang ins Schartenkar, den die Jäger früher immer benützten, da der Absturz des Kars ohne die Versicherung ziemlich schwierig zu erklettern war. Der beschwerliche Aufstieg über den Lärchrücken wird seit der Herstellung des neuen Weges von den meisten gemieden, und die Steigspur verfällt.

Vom Ende des langen Querganges an der vorletzten Rinne aus ist die Grimmingscharte leicht zu erreichen, denn die Westwand verflacht sich gegen die Scharte und ist teilweise mit Rasen bedeckt. Der Rasen zieht sich aber auch unter die Scharte hinein, bis an die Trogwand, von wo sich überdies eine breite Geröllstufe bis in den finsteren Winkel unter dem ersten Gratzacken erstreckt. Dort ist nun die Karwand abermals durch eine steile Schlucht angeschnitten, augenscheinlich eine ziemlich bösartige Stelle, über die die Jäger schon wiederholt zur Scharte hinaufgeklettert sein sollen.

Wenn man von Mitterndorf aus über Heilbrunn aufsteigt, bietet sich für den, der einen Jäger zum Führer nimmt, infolge des freundlichen Entgegenkommens der Jagdleitung Gelegenheit, die Beschwerden der Tur durch Nächtigung in der Nekolahütte zu erleichtern. Viel ist dabei nicht gewonnen, denn der Weg ist hier länger; die Hütte liegt aber immerhin fast 500 *m* über dem Tal.

Von der Hütte über den Langsteinrücken und den Eisenerzer Schlag zur Kulmeralm braucht man drei Viertelstunden. Auch die sind für den nächsten Tag zu ersparen, wenn man in der kleinen Jagdhütte auf der Alm übernachtet; doch sind dort nur zwei Matratzenlager in einem winzig kleinen Raum, während die prächtig gelegene Nekolahütte ungleich geräumiger und besser ausgestattet ist. Von der Kulmeralm geht es ein Stück gegen den „Sonntag", dann schräg links auf den Rücken der Osling, drüben,

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Brucknann

Grimming vom Ennstal

am oberen Rande der großen Platte vorbei, mit 60 *m* Höhenverlust in den Winkel unter der Farbkogelwand hinab und zum Drahtseil.

Der Aufstieg durch die Kalte Rinne bewegt sich im allgemeinen auf dem Boden der steinigen Furche oder dicht daneben, wobei die Abzweigung ihres westlichen Astes bald hinter dem Einstieg rechts bleibt. In der Rinne geht es so lange bergan, bis sich die ersten Steilwände entgegenstellen und dann links hinaus über rasiges Geschröf auf den Nordrücken, der uns unmittelbar auf die Mittelkuppe des Hauptkammes führt.

Von Trautenfels aus hat man eigentlich zwei Aufstiege, die sich vor der Hochaignerau voneinander trennen und auf dem Band hinter der Steinigen Grasleiten wieder zusammentreffen. Sie umfangen von beiden Seiten den kurz abgestutzten Südgrat des Multerecks. Vom Schloß aus folgt man dem Fahrweg bis zum letzten Bauerngehöft und sodann einem Waldweg, der über die Hochaigneralm und links um die Treffenkuppe herum in den Kessel der Hochaignerau führt. Der letzte Teil des Weges bietet einen prächtigen Blick auf das Ennstal, dann treten wir in den Laubwald (Auböndl), und einige hundert Schritte darauf liegt der Kessel vor uns. Zuvor jedoch führt schräg rechts unser Waldweg zum Treffensattel hinauf. Von dort folgen wir dem Rücken gegen das Multereck, kommen an der weißen Wand, unter der das Jagdhaus versteckt liegt, vorbei und stehen vor einer Abzweigung des Weges.

Der deutlichere, neu hergerichtete Ast führt links, ganz wenig ansteigend, ins Freie. Dort sehen wir, daß er, an einer kleinen Hütte vorbei, das „Gassel", den steilen, grünen Graben zwischen Südost- und Südgrat des Multerecks quert, um sich auf der andern Seite in den Zerbenfeldern des Primbscher zu verlieren. Durch das Gassel können wir nun weglos das hohe Rasendach der Grasleiten erreichen.

Der andere Wegast führt am steinigen Rücken immer höher hinauf, bis der Baumwuchs aufhört und die Zerben und Geröllfelder beginnen. Weiter oben schärft sich der Rücken zu dem felsigen Alpelofen, dessen turmartige Kuppen wohl nicht leicht zu überklettern sind, weshalb wir schon vorher an geeigneter Stelle links einbiegen und den Felshang auf Gamssteigen queren. So erreichen wir zwischen Wandeln und Zerben hindurch unschwierig das untere Ende der Grünen Grasleiten, die sich an 300 *m* hoch zur hochgeschwungenen Schneide des Südgrates hinaufzieht. Über diese geht es weglos hinauf.

Oben, wo mit steilem Geschröf die Steinige Grasleiten beginnt, haben wir einen prachtvollen Tiefblick auf die Schneegrube (s. Bild). Nun folgen wir einem breiten Bande an der anderen Seite des Rückens quer durch die Wände, die zum Oberen Kast abstürzen. An einer Stelle sehen wir, daß wir in den „Kast" leicht hinabsteigen können, und hier kommt tatsächlich der andere Weg aus der Schneegrube herauf.

Dieser entwickelt sich folgendermaßen. Drei- bis vierhundert Schritte hinter dem Auböndl betreten wir die Hochaignerau. Links sehen wir die Wandstufe, mit der die Schneegrube zur Au abfällt. Eine schmale, grüne Rampe schräg durch die Wand (Schafferstieg) führt uns in das höhere Kar, und dann geht es hoch hinauf zwischen Zerben und über Geröll an den Rand des Schneefeldes. Dort sehen wir vor uns die Verzweigung der Schneegrube in zwei engere Kare und weiter rechts die schmale Grube des Oberen Kast. Dessen Mündung erreichen wir von links her auf deutlichen, zerbenbewachsenen Stufen, die vom Beginn des mittleren der drei Kare schräg hinaufziehen. Im oberen Kast geht es nun solange empor, bis wir rechts über steiles Geröll auf das obenerwähnte Band der Steinigen Grasleiten gelangen.

Auf Bildern, und wenn man den Grimming von Stainach aus betrachtet, scheint die Grasleiten so hoch zu liegen, daß man glaubt, zum Multereck könne es nur mehr ein paar Schritte hinauf sein. Aber wie staunt man, wenn man die grüne Schneide betritt und noch ein mächtiges Felsgebirge vor sich sieht. Nicht die Beschwerden, nicht die Länge des Anstiegs, nicht die großartige Szenerie oder der Tiefblick aus Wolken-

höhe auf das weite Ennstal bringen uns die gewaltige Größe des Berges so zum Bewußtsein wie dieser ganz unerwartete, höchst überraschende Anblick.

Das Grasleitenband führt uns in die Scharte, wo sich der Südostgrat vom Multereck löst, und hier sehen wir in den unheimlichen, plattigen Zickzackriß hinab, mit dem die Grube der Untergrimminger Schütt auf der Höhe beginnt. Eine Viertelstunde darauf stehen wir auf dem Multereckgipfel. Dieser ist das Nordostende einer mehrere hundert Schritte langen, ganz ebenen Kante, die sich als Schichtkopf einer gerade abschneidenden, schrägen Platte erweist. Die Kante stößt mit dem westlichen Ende an den höheren Mittelbau des Grimmings, der vor uns noch bergehoch aufragt. Nach einer halbstündigen Wanderung ist auch dieser erstiegen, wir überschreiten eine Mulde, die auf dem nun hügelig verbreiterten Kamm links in tiefe Schneegruben übergeht, und steigen drüben über immer höhere Kuppen weglos zur höchsten Spitze hinauf. Die eben erwähnte Mulde ist der Ursprung der Einsenkung, die in die Kalte Rinne übergeht.

Über die Aussicht vom Gipfel des Grimmings ist schon viel geschrieben worden. Eine Zeitlang hat sie als nicht lohnend gegolten, und dieses Urteil im Verein mit der Fabel von den großen Schwierigkeiten des Aufstiegs waren die Ursache, warum der Berg lange Zeit nur selten bestiegen wurde. Heute wird der Grimming mit seiner Fernsicht weit höher eingeschätzt und vielleicht sogar überschätzt. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte. Wohl ist die Fernsicht der Höhe eines so frei aufragenden Gipfels entsprechend sehr umfassend, aber die nächsten Hochgebirge wie Totes Gebirge, Dachstein und Niedere Tauern sind wegen der Breite der Talungen schon zu weit entfernt, um einen günstigeren Eindruck zu machen als von einem der niedrigeren Aussichtspunkte der nahen Umgebung aus. Dazu nimmt der wenig reizvolle Zug der Sölker Tauern einen unverhältnismäßig großen Raum ein, und über die hohen Gebirge sehen wir nur an ganz wenigen Stellen hinweg.

So ist es denn immer wieder der großartige Tiefblick auf das vielfach gewundene Ennstal, der uns von allen den Herrlichkeiten der Ferne ablenkt, und wir werden nicht müde, auf die winzigen Ortschaften, Häuschen und weißen Linien der Straßen hinabzusehen, die wie auf einer Landkarte ausgebreitet vor uns liegen. Dieses Bild empfinden wir als etwas, was wir in so packender Art noch nirgends gesehen haben. Der Grimming ist eben wie eine Säule, die uns zur Wolkenhöhe emporhebt. Im übrigen lohnt sich der Aufstieg nicht so sehr durch die Fernsicht, als durch die großartigen Bilder der Nähe, wie wir sie besonders auf dem Klachauer Aufstiege genießen.

Neue, schwierige Kletterfteige auf den Grimming wurden erst in den letzten zwanzig Jahren gemacht, denn die von den Herren D. E. C. Fuchs, L. Langsteiner und Alb. Lehrhofer am 21. Mai 1893[1]) entdeckte Abart des Klachauer Weges ist nichts als einer der vielen möglichen Aufstiege von den „Stellen" auf die Hochfläche des Gipfels. Den ersten bemerkenswerten neuen Aufstieg auf den Grimming machten die Herren Franz X. Kleinwächter und Alfred v. Radio-Radiis am 7. August 1898[2]). Sie stiegen vom eng umschlossenen Hintergrund des rechten (östlichen) Astes der Großen Schneegrube über eine Steilstufe und eine geneigte Platte nach links auf das unterste der vielen, von rechts nach links ziehenden Bänder, folgten diesem gegen die gestufte Schneide und stiegen daran bis zu einer hohen Stufe hinauf, die sie nach rechts auszuweichen zwang. Dann stiegen sie über Geröll, Platten und Bänder wieder nach links und erreichten den Gipfelkamm unweit der Schneemulden. Der von Alfred v. Radio am 6. Mai 1900 entdeckte Anstieg auf das Multereck[3]) scheint mit dem Trautenfelser Grimmingweg durch die Schneegrube ziemlich übereinzustimmen, dagegen war der Anstieg seiner Begleiter, die vom Hintergrunde des östlichen Astes der Schneegrube gerade hinaufkletterten, touristisch wahrscheinlich neu.

[1]) Ö. A.-Z. 1893, S. 143. — [2]) Ö. A.-Z. 1899, S. 168. — [3]) Ö. A.-Z. 1901, S. 34, und 1902, S. 133.

Eine Abart des Klachauer Weges machte Emil Gutmann am 2. August 1903[1]), indem er vom „Karl" durch eine blockerfüllte Rinne ganz auf den Westgrat hinaufstieg und diesen bis auf die Hochfläche verfolgte. Er bezeichnete diesen Aufstieg als „äußerst lohnende, abwechslungsreiche Variante, welche besonders dann, wenn in den Stellen viel Schnee liegt, mit Vorteil benützt wird." Wegen des brüchigen Gesteins ist jedoch Vorsicht notwendig.

Den Südostgrat des Grimmings erstiegen zum erstenmal die Herren Karl Greenitz aus Rottenmann und Ing. Hans Reindl aus Leoben am 26. Mai 1904. Dieser Grat, den die Erstersteiger als Südgrat bezeichnen, setzt etwas westlich vom Gipfel an und zieht als prächtige, mit einer Reihe von wilden Türmen besetzte Schneide zum Liegereck herunter. Den Einstieg bildete eine Schlucht rechts vom untersten Felssporn des Liegerecks. Die Schlucht brachte die Ersteiger auf die breite Bergstufe, auf der sich der Grat steil erhebt. Dieser wurde nun in sehr abwechslungsreicher, schwieriger Kletterei bis zur Grimmingspitze verfolgt. Die Tur soll „landschaftlich hervorragend schön und entschieden der weitaus interessanteste" der bis 1904 bekannten Aufstiege auf den Grimming sein. Der Weg ist jedoch lang, stellenweise sehr ausgesetzt und schwierig.

Den langen Ostgrat (fälschlich „Südostgrat") des Grimmings erkletterten zum erstenmal die Herren Karl Domenigg und Karl Greenitz am 22. Juni 1905[2]). Sie stiegen im linken (westlichen) Ast der Großen Schneegrube fast bis in den obersten Karwinkel hinauf. Ein anfänglich breites, sich jedoch bald verschmälerndes, plattiges Band führt von dort nach links auf die Höhe des Grates, der an der Stelle erreicht wird, wo er sich steiler aufschwingt. Den untersten Gratabsätzen wird an der Westseite auf bequemen, breiten Rasenbändern ausgewichen, dann hält man sich strenge an den zweimal schwach gescharteten Grat, über den man in leichter Kletterei den Gipfel unmittelbar bei der Pyramide erreicht. Der Weg soll der kürzeste und unmittelbarste von Trautenfels und kaum schwieriger sein als die anderen Wege der Südseite.

Sehr schwierig war der schon oben erwähnte Aufstieg über die Nordwand des Multereregs, den die Herren Robert Damberger und F. Riegele am 16. Juni 1907[3]) machten. Der Weg ist von Natur aus vorgezeichnet und leicht zu beschreiben. Hinter den ersten Häusern von Klachau lehnt sich an die Wände ein großer, mit Felsblöcken übersäter Schuttkegel. Er kommt aus einer Felsrinne, die sich oben zu einer rißähnlichen, unersteiglichen Schlucht schließt, jedoch weiterhin in ein schräg zum Ostgrat des Multereregs hinaufziehendes Zerbenband fortsetzt. Man erklettert nun den untersten, plattigen Absatz der Rinne links durch eine Runse, verfolgt die Rinne bis in das Innere der Schlucht und klettert über die nasse Wand zur Linken an winzigen Haltepunkten sehr schwierig zum Zerbenband hinauf. Diese gefährliche Wand hat bereits ein Todesopfer gekostet (Ing. Edmund Gütl). Die nun folgende Zerbenrampe wird nicht bis ans Ende, sondern nur bis in die Fallinie des Multereggipfels verfolgt, worauf man diesen über steile Bänder, brüchige Felsstufen und zuletzt über Rasen erreicht.

Am 6. September 1908 erstieg Damberger mit T. Fischer und K. Wankmüller den Grimming durch die Zinnoberrinne[4]). Die Genannten kletterten in der Schlucht nach Umgehung eines Absatzes nach rechts bis zu einem großen Überhang empor und stiegen dann links heraus in eine Rinne, die sie verfolgten, bis sie sich in der Schlußwand verlor. Ein kurzer Quergang nach links brachte sie auf die rasendurchsetzten Schrofen des Jausengrubenbauches und damit ohne große Schwierigkeiten in die Grimmingscharte, worauf sie den Gipfel unmittelbar über den Schartengrat erkletterten.

Die jüngste Erstersteigung auf dem Grimming war die Erkletterung der eigentlichen Nordwand zwischen dem Dambergerweg und der Kalten Rinne. Sie wurde durch die Herren Rich. Gerin aus Wien und Otto Pitschmann aus Linz am 23. Juli 1911

[1]) Ö. A.-Z. 1904, S. 33, S. 165 und 166. — [2]) Ö. A.-Z. 1906, S. 93, Geb.-Frd. 1906, S. 64. — [3]) Ö. A.-Z. 1908, S. 177. — [4]) Ö. A.-Z. 1909, S. 171.

ausgeführt[1]). Der Anstieg bewegte sich durch die zweite, westlich vom Dambergerweg liegende Schlucht und begann an der Stelle, wo sich das Geröll am höchsten in die Wände hinaufzieht (Langschütt). In der Schlucht und in einer anschließenden Rinne ging es sodann bis zu einer lehmigen Nische unter einer lotrechten Wand mit gelb gefärbtem Abbruch, dann links hinaus und unter mannigfachen, zum Teil sehr großen Schwierigkeiten ziemlich lange gerade empor, bis man unter Benützung der schrägen Bänder den Nordgrat des Berges oberhalb der Stelle erreichte, wo von der anderen Seite der Weg durch die Kalte Rinne heraufzieht.

Das Steinfeld hat entsprechend der geringeren Entwicklung der Wände für den Kletterer eine ungleich geringere Anziehungskraft als der Grimming. Eines aber hat es vor diesem voraus, einen wirklich schwierigen Gipfel, die prächtige Schartenspitze. Aus der „Erschließung der Ostalpen" ist zu entnehmen, daß dieser Gipfel zum ersten Male im Jahre 1888 von Dr. Eduard Suchaneck und dem Führer Matthias Lieber erstiegen wurde. Man kletterte damals vom Kleinen Grimming in die Heilscharte und stieg dann auf einem schuttbedeckten Bande der Heil in die Scharte unmittelbar vor dem Gipfel, von wo die Spitze unschwierig erreicht wurde. Der Abstieg wurde über die lange Platte der Grimmingscharte (Ostseite) genommen. Die zweite Ersteigung machte Lieber mit einem Kameraden, die dritte mit Georg Geyer und Siegmund Ritter von Hartmann. Bei der dritten Besteigung umging man die höchste Kuppe der Heil an der Südseite auf furchtbar steilen, ausgesetzten Rasenhängen oberhalb der Kleinen Jausengrube und machte den Abstieg über das schuttbedeckte Band und die „Heil" ins Schartenkar. Diese Wege verdienen eine nähere Beschreibung.

Der Abstieg vom Kleinen Grimming in die Scharte hinter dem Stierkarkogel ist gar nicht leicht. Er führt zunächst über sehr steilen Rasen und über kleine, plattige Wandeln unter die Südwand des Kogels, worauf uns ein Quergang über plattiges Geschröf in die oberste Jausengrubenrinne bringt, von wo wir die Heilscharte nach kurzem Anstieg erreichen. Eigentliche Schwierigkeiten bietet dieses Wegstück nicht, aber Schwindelfreiheit und Trittsicherheit gehört dazu, denn das Ganze ist bei der furchtbaren Steilheit an sich schon ein Abgrund, der bei einem Ausgleiten sicheren Tod bringt. Im Frühsommer hat man in der Rinne überdies steilen Schnee mit unangenehmen Randklüften. Jedenfalls gewinnt man die Heilscharte heute, wo das Schartenkar über den versicherten Grimmingweg so bequem zu erreichen ist, viel besser und leichter über die Heil selbst, die auch Geyer überraschend leicht fand.

Hierzu steigt man entweder sogleich hinter dem Farbkogel über die üppig grünen Rasenflecke schräg ziemlich beliebig gegen die Scharte hinauf oder man geht, wenn man es noch leichter haben will, den Grimmingweg weiter bis unter die Wand der Schartenspitze — wobei man immerhin noch 160 *m* an Höhe gewinnt — und quert dann die Heil schräg nach rechts zumeist über Geröll bis zur schluchtartigen Rinne, die unmittelbar von der Heilscharte herabzieht. Dort erst beginnt eine allerdings unschwierige Kletterei über Rasenpolster links, oder noch besser weiter rechts von der Schlucht. Von der Heilscharte führt ein bequemes Geröll- und Plattenband in die finstere Schlucht unmittelbar vor der Schartenspitze. Von dort in die Scharte gibt es wieder eine Kletterei, die angesichts des unheimlichen Abgrunds im Rücken große Vorsicht verlangt. Die letzten Schritte auf den Gipfel sind leicht.

Will man die Schartenspitze von der Grimmingscharte her ersteigen, so sucht man zunächst den oben erwähnten finsteren Felswinkel unter dem großen Schartenzacken zu erreichen, was entweder mit Höhenverlust, aber leicht von den „Stellen", oder schwierig unmittelbar vom Kar aus geschieht. Von dort nach rechts über eine rote, kurz abbrechende Rinne und um ein brüchiges, ausgesetztes Felseck herum, und wir stehen am untersten Ende der langen, bis zur Gipfelkrone reichenden Platte. Diese, gewisser-

[1]) Ö. A.-Z. 1911, S. 328.

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann ant. et impr.

Grimming und Schartenspitze von Norden

maßen eine kleinere Wiederholung der Heil, ist mit Rasenpolstern bedeckt und darum ebenso leicht zu erklettern wie die Heil. Man ist überrascht, über die vom Grimming her (s. Bild) so unheimlich aussehende Platte ohne wirkliche Schwierigkeiten hinaufsteigen zu können. Ihre Spitze lehnt sich an die Gipfelkrone, die wir an der Südostseite durch einen kurzen Kamin unschwierig erreichen.

Ing. Muhry aus Graz und der Verfasser erkletterten am 20. August 1891[1]) die gewaltige Jausengrubenrinne gegen die Heilscharte, gaben aber die beabsichtigte Ersteigung der Schartenspitze wegen eines Gewitters auf und erstiegen den Kleinen Grimming über die furchtbar steilen Rasenhänge der Südwand. Einige Wochen darauf vollführte der Verfasser allein die vierte Ersteigung der Schartenspitze, und zwar von der Grimmingscharte her, und setzte die Gratwanderung über den Kleinen Grimming und den schneidigen Zwölfer bis zur St. Martiner Scharte fort.

Einen neuen Aufstieg auf die Schartenspitze, und zwar durch die Südostwand machten die Herren Karl Greenitz und Roderich Kaltenbrunner am 31. Juli 1904[2]). Sie stiegen im Hintergrunde der Großen Jausengrube über das oberste Schneefeld und teilweise in der Randkluft zu einem 30 *m* hohen, sehr schwierigen Kamin, der den einzigen Zugang zu dem ersten, 100 *m* hohen Absatz der 600 *m* hohen Wand bildet. Die weitere Beschreibung des Anstiegs in der Öst. Alpenzeitung ist wohl sehr ausführlich aber leider nicht so übersichtlich, daß man sich darüber klar wird, in welcher Hauptrichtung sich der Aufstieg bewegte. Vermutlich führte er im allgemeinen nach links gegen die weniger steile Südwestwand, denn nur diese hat das „leichte, schrofige Terrain", von dem am Schluß der Beschreibung die Rede ist. Die Erstersteiger nennen den Aufstieg eine „landschaftlich wie sportlich sehr schöne, erstklassige Felstur" und fanden „die Exposition stellenweise enorm". Sie hatten unter Steinfall zu leiden, wahrscheinlich, weil die Gemsen unter der Grimmingscharte durchwechseln.

Am 18. Oktober 1908 wurde die Schartenspitze von den Herren Rob. Damberger und H. Kirchmair aus Linz[3]) zum erstenmal über die Nordwand erstiegen. Der Einstieg lag an der Heil, und zwar am unteren Ende einer seichten, plattigen Rinne in der Fallinie des Gipfels (Steinmann). Von da ging es links neben der Rinne über lotrechte, brüchige Felsen und eine glatte Platte mit kleinen Kerben auf die erste, breite Schichtstaffel und daran rechts steil hinauf, bis sie sich in der Wand verlor. Weiter stiegen die beiden Touristen über eine lotrechte, aber „gutgriffige" Wand und durch einen feuchten Riß zu einer kleinen Bergstufe und dann über leichtere Felsen schräg links zu einem kleinen Schuttplatz unter der lotrechten Gipfelwand, die eine herrliche Kletterei mit guten Griffen bot.

Wenige Wochen vorher (8. Sept.)[4]) war auch der Kleine Grimming von Rich. Gerin und Felix Riebe durch die gewaltige Südwand, und zwar vom Feigkar aus durch die oben erwähnte unbenannte Schlucht rechts von der Scharrinne erklettert worden. Die Schlucht gabelt sich oben. Nach einem vergeblichen Versuch, den rechten Ast zu erklettern, wurde der linke genommen und der Gipfel schließlich unweit westlich vom Steinmann erreicht. Die Erstersteiger nannten den Gipfel statt Kleinen Grimming irrtümlicherweise Stierkarkogel. Dieser liegt wohl dicht daneben, springt aber unter allen Kuppen des hohen Steinfelds am weitesten gegen das Schartenkar vor und hat im Süden nicht jenen mit „imposanten Türmen besetzten Grat" (Scharrinnenspitze), von dem die Ersteiger erzählen, sondern nur die großartige Jausengrubenrinne. Der Aufstieg soll wegen der vielen rasendurchsetzten Schrofen (Diemlerner Lahnwand) mehr gefährlich als schwierig sein aber dennoch mehrere böse Stellen haben.

Der Weg von Mitterndorf auf den Kleinen Grimming zweigt vom Grimmingsteig auf dem Kamm der Hohen Ösling ab, führt erst gerade durch den Hochwald auf den

[1]) Ö. A.-Z. 1892, Nr. 343—345. — [2]) Ö. A.-Z. 1904, S. 250. — [3]) Ö. A.-Z. 1909, S. 171. — [4]) Ö. A.-Z. 1909, S. 72.

„Freithof", dann an dem nun sehr steil ansteigenden Rücken zwischen dichten Zerben empor, wobei die erste hohe Wand weit rechts durch eine Rasenrinne umgangen wird, und schließlich hoch oben nach links in das nahe „Karl" (Kornradl), das man aber sofort wieder verläßt, um schräg rechts den schmalen rasigen Kamm bis auf die Hochfläche des Steinfelds zu verfolgen.

Der Stierkarkogel wurde wiederholt auch über die Heil erstiegen, und zwar sowohl durch die Wand rechts von dem tiefen Kamin an der Ostseite des Vorturms (s. Bild), als auch mit Umgehung des Vorturms nach rechts durch die Felsrinne dahinter und durch die folgende Schlußwand. Von der Heil aus ist übrigens ein heikler Quergang durch die stark rasige Nordwand des Stierkarkogels ins „Karl" möglich.

Zum Schluß sei noch einiges über die von schneidigen Jägern gemachten Aufstiege gesagt. Die Aufstiege über das Eisentor auf das Krautschwellereck und durch die Steinfeldrinne auf das Steinfeld wurden schon früher erwähnt. Beide sind schwierig, besonders der erstgenannte. Noch schwieriger ist zweifellos der durch die Scharrinne, die von Jägern schon in beiden Ästen durchstiegen worden sein soll. Dieser Aufstieg auf den Kleinen Grimming dürfte dem durch die unbenannte Schlucht in der Südwand an Schwierigkeit nicht nachstehen. Die Jausengrubenrinne wurde von Jägern zu wiederholten Malen durchklettert. Ebenso haben Jäger schon öfter die Kleine Jausengrube besucht, — was bei Turisten nicht feststeht —, indem sie die Jausengrubenrinne vom Rasenkamm oberhalb ihres Absturzes ins Feiglkar nach rechts querten und durch einen Einschnitt die plattige Jausengrubenleiten gewannen, in der die Kleine Jausengrube oben eingebettet liegt. Eine ganz ansehnliche Leistung für einen mit der Büchse und dem Rucksack beladenen Mann ist zweifellos auch die Ersteigung der Grimmingscharte über den Jausengrubenbauch, und die Alpinisten, die sich für die Erstersteiger der Zinnoberrinne hielten, hatten sicherlich keine Ahnung davon, daß vor ihnen schon Jäger einen ähnlichen Weg genommen hatten. Der schwierigste unter allen diesen von Einheimischen gemachten Aufstiegen aber scheint der durch die eigentliche Südwand der Schartenspitze zu sein. Der Jäger Mayer (vulgo Wolf) aus Diemlern kann sich dieser Leistung rühmen. Er stieg ein Stück in der Weißrinne hinauf, aber noch vor der Scharte hinter der Weißrinnenspitze links in die Wand und schräg links über plattige Felsen zum unteren Ende der Schlucht, die an der Scharte hinter dem hohen, unbenannten Vorzacken der Schartenspitze (s. Bild des Südabsturzes) beginnt. Er verließ sie bald wieder nach links und erreichte so schräg emporkletternd den Rand des Schrofendaches der Jausengrubenleiten, über die er den Gipfel ohne besondere Schwierigkeiten fast in der Fallinie erstieg.

Monographie der Geislergruppe

Von Hermann Amanshauser

I. Kletterſportliche Erſchließung des weſtlichen Teiles

Die Regensburger Hütte war im Kriege, vom Jahre 1916 an, Standquartier für Inſtruktionskurſe zur Heranbildung militäriſcher Bergführer. Ich habe hierbei als Lehrer Gelegenheit gehabt, das Gebiet genaueſtens kennen zu lernen und habe mich bemüht, dieſe Kenntnis in der nachfolgenden Abhandlung niederzulegen. Mein Streben nach möglichſter Vollkommenheit der ſportlichen Beſchreibung hat mich oft zu großer Trockenheit gezwungen. Aber ich hoffe, daß die dem Aufſatz beigegebenen Bilder als Würze der Erzählung genügen werden.

Der Weg zur Hütte

Der Weg zur Regensburger Hütte zweigt oberhalb der Schnitzereifachſchule in Wolkenſtein[1]) von der Hauptſtraße links ab. Er führt anfangs an Wieſen und Feldern entlang und erreicht ſodann das linke Ufer des Cislesbaches. Bald darauf gabelt er. Eine Brücke führt auf das andere Ufer; der Pfad erſteigt den Steilabbruch des Cislestales und führt dann über ſanfte Wieſen dem Bache zu, um wieder auf ſein linkes Ufer überzugehen. Der andere Aſt des Weges bleibt immer am linken Ufer knapp am Bache. Die Berglehne iſt hier ſehr ſteil, ebenſo der Weg, er hat aber gegen den jenſeitigen den Vorteil, daß er ſchattig iſt. Der wiedervereinigte Weg leitet nun, ſanft anſteigend, immer am Bach durch ſchütteren Zirbenwald. Eine beſonders reizvolle Stelle wird durch eine Verbreiterung der Ufer gebildet. Hier wachſen gelbe Dotterblumen und andere Waſſerpflanzen, die ſich mit Wolken und dunklen Bäumen im Waſſer ſpiegeln. Über ſanfte Almwieſen ſchweift der Blick weiter zu den gelbgrauen Felſen der Geiſlerſpitzen. Es iſt ein unterhaltendes Wandern. Zwiſchen den ſchönen Zirben, von denen jede ihre Wurzeln um einen Felsblock ſchlingt, tauchen die Abbrüche der Pela de Bit auf, die hier ausſehen wie kühne Türme. Wir erreichen die Quelle des Baches. In ſtarken Strömen quillt das Waſſer aus dem Erdboden. Nicht weit davon hören wir eintöniges Stampfen. Es iſt der Widder, der das Waſſer zur Regensburger Hütte pumpt. Das Ziel iſt alſo nicht mehr weit entfernt. Ein ſteiler Grashang iſt noch zu erſteigen.

Die Hütte iſt umgeben von einigen Zirben, Edelweiß wächſt im Gras und auf den Felsblöcken. Jetzt in der Kriegszeit kann man freilich noch weniger von „der Hütte" ſprechen als ſonſt, denn hier ſteht faſt ein kleines Dorf. Die urſprünglichen Bauten ſind: die alte große Hütte, das neue kleine Wintergebäude, ein Stallgebäude und auf dem Hügel dahinter das alte, maleriſche Hüttlein des Ochſenhüters. Zwiſchen dem Stall und der neuen Hütte ſteht jetzt eine zerlegbare Baracke, die 80 Mann faßt, und nordöſtlich davon eine bedeutend größere, gezimmerte Baracke.

Die normale Gehzeit vom Tal bis zur Hütte beträgt 1¼ bis 1½ Stunden.

Viele viele Male bin ich dieſen Weg gegangen, er hätte mir wohl langweilig werden müſſen, wenn ich ihn immer im gleichen Licht geſehen hätte.

[1]) Zu Wolkenſtein gehören ſchon alle Häuſer, die am linken Ufer des Cislesbaches liegen.

Am Silvesterabend 1916 fühlte ich mich in St. Christina recht einsam; so beschloß ich, die Kameraden in der Regensburger Hütte aufzusuchen. Es war eine echte, richtige Silvesternacht, ganz finster und es schneite schwer. Meine Schneeschuhe auf der Schulter, stapfte ich mühsam dahin. Im oberen Teil ging unser Winterweg quer über die Alpwiesen. Mehrmals verlor ich die feste Spur und mußte sie kreuz und quer wieder suchen. Ich wollte zu Hause sein, bei der Mutter, den Brüdern und wo noch überall — und ich war allein auf weitem Schneefeld, um mich Wald, Berg, Himmel, eine schwarze Masse. Endlich das Licht der Hütte: wenigstens Menschen.

Ein anderes Mal stieg ich in einer Regennacht frohen Herzens zur Hütte; ich war wochenlang oben gewesen und hatte einen Tag im Tal zugebracht. Da spürte ich erst, wie schlecht dieses macht, und war froh, wieder ins Gebirge zurückkehren zu können. Schwerer Regen. Rauschen ertönte aus der Mure, die im Frühjahr vom Pitschberg abgegangen war, Wald und Wiese mitgenommen hatte. Ein schmutziger Strom ergoß sich aus ihr über den Grashang. Ein Bauernhaus stand in einem Schlammeer. — Ich kam höher. Der Regen ließ nach. Aus den Wolken lugten die Felsen, von einer Farbe, wie in Tinte getaucht. Eigentümlich orangerot leuchtete der große Südabbruch der Kleinen Fermeda. Nur wer einen Ort zu allen Tageszeiten, im Sommer und Winter, bei Sonnenschein, im Sturm und Regen sah, kennt ihn.

Ein anderer Zugang zum Hüttenweg beginnt oberhalb der Kirche der eigentlichen Ortschaft St. Christina, bei deren höchsten Häusern. Wenig ansteigend, geht er am Hang des Pitschberges dahin. Immer hat man einen freien Blick auf das ganze Tal, den Langkofel und alle anderen Berge. Bei einem halbverfallenen Bauernhaus mündet der Promenadeweg in einen Bauernweg ein, der in das Cislestal biegt, die große Pitschbergmure kreuzt und dann nach Überschreiten des Baches bei einem ebenen Felde den Hüttenweg trifft. Dem vorbeschriebenen Wege ähnlich ist der Weg, der von dem malerischen St. Jakob, oberhalb St. Ulrich, die Hänge des Pitschberges querend, auf den unteren Teil der Aschkleralpe und von hier zur Hütte führt.

Wege ins Hochgebirge

Die Wege, die von der Hütte weiter bergwärts leiten, sind sehr zahlreich. Ich will mich vorderhand auf eine Aufzählung beschränken: Weg zu La Pizza und weiter zum Col dalla Piëres, Weg zum Siëllesjoch (Forcella de Forces de Siëlles), Weg zum Campillerjöchl, Weg ins Wassertal und zum Wasseralpjoch, Weg ins Wasserrinnental, Weg zur Mittagsscharte, Weg zur Jochscharte.

Um die Südseite des Col dalla Piëres führt ebenfalls eine Markierung, allerdings ohne Steig. Ich verfolgte sie einmal in der Absicht, zum Siëllesjoch zu kommen. Bei erdigen, hohen Abbrüchen verlor ich sie gänzlich, fand aber ein interessantes, breites Schuttband, das mich mitten durch die Süd- und Ostwände des Berges zum Siëllesjoch hinüberführte. — Der Weg zur Mittagscharte ist, soweit er über Geröll führt, ziemlich verfallen. Der über die Jochscharte ist auf der Nordseite infolge einer Vermurung im oberen Teil gänzlich zerstört. Auf der Südseite führt er über Almböden. Er war im Frieden durch Markierungspflöcke bezeichnet, die sich jetzt aber sämtlich in den Zäunen der Bauern befinden. Vielleicht gelingt es dem Alpenverein nach dem Kriege, die Grödener Bauern, die ich als ein gewinnsüchtiges Volk kennengelernt habe, zur Rechenschaft zu ziehen. — Die einstige Markierung zum Kukasattel hat dasselbe Schicksal gefunden.

Zu diesen Alpenvereinswegen kommen nun noch einige von der Bergführerabteilung angelegte Steige, die sämtlich Zugänge zu den Kletterrouten bilden. Sicher werden sie künftigen friedlichen Bergsteigern willkommen sein.

Der Hauptsteig führt von der Mitte zum Ausgang der östlichen Fermedaschlucht, und somit zum Einstieg zur Großen Fermeda. Von ihm zweigt links ein Weglein

Puez-Alpe
Puez-Kofel
Messner-Alpe
Seceda
Roa Alpe
Rohlsen-Alpe
Regenbogen Hütte
Obertrudt
Montgella
Cornella
La Pizza
Sass Rigais
Fermeda de Sour
Pierra Longia
Vilnöss
Klausen
St. Johann
Broglesalpe
Zur Flitze Schanz
Zum St. Ulrich
Zum Bad Ratzes
Zum Bad Seiser Alpe
Zum Bad Compatsch
Zum Bad Kastelruth
Zum Bad Völs
Zum Bad Tiers
Zum Bad Karersee
Zum Bad Welschnofen
Zum Bad Deutschnofen
Zum Bad Bozen
Zum Bad Meran
Zum Bad Innsbruck
Zum Bad Salzburg
Zum Bad Wien
Zum Bad Prag
Zum Bad Dresden
Zum Bad Berlin
Zum Bad Hamburg
Zum Bad Kopenhagen
Zum Bad Stockholm
Zum Bad Petersburg
Zum Bad Moskau
Zum Bad Warschau
Zum Bad Krakau
Zum Bad Lemberg
Zum Bad Budapest
Zum Bad Belgrad
Zum Bad Sofia
Zum Bad Konstantinopel
Zum Bad Athen
Zum Bad Rom
Zum Bad Neapel
Zum Bad Palermo
Zum Bad Tunis
Zum Bad Algier
Zum Bad Tripolis
Zum Bad Kairo
Zum Bad Alexandrien
Zum Bad Jerusalem
Zum Bad Damaskus
Zum Bad Bagdad
Zum Bad Teheran
Zum Bad Isfahan
Zum Bad Schiras
Zum Bad Buschir
Zum Bad Bombay
Zum Bad Madras
Zum Bad Kalkutta
Zum Bad Rangun
Zum Bad Singapur
Zum Bad Batavia
Zum Bad Sydney
Zum Bad Melbourne
Zum Bad Adelaide
Zum Bad Perth
Zum Bad Auckland
Zum Bad Wellington
Zum Bad Honolulu
Zum Bad San Francisco
Zum Bad Los Angeles
Zum Bad San Diego
Zum Bad Mexiko
Zum Bad Havanna
Zum Bad Kingston
Zum Bad Port-au-Prince
Zum Bad Caracas
Zum Bad Bogota
Zum Bad Quito
Zum Bad Lima
Zum Bad La Paz
Zum Bad Santiago
Zum Bad Buenos Aires
Zum Bad Montevideo
Zum Bad Rio de Janeiro
Zum Bad Sao Paulo
Zum Bad Belem
Zum Bad Manaus
Zum Bad Iquitos
Zum Bad Cuzco
Zum Bad Arequipa
Zum Bad Antofagasta
Zum Bad Valparaiso
Zum Bad Concepcion
Zum Bad Puerto Montt
Zum Bad Punta Arenas
Zum Bad Ushuaia
Zum Bad Kap Horn
Zum Bad Feuerland
Zum Bad Magellanstraße
Zum Bad Pazifik
Zum Bad Atlantik
Zum Bad Nordpol
Zum Bad Südpol
Zum Bad Äquator
Zum Bad Wendekreis des Krebses
Zum Bad Wendekreis des Steinbocks
Zum Bad Polarkreis
Zum Bad Antarktischer Kreis
Zum Bad Nullmeridian
Zum Bad 180. Meridian
Zum Bad Datumgrenze
Zum Bad Internationale Datumgrenze
Zum Bad Greenwich
Zum Bad Paris
Zum Bad Berlin
Zum Bad Wien
Zum Bad Prag
Zum Bad Budapest
Zum Bad Belgrad
Zum Bad Sofia
Zum Bad Konstantinopel
Zum Bad Athen
Zum Bad Rom
Zum Bad Neapel
Zum Bad Palermo
Zum Bad Tunis
Zum Bad Algier
Zum Bad Tripolis
Zum Bad Kairo
Zum Bad Alexandrien
Zum Bad Jerusalem
Zum Bad Damaskus
Zum Bad Bagdad
Zum Bad Teheran
Zum Bad Isfahan
Zum Bad Schiras
Zum Bad Buschir
Zum Bad Bombay
Zum Bad Madras
Zum Bad Kalkutta
Zum Bad Rangun
Zum Bad Singapur
Zum Bad Batavia
Zum Bad Sydney
Zum Bad Melbourne
Zum Bad Adelaide
Zum Bad Perth
Zum Bad Auckland
Zum Bad Wellington
Zum Bad Honolulu
Zum Bad San Francisco
Zum Bad Los Angeles
Zum Bad San Diego
Zum Bad Mexiko
Zum Bad Havanna
Zum Bad Kingston
Zum Bad Port-au-Prince
Zum Bad Caracas
Zum Bad Bogota
Zum Bad Quito
Zum Bad Lima
Zum Bad La Paz
Zum Bad Santiago
Zum Bad Buenos Aires
Zum Bad Montevideo
Zum Bad Rio de Janeiro
Zum Bad Sao Paulo
Zum Bad Belem
Zum Bad Manaus
Zum Bad Iquitos
Zum Bad Cuzco
Zum Bad Arequipa
Zum Bad Antofagasta
Zum Bad Valparaiso
Zum Bad Concepcion
Zum Bad Puerto Montt
Zum Bad Punta Arenas
Zum Bad Ushuaia
Zum Bad Kap Horn
Zum Bad Feuerland
Zum Bad Magellanstraße
Zum Bad Pazifik
Zum Bad Atlantik
Zum Bad Nordpol
Zum Bad Südpol
Zum Bad Äquator
Zum Bad Wendekreis des Krebses
Zum Bad Wendekreis des Steinbocks
Zum Bad Polarkreis
Zum Bad Antarktischer Kreis
Zum Bad Nullmeridian
Zum Bad 180. Meridian
Zum Bad Datumgrenze
Zum Bad Internationale Datumgrenze
Zum Bad Greenwich
Zum Bad Paris

ab, das den normalen Weg zur Kleinen Fermeda angenehm erreichen läßt. Ganz hoch, an den Wänden, geht ein Steig zum Ausgange der Odlaschlucht. Somit sind alle Kletterrouten der westlichen Geislergruppe auf gebahntem Wege leicht erreichbar, eine Annehmlichkeit, die wohl selten anderswo zu finden sein wird.

Zum Fuß der Westabstürze der Ersten und Zweiten Kanzel führt ebenfalls ein gut angelegter Zickzackweg.

Unter den Nordabstürzen der Pela de Vit läuft ein Steig durch, den ich erwähnen muß, damit er niemanden irreführt; er ist nämlich nur ein Zugang zu einem Übungsplatz für Wegversicherung. Touristisch käme er nur für die Routen auf die Pela de Vit in Betracht, die aber wohl wenige Kletterer der Zukunft sehen werden.

Rund um die Geislergruppe

Einen Rundgang um die Geislergruppe kann ich allen stillen Bergwanderern wärmstens empfehlen. Auch der wilde Kletterer wird an den Einblicken, die er gewinnt, seine Freude haben und die dunklen Wälder der Nordhänge werden sein Gemüt wohltuend beruhigen.

Ich machte diese Wanderung an einem Rasttage. Wir verfolgten den Weg zum Wasseralpjöchel, der unter dem Col da Cruz, einem südlichen Vorbau des Torkofels, durchläuft und dann den Steilabbruch des Wassertales ersteigt. Von der flachen Mulde oberhalb bietet die höchste Kanzel einen schönen Anblick. Durch zwei tiefe Kaminschluchten wird sie in drei ungemein kühne Türme gespalten, die aber in Wirklichkeit nur Felsrippen sind. Von einer Durchkletterung der linken Schlucht wird später die Rede sein. Auf dem Wasseralpjoch öffnet sich der Blick in das Campillertal. Vor allem aber fesselten mich die Nordabbrüche der Puezspitzen, besonders die jungfräuliche Nordwand der Pizza Doleda, die sich um so kühner erhebt, je weiter man auf dem zum Kreuzjoch gehenden Weg absteigt. Zugleich tun sich die Wände des Campillergrates auf. Noch bevor der Weg das Kreuzjoch erreicht, führt eine grasige Rinne gegen den Vilnößbach hinab, in dessen Nähe wir den Adolf-Munkel-Weg erreichten.

Nun war es aber an der Zeit, einen Blick auf die herrlichen Nordwände der Geislergruppe zu werfen. Vor allem fesselte mich der Absturz der Großen Furchetta, die ihre Unberührtheit selbst sieggewohnten Kletterern gegenüber bis heute bewahrt hat. Eifrig spähte ich mit dem Feldstecher nach ihren schwachen Stellen, aber es gab nur eine denkbare Route — und die war wohl schon versucht worden. Aus grauen Schuttströmen, die in dichte Wälder übergehen, steigen diese Wände auf, zwischen ihnen dunkle Eisschluchten, die Gipfelfelsen nur vom Sonnenlicht gestreift. Während auf der Südseite fahle Felsen in ebenso eintönig gefärbte Wiesen übergehen, hat hier jede Farbe Saft und Kraft. Die roten Abbrüche leuchten aus dem dämmernden Grau und der mächtige Wald vollendet das Bild des Hochgebirges, das einem auf der Südseite trotz aller schroffen Formen nie recht zu Herzen geht.

Durch alle diese Schönheiten windet sich der Adolf-Munkel-Weg. Ein Blick nach dem andern öffnet sich. Schon zeigt die Furchetta ihr Profil; dafür steht breit die Nordwand des Saß Rigais vor uns, von tiefen Schluchten zerrissen; die Vilnösser Odla gleicht einem in die Felsen eingewachsenen Zuckerhut. Wenn wir ein Stück weiterwandern, sehen wir in die Schlucht zwischen Vilnösserturm und Großer Fermeda, in der alle Felsen weißgescheuert sind, von einem großen Felssturz, der aus den Felsen des Vilnösser Turmes vor nicht allzulanger Zeit abgegangen sein muß. Große und Kleine Fermeda wandeln vorbei, dann steigt der Weg an zur Jochscharte. Die ungeheuerlich überhangende Mauer der Fermeda de Soura drückt von oben her. Jetzt sehen wir das Ungetüm in seiner ganzen Ausdehnung, das sich bei einer Besteigung der Kleinen Fermeda nur als unheimlicher Gratrand zeigt.

Der letzte Teil des Aufstieges zur Jochscharte war sehr mühsam, da abgerutschte Erdmassen alle Wegspuren verwischt hatten. Knapp unter der Scharte erstiegen wir

einen östlich vorgebauten Rücken, um die Abstürze, die sich jetzt alle im Profil, kulissenartig einander vorgebaut, zeigen, zu überblicken. Aber auch der Blick nach Westen, gegen die Seceda mit ihren vielfach gestuften und gefalteten Mauern ist sehr schön. Wenn sich das Auge sattgesehen hat an den wilden Felswänden, ruht es aus auf den weichen Flächen der Broglesssenne und des Raschötz, oder blickt hinab zu den vielfach geteilten Feldern des Vilnößtales und hinüber zu den fernen weißen Zentralalpen.

Von der Jochscharte eilten wir über die wohlbekannte Aschkleralpe.

Wir hatten etwa 8 Stunden zu dieser Wanderung gebraucht. Unter den vielen Wegen, die ich in diesem Gebiet kenne, steht mir dieser als einer der allerschönsten in der Erinnerung. Gemütliche Bummler haben in der Franz-Schlüter-Hütte eine passende Raststelle, um den Rundgang in zwei Tagen zu machen.

Kukasattel und Jochscharte

Der Kukasattel liegt zwischen Pitschberg und Seceda. Er bildet einen guten Übergang von der Hütte nach St. Ulrich. — Die Jochscharte, auch Panascharte genannt, trennt Seceda und Fermeda de Soura. Auch sie bildet einen leichten Übergang, doch dürfte im Winter der Abstieg nach Norden wegen der großen Überwächtung kaum möglich sein.

Westliche Fermedascharte und -Schlucht

„Westliche Fermedascharte" heißt die ganz enge Scharte zwischen Kleiner und Großer Fermeda. Sie wurde touristisch wohl sehr selten besucht, da sie von keiner Route berührt wird. Ich betrat sie einmal, um zu untersuchen, ob nicht ein Anstieg von hier zur Großen Fermeda möglich sei, fand aber die Scharte zu beiden Seiten mit ungangbaren Wänden eingefaßt. Nach Norden zieht eine steile Eisschlucht (Westliche Fermeda-Nordschlucht), die nur in ihrem mittleren Teil ein Stück begangen ist (s. Nordwand der Kleinen Fermeda). Nach Süden zieht ebenfalls eine tiefe Schlucht, „Westliche Fermedaschlucht" genannt, die gänzlich durchklettert werden kann, gewöhnlich aber von der Großen Fermeda her erreicht wird. Sie ist die schauerlichste aller begangenen Schluchten in der Geislergruppe und verdient besucht zu werden. Ihr unterster Teil bricht senkrecht ab und wird von den großen Überhängen der Kleinen Fermeda überdacht. Den ersten Aufstieg über den Abbruch vollführte G. Leuchs (Ö. A.-Z. 1905, S. 189) gelegentlich der ersten Ersteigung der Großen Fermeda unmittelbar aus der Westlichen Fermedaschlucht.

Der erste Abbruch kann im Frühsommer, wenn genug Schnee liegt, leicht von rechts her erstiegen werden. Leuchs und auch andere umgingen ihn, indem sie in einer, rechts tiefer beginnenden Grasrinne anstiegen und über Grasschrofen in die Schlucht querten. Es kann aber auch der sehr weite Kamin direkt erklettert werden. Damit ist ein ziemlich breiter Absatz erreicht, von dem nach links die steilen Grasschrofen zur Südwand der Fermada de Cisles (Südgipfel der Kleinen Fermeda) ziehen. Das nächste, sehr weite und glatte Kaminstück wurde meines Wissens noch nie erklettert, sondern es wird auf rasigem Fels rechts umgangen, wobei ein nicht gerade sehr schwerer, aber sehr unangenehmer Quergang zurück in den Kamin zu machen ist. Nun folgt ein etwa 30 *m* hoher, moosiger Kamin, der stellenweise seicht, eng und glatt ist und mit einem richtigen, sehr weiten „Kirchl" endet. Einige Schritte oberhalb klettert man links über eine etwa 15 *m* hohe, sehr schwere, schlechtgriffige Wand zu einem 10 *m* hohen, tiefen Kamin (am unteren Ende des Kamins, an dessen südlicher Wand, guter Mauerhaken), der sich oben verengt und in einen Seitenast der Schlucht führt. Nach Überwindung eines kurzen, nicht besonders schweren Kaminstückes erreicht man leichten, flachen, plattigen Fels. Die Beschreibung dieser Route im „Hochtourist" ist etwas unklar. Es ist möglich, daß „der äußerst schwierige Riß" etwas höher abzweigt als der von mir beschriebene. Ich selbst habe diese Schlucht nie im Aufstieg begangen, jedoch

mehrmals im Abstieg, sowohl von der Kleinen, als auch von der Großen Fermeda kommend. Man steigt von der Stelle, wo die Schuttbänder der Großen Fermeda die Schlucht erreichen (siehe Große Fermeda), etwa 30 *m* auf Schnee oder Schutt abwärts (oder vom Einstieg zur Ostwand der Kleinen Fermeda 60 *m*) zu einem kleinen Absatz, der links hinabzuklettern ist. (Im Frühjahr unbedeutend.) Weiter leicht über Schutt und flache Platten bis zu der Stelle, wo der Hauptast der Schlucht links abbricht. (Hier befindet sich der Einstieg zur Platte, die zur Südkante der Fermeda de Cisles führt.) Im rechten Ast leicht weiter zu einigen von der rechten Wand frisch abgebrochenen Felsblöcken. Von diesen noch etwa 18 *m* weiter (ein plattiges Kaminstück) auf einen Schuttfleck. An der die beiden Schluchtäste trennenden Rippe befindet sich hier ein abgespaltener kleiner Felszacken. Durch den Spalt sieht man bei genauer Untersuchung in den linken Schluchtast hinunter. 2—3 *m* auf den Zacken hinauf und an dem Spalt gegen den linken Schluchtast einige Meter hinunter, bis man in den zum Kamin erweiterten Spalt hineinklettern kann. Dieser endet mit einem kleinen Absatz (Mauerhaken). Über die nun folgende, 15 *m* hohe Wand, die leicht aussieht, aber an einer Stelle im Abstieg äußerst schwierig ist, seilt man sich am besten ab. Der somit erreichte Schluchtgrund bricht sogleich in glattgewaschene Kamine ab. Hinter großen eingeklemmten Blöcken (das Loch nicht übersehen!) kriecht man in das sehr weite „Kirchl" und erreicht, horizontal hineinkletternd, den tiefen Kamingrund. Nun durch den 30 *m* hohen, sehr schweren Kamin weiter. Dieser hat kleine Absätze und ist zu früher Jahreszeit sehr naß.

Ein breiter, glattgewaschener Absatz ist hiermit erreicht. Das folgende, sehr weite, kaum kletterbare Kaminstück wird entweder durch Abseilen überwunden (Mauerhaken, 8—10 *m*) oder in sehr unangenehmer Kletterei links umgangen. Das letzte Kaminstück wird auf eine der im Aufstieg beschriebenen Arten durchklettert; man kann auch unter den Klemmbock hineinkriechen und sich an einem an der linken Wand befindlichen, kleinen, guten Zacken abseilen.

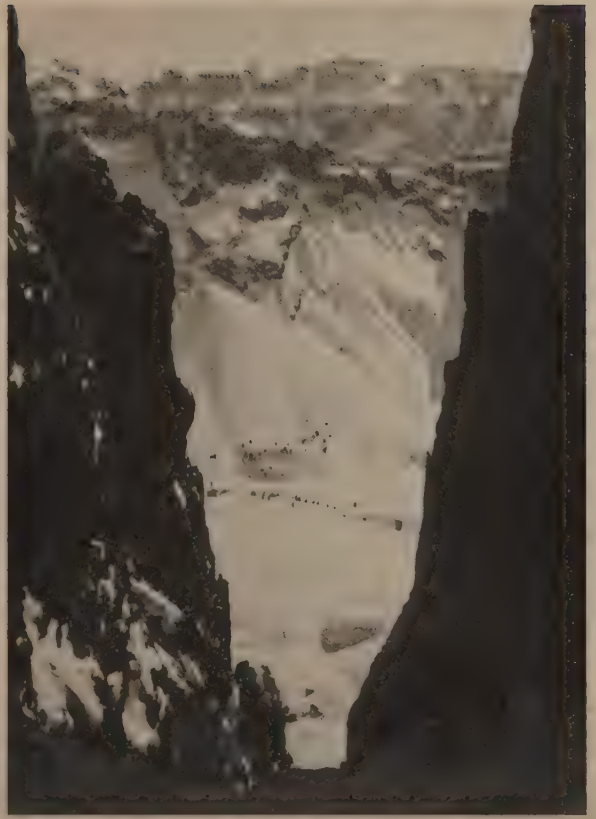
Östliche Fermeda-Schlucht Zwischen Großer Fermeda und Vilnösser Turm schneidet die Östliche Fermedascharte ein. Nach Norden senkt sich wieder eine steile Eisschlucht. Prof. Dr. K. Schulz schreibt in seiner Monographie über die Geislergruppe: „Die sämtlichen Scharten in den Vilnösser Geiseln stellen schauerliche, von häufigen Steinfällen heimgesuchte Klüfte dar." Er glaubt, von Vilnöß her sei nur die Scharte zwischen Großer Fermeda und Odlastock gangbar. Diese Ansicht von der Wildheit der Schluchten hat auch heute noch Geltung, wenn auch nur für die Nordseite. Alle diese Schluchten mögen zwar erkletterbar sein, doch hat meines Wissens noch keine bis heute Liebhaber gefunden. Die Südschlucht ist besonders auf der Odla-Seite von prachtvollen Abstürzen eingefaßt, bietet aber keine übermäßigen Schwierigkeiten. Vom Ausgang der Schlucht geht es über grobes Blockwerk und kurze Stufen bis zum ersten Abbruch. Ein kurzer, schwieriger Kamin führt hinter große, eingeklemmte Blöcke; man kriecht durch das höchste von ihnen gebildete Loch und erreicht damit die Fortsetzung der Rinne. Nach einem kleinen Abbruch, der unschwer links erklettert wird, gelangt man zu einem großen. Ein Stück vor diesem klettert man über eine schräge Platte (30 *m*) nicht besonders schwer an der linken Schluchtwand empor und erreicht so eine Grasterrasse, die wieder nach rechts in den Schluchtgrund zurückführt, der nun schottererfüllt ist und unschwierig zur Scharte führt. Eine Umgehung der beiden Abbrüche ist nach links über Grasschrofen möglich, die mit der oben erwähnten Grasterrasse zusammenhängen.

Hanns Barth phot.

Abb. 1. Saß di Mesdi vom Anstieg zur Vilnösser Odla. Im Hintergrund der Col dalla Piëres, rechts Abbruch der Gran Odla

Hanns Barth phot.

Abb. 2. Der Cumedel in der Geisler-Gruppe



Hanns Barth phot.

Abb. 3. Odlaschlucht gegen die Sellagruppe

Hanns Barth phot.

Abb. 4. Große und Kleine Furchetta vom Torkofel aus

Vilnösser Schartel und Nebenschlucht

Zwischen Vilnösser Turm und dem Nordgipfel der Odla de Cisles befindet sich ein kleines Schartel, dem ich den Namen Unteres Vilnösser Schartel gebe. Nach Süden entsendet es eine enge Schlucht, die durch eine schon vom Tal aus auffallende, vom Hauptgrat abzweigende Kulisse und den Felsen der Cisleser Odla begrenzt wird. Die Schlucht hat im oberen Teile zwei Abbrüche, von denen der untere als schwierig zu bezeichnen ist. Sonst ist sie schutterfüllt und gänzlich harmlos. Sie verliert sich in gangbare Schrofen, die in die Östliche Fermedaschlucht leiten. Über Bänder und Schrofen kann man aber von ihr aus auch ganz leicht zum Südwestpfeiler der Cisleser Odla und auf später beschriebener Route ins Tal gelangen. In dieser Verbindung bildet diese Nebenschlucht einen empfehlenswerten Abstieg vom Vilnösser Turm, der eher leichter ist als der durch die Fermedaschlucht.

Odlaschlucht

Während die Odlaschlucht (zwischen Cisleser Odla und Saß de Mesdi) im Winter und Frühsommer unschwer gangbar ist, hat sie im Sommer und Herbst zwei Abbrüche. Darmstaedter (Zeitschrift 1889) und Helversen (Mitteilungen 1891) finden den ersten Abbruch schwierig. Man kann aber ein Stück vor dem Abbruch nach links zu einem wenig geneigten Kamin emporklettern und so die ganzen Schwierigkeiten umgehen. Anders verhält es sich mit dem gleich darauffolgenden Abbruch, den die beiden Obgenannten leicht fanden, der aber, wenn er aper ist, infolge des glattgewaschenen Gesteines ziemliche Schwierigkeiten macht. Dr. W. Schulze (Mitteilungen 1894, S. 36) beschreibt seine Überwindung sehr richtig. Er kletterte von links her durch einen schiefen, sehr glatten Kamin. Der glatte Felsklotz ist auch direkt zu erklettern. Am besten ist es aber, man benützt den auf der rechten Seite befindlichen Kamin. Der Abstieg ist jetzt erleichtert durch einen Mauerhaken, der auf der östlichen Schluchtwand sich befindet. — Ich hatte an dieser Stelle einmal das Pech, zu stürzen. Das Seil, das ich über einen flachen, sandigen Felsblock gelegt hatte, rutschte beim Abseilen heraus und ich flog rücklings etwa 5 *m* tief ins Geröll, zum Glück mit dem Kopf auf die letzten Reste des Schnees. Eine Mahnung, die mich seither beim Abseilen sehr vorsichtig gemacht hat.

Oberhalb dieses Abbruches zweigt nach links eine Seitenschlucht ab, die gegen das Schartel zwischen Cisleser Odla und Gran Odla führt. Sie wird beim normalen Anstieg zur Cisleser Odla nur ein kurzes Stück benützt und möge Cisles-Schlucht heißen.

Untere und Obere Odlascharte

Die Hauptschlucht endet mit der Unteren Odlascharte, die aber wegen der anstrengenden Schottertreterei in der Regel nicht durch die Odlaschlucht erstiegen wird, sondern von der Mittagsscharte her. Man verfolgt dabei den als Aufstieg zum Kumedel beschriebenen Weg von der Mittagsscharte (siehe Kumedel). Vom Ende der zur Hauptrinne parallelen Rinne in die kleine, jenseits befindliche, von feinem Sand erfüllte Rinne. Der feine, harte Sand soll früheren Besteigern Schwierigkeiten gemacht haben; wir fanden aber nie auch nur die geringsten Beschwerden. Durch diese Rinne erreicht man das Schartel zwischen Kumedel und dem nördlich vorgelagerten, gänzlich bedeutungslosen Zacken „Pittl Saß de Mesdi", dessen Name übrigens höchst ungerechtfertigt ist, da er mit „Mittag" gar nichts zu tun hat. — Auf der anderen Seite des Schartels zieht eine Schneerinne hinunter, die sich etwas tiefer mit der von der Unteren Odlascharte nordwärts ziehenden vereinigt. Sie wird an ihrem oberen Rande absteigend gequert und somit die Untere Odlascharte erreicht. Der Quergang ist in der Regel harmlos; ich habe niemals blankes Eis vorgefunden, doch kann zuzeiten solches angetroffen werden. — Zur Oberen Odlascharte, die zwischen Gran Odla und Vilnösser Odla liegt, führt von der Unteren Odlascharte eine ganz leichte Geröllrinne. Die

Mittagsscharte, die, wie vielfach erwähnt, leicht gangbar ist, trennt die westliche von der östlichen Geislergruppe und damit auch die Nadelformen der Gipfel von den breit-massigen Bergformen. Während im Süden die Schluchten diese Wandlung mitmachen und sich zu Tälern verbreitern, ist dies im Norden durchaus nicht der Fall, im Gegenteil, hier nehmen die Schluchten einen noch viel wilderen Charakter an. Das Schartel zwischen Saß Rigais und Furchetta bietet nach Norden einen schauerlichen Tiefblick. Von senkrechten Wänden eingefaßt, stürzt eine Eisrinne zu Tal.

Wasserrinnental Von Süden zieht zum Fuße der Furchetta das Wasserrinnental. Es erhält seinen besonderen Reiz durch die mächtige Westwand des Torkofels. Das eigentliche Tal ist von dem vorerwähnten Schartel gekrönt; nach Osten biegt aber eine ziemlich steile Schneerinne zur Scharte „La Porta" ab, die beinahe den Scheitel dreier zusammenstoßender Gratlinien bildet: des Torkofels, der Kleinen Furchetta und der „Unbenannten Spitze" (P. 2910). Nach Osten ziehen breite Geröllhalden ins Wassertal; im Norden sehen wir ein prächtiges Bild: die lotrechte Nordwand der Kleinen Furchetta, in eine Eisrinne abstürzend.

Eisschartel und Wasseralpjoch Zwischen P. 2910 und Wasserkofel liegt die schmale Kerbe des „Eisschartels", das ebenfalls nach Norden eine wilde Eisschlucht sendet. — Vom Wasserkofel südlich sinkt der Campillergrat zum Fuße der Kanzeln ab, mit diesem das Wasseralpjoch (Furcella da l'Ega) bildend.

Wassertal Wir sind somit die Umrahmung des Wassertales abgegangen, das seinen Namen zahlreichen Quellen verdankt, die aber vor seinem Steilabbruch wieder versiegen. Wenn wir die Kanzeln noch als zur Geislergruppe gehörig nehmen, so bildet ihre östliche Grenze das Campiller Jöchl (Furcella della Roa), über das ein Steig führt.

Siëllesjoch und La Pizza Die Reihe der Übergänge schließen: Das Siëllesjoch (Furcella de Forces de Siëlles), Übergang aus dem Cisles- ins Lange Tal, und die Scharte bei „La Pizza", Übergang von der Regensburger Hütte zur Stevia-Alpe.

Nachdem wir jetzt Scharten, Schluchten und Täler kennengelernt haben, kommen wir zum wichtigsten, der Beschreibung der Berggipfel der Gruppe.

Die Kleine Fermeda (Fermedaspitze), 2810 *m* Ich beginne die Beschreibung der kletterSportlichen Erschließung der Geislergruppe mit deren westlichstem Eckpfeiler, der Kleinen Fermeda. Mein Vorsatz ist, das ganze Gebiet von Grund auf neu zu bearbeiten, und ich werde daher auch alle Routen, die schon im „Hochtourist" von H. Heß und L. Purtscheller enthalten sind, anführen, wozu mich die große Mangelhaftigkeit mancher alten Beschreibungen berechtigt. Die große Zahl der Wege zwingt mich natürlich, vieles nur im Stil trockener Beschreibung zu bringen. Trotzdem hoffe ich aber allen, die dieses schöne und durch den Krieg wenig mitgenommene Gebirge besuchen wollen, und jenen, die diese Gruppe einstens durchwandert haben, manch Interessantes erzählen zu können. Die alten Ersteigungsdaten, sie sind ohnehin im „Hochtourist", werde ich zum größten Teil weglassen.

Gewöhnliche Route. Wir wandern auf dem schönen Zickzackweg, den die Bergführerabteilung angelegt hat, an den Fuß der Felsen. Um den Einstieg braucht uns diesmal nicht bange zu sein, denn der Weg leitet uns sicher. Dort, wo die senkrechte unterste Wandflucht der Südwand der Kleinen Fermeda mit den breiten

Rasenschrofen der westlichen Ausläufer zusammenstößt, zieht eine kleine Rinne empor. Hier betritt man das eigentliche Massiv des Berges. Deutliche Steigspuren, die in dem weichen Grasboden tiefe Stufen bilden, führen, meist sich etwas links haltend, auf die Kammlinie, die dort erreicht wird, wo sie den ersten Steilaufschwung nimmt. Wir haben einen Punkt gewonnen, der es lohnt, etwas zu verweilen. Nicht der Blick auf die hohen Eisgebirge im Norden und Westen allein fesselt, sondern besonders das, was Gott in der Nähe aufgestellt hat. Nach Westen, gegen die Jochscharte, zieht der grasige Rücken, sein Name ist: Fermeda de Soura. Harmlos erscheinen seine mit Edelweiß übersäten Steilwiesen. Auf dem Grat aber spüren wir plötzlich Luft. In einer einzigen, ungeheuer überhangenden Flucht schießt die gelbe Nordwand zu Tal. Ein ganz neuer Einblick in unser Gebirge eröffnet sich, wenn wir seine Nordwände betrachten. Der Typus der viel steileren Nordabdachung ist durchgreifend. Diese Felsen gleichen dem Kamm einer hochaufspritzenden Welle, der sich langsam nach einer Seite neigt. Daraus erklärt sich auch, daß keine einzige Nordwandroute der ganzen Geislergruppe auf den Gipfel mündet.

Die Kleine Fermeda fesselt uns zunächst. Als ein ungeheures, überhangendes Horn schwingt sich ihr scheinbarer Gipfel auf. Weiter rückwärts liegende Gratzacken sagen uns aber, daß das, was wir sehen, nicht der eigentliche Gipfel ist. Der ganze Bau der Kleinen Fermeda wird uns jetzt erst klar. Die kühne Spitze, die man von der Hütte aus sieht, ist ein nach Süden vorgebauter Gipfel (Fermeda de Cisles genannt), der mit dem höchsten Punkt durch einen kurzen, scharfen Zackengrat verbunden ist. Die Kleine Fermeda bildet also den Scheitelpunkt zweier zusammenhängender Grate. Der Südgrat bricht ab in die steile Südwand der Fermeda de Cisles, der Westgrat endet mit dem Felshorn, das wir vor Augen haben. Einer Pfeilspitze gleich starrt links davon der Vilnösser Turm. Ihm schließen sich an: Vilnösser Odla und Saß Rigais.

Der steile Grataufschwung, der den Weg zu versperren scheint, wird leicht umgangen, indem man auf der Nordseite über Schrofen auf sein Dach klettert. Wir sind jetzt auf dem weithin sichtbaren, flachen, etwas nach Osten geneigten Stück des Grates angelangt und erreichen rasch seine tiefste Stelle. Jetzt beginnt die eigentliche Kletterei, die, wenn sie auch keine besonderen Schwierigkeiten hat, immerhin recht hübsch ist. Man hat nun die Wahl zwischen zwei Wegen: Entweder man klettert gerade empor zu einem ziemlich glatten Kamin, der auf schotterigen Rasen führt, — dies ist die schönere Route, — oder man wendet sich etwas nach rechts und klettert in einer kleinen, rinnenartigen Mulde empor, die wieder auf schotterige Schrofen führt, die von den ersterwähnten durch einen grasigen Höcker getrennt sind. Diese Variante ist im Sommer sehr leicht, im Winter wird man aber durch Vereisung gezwungen, auf die die Mulde links begrenzende Rippe zu gehen. Eine harmlose Rinne (im „Hochtourist" „Couloir" genannt) zieht nun nach rechts empor. Knapp vor ihrem Ende verlassen wir sie nach links und erreichen den Grat an einer ebenen Stelle. (Hier mündet die Nordwandroute.) Nun klettern wir, immer in der Nähe der Gratschneide, ein gutes Stück empor, bis die Felsen schlechter gangbar werden. Ein kleines Schartel zur Rechten weist uns den Weiterweg. Auf etwas absteigendem Band queren wir in die Südflanke des Grates. Nach einer blockartigen Unterbrechung lockt eine kleine, steile Rinne zurück auf den Grat; wir folgen ihr aber nicht, sondern gehen noch etwa 10 *m* weiter nach rechts, wo ein hübscher Kamin auf die Höhe des Grates führt. Einige flache Verschneidungen haben wir noch zu überwinden, dann eilen wir fast horizontal hinüber zum Gipfel.

Der Ausblick ist zwar nicht umfassend, weil die Große Fermeda einen großen Teil des Gesichtsfeldes absperrt, aber staunend gleitet der Blick gerade über deren haltlose Abbrüche, schweift hinunter gegen das Tal von Vilnöß und erfreut sich an dem Gegensatz zwischen den schneedurchsetzten, kühlen Felsen und den grünen Matten des Tales.

Die Südwand. Die Südwand der Fermeda de Cisles wurde am 12. März 1917 durch Gustav Jahn, Karl Huter und Rudolf Eller erklettert. Die schöne, südliche Lage und die nicht allzu schwere, stellenweise sehr ausgesetzte Kletterei machen diese Route zu einem sehr dankbaren Unternehmen.

Am Nachmittag des 2. August 1917 zog ich mit Herrn Hauptmann N., der bei uns zu Besuch war, aus, um mit ihm diese Tur zu machen. Die steile Wand, in der ich ihm ungefähr den Weg zeigte, schien ihm nicht viel Vertrauen einzuflößen; er hatte mich offenbar in Verdacht, ich wolle ihn auf etwas besonders Schweres führen, um mich auf seine Kosten lustig zu machen. Um so mehr war er dann von der Kletterei erfreut, die er spielend bewältigte.

Beim Ende der Westlichen Fermedaschlucht zogen wir die Kletterschuhe an, denn hier erfolgt der Einstieg. Das erste Kaminstück, das in früher Jahreszeit mit Schnee zugedeckt ist, machte einige Schwierigkeiten. Wir hätten es allerdings umgehen können (siehe „Schluchten"). Wir zogen aber den schwierigeren und kürzeren Weg vor. Ein kurzes Stück, das extremes Spreizen erfordert, und der eingeklemmte Block waren bald überwunden. Von dem kleinen Schuttkessel, den die Schlucht nun bildet, wandten wir uns nach links, um die breiten, rinnenartigen Grasflächen zu erreichen, die unter den mächtigen gelben Abbrüchen der Kleinen Fermeda steil nach links emporführen. Leicht und rasch kamen wir höher und erreichten eine Rasenterrasse. Die hohen Abbrüche über uns ließen den Weiterweg noch immer recht fraglich erscheinen, denn sie senden einen senkrechten Gürtel nach Westen. Einige Schritte nach abwärts brachten uns in einen höhlenartigen Winkel, der uns auch die Lösung enthüllte. Ein tiefer, von Blöcken durchsetzter Spalt führt von hier schief nach links auf die Rasenzone, die sich über dem senkrechten Gürtel befindet. Ohne wesentliche Schwierigkeiten erkletterten wir diese sehr interessante Stelle. Ein Stück mußten wir noch auf Rasen aufwärts, dort aber, wo diese wieder horizontal umbiegen und zu dem Sattel im Westgrat leiten, bei dem der Einstieg in die eigentlichen Felsen des gewöhnlichen Weges beginnt, hieß es jetzt nach rechts abzweigen. Ein undeutlicher, etwas nach rechts führender, rasenbesetzter Riß brachte uns in die Mulde, die durch den Süd- und den Westgrat der Kleinen Fermeda gebildet wird. Ein scharfes Auge war jetzt notwendig, um den richtigen Weg zu finden. Immer rechts haltend, stiegen wir über Schrofen gegen eine graue, senkrechte Wand, von der links ein schwarzer, ungangbarer Riß herabzieht. Rechts von diesem, dort, wo die Schrofen am weitesten hinanreichen, kletterten wir empor. Eine kleingriffige Stelle brachte mich unter überhangende Felsen, die mich nach links drängten. Ich mußte um einen etwas herausdrängenden Bauch herum und erreichte bei einem kleinen Zacken, an dem eine Seilschlinge befestigt war, Stand. Das Schwierigste war nun vorbei, doch befanden wir uns in sehr luftiger Lage. In einer plattigen Verschneidung ging es noch etwa zehn Meter empor, dann kam der Quergang, von dem ich schon viel gehört hatte. An guten Griffen und Tritten geht es, allerdings sehr ausgesetzt, nach rechts. Ich fand hier mehrere Mauerhaken, die von einer militärischen Übung herrührten. Etwas ansteigend erreichten wir eine kleine Kanzel und sahen, daß wir somit das leichtere, allerdings sehr steile Schrofenfeld erreicht hatten, das sich, vom Tal aus gesehen, als ungegliederte, graue Gipfelwand darstellt. Man klettert, im allgemeinen schwach rechts sich haltend, sehr steil empor, kann sich schließlich gegen die Südostkante halten und über diese den Gipfel erreichen, oder, wie wir es taten, bei einer blockigen, von einem kleinen Riß durchzogenen Wand direkt gegen die Südspitze emporklettern. Beim Steinmann hielten wir Rast und Umschau. Die „Platte" der Großen Fermeda erscheint von hier aus in schauerlicher Glattheit und doch wußte ich, wie gemütlich man da emporturnt. Beim Übergang zum Nordgipfel werden die scharfen Türme zwischen beiden Gipfeln umgangen. Über leichten Fels stiegen wir zur nächsten Scharte ab, um-

Aquarell von Gustav Jahn

Bruckmann aut. et impr.

Gesamtbild der Geislergruppe

gingen den ersten Turm links, um aber sofort in das nächste Schartel emporzusteigen. In einer rotsandigen kleinen Rinne ging es einige Meter abwärts, dann über eine kleingriffige, nach Norden geneigte Platte. Ein wagrechter Quergang, der am Schluß eine nicht ganz leichte Stelle hat, brachte uns in das letzte Schartel, von dem leichte Schrofen zum Hauptgipfel führen. Zum Aufstieg über die Südwand benötigt man etwa 1½—3 Stunden, der Übergang zum Nordgipfel, der im „Hochtourist" mit 1 Stunde angegeben ist, dauert aber nicht länger als eine Viertelstunde.

Ohne Seil, laufend und springend, eilten wir den gewöhnlichen Weg hinab, mein „Herr" war sehr erfreut und befriedigt über die schöne Tur und auch ich war froh, außer dem dienstlichen Getriebe einmal wieder auf der Höhe gewesen zu sein.

Die Leuchssche Route über die Südostkante gereicht der Kleinen Fermeda nicht zur Schande. Vor allem die Plattenkletterei aus der Westlichen Fermedaschlucht zum Grat ist sehr eigenartig, ausgesetzt und auch als sehr schwierig zu bezeichnen, besonders da es nicht leicht ist, die besten Stellen zu finden. Ich bezeichne diese Route als „Südostkante" und nicht als „Südwand", obgleich sie im „Hochturist" so heißt. Der Name „Südwand" gebührt ohne Zweifel der oben beschriebenen Jahnschen Route. Leuchs ist zwar im oberen Teile in die Südwand hineingeklettert, da dies aber nicht notwendig ist, ist wohl die Bezeichnung „Südostkante" gerechtfertigt.

Nun zur Beschreibung des Weges: Es gilt vorerst die Westliche Fermedaschlucht zu erreichen. Dies geschieht entweder, indem man direkt in der Schlucht ansteigt, oder — viel leichter — indem man über die Große Fermeda her in die Schlucht klettert. (Dieser Weg wird später Erwähnung finden.) Man steigt nun in der Schlucht ab, bis zum Abbruch ihres linken Astes. Von hier zieht ein steiler Plattenschuß schief nach links zum Südostgrat empor. Nach 50—60 *m* wird dieser erreicht. Die Erkletterung der Südostkante hat weiter keine besondere Schwierigkeit, mit Ausnahme eines Abbruches in etwa ein Drittel der Höhe, der knapp rechts an der Kante schwierig erstiegen wird. — Weiter rechts von dem Aufstieg über den Plattenschuß vollführte Forcher-Mayr eine Variante, die etwas höher auf die Kante mündet.

Ein Weg von großer Schönheit und sportlicher Bedeutung ist die Ostwandroute, die Georg Leuchs eröffnet hat. Ihre Schwierigkeit ist nicht viel größer als die der Ostwand der Großen Fermeda, und daß sie nicht schon viel mehr Beliebtheit sich erworben hat, liegt wohl an der schlechten Beschreibung im „Hochtourist".

Von der Stelle, wo der Weg von der Großen Fermeda her die Westliche Fermedaschlucht erreicht, steigt man in dieser noch etwa 20—30 *m* über sandiges Gestein oder Schnee empor. Rechts zieht nun ein großer, unten abbrechender Kamin an der Großen Fermeda empor. (Leuchs' Aufstieg zur „Platte".) Links an der Kleinen Fermeda befindet sich eine 20 *m* lange, kleine Steilrinne. In ihr empor bis an ihr Ende. Nun über sehr kleingriffige, aber nicht sehr steile Platten ganz wenig ansteigend nach links (20 *m*) in eine Rinne, die in einen Kamin übergeht. Rechts von diesem empor in die Fortsetzung des Kamins. Unter einem ungeheuren, eingeklemmten Block bis in den meist mit etwas Eis erfüllten Hintergrund. Hinter eingeklemmten Blöcken schlieft man durch ein sehr enges Loch und gelangt so auf einen kleinen Schuttplatz, ober dem sich der Kamin gabelt. (Linker Ast moosig und überhangend.) Im rechten Ast schwierig empor (30 *m*; in der Mitte moosiger Überhang). Dieser Kamin wird durch eine auf der Spitze stehende, schildförmige, gelbe Wand wieder geteilt. Einige Meter unter ihrer Spitze befindet sich ein 1½ *m* hoher, losgespaltener Felsen an der linken Kaminwand. Hinter diesem durch und wagerecht auf die Rippe, die den begangenen Kamin von dem links liegenden Ast trennt. Auf dieser Rippe 4—5 *m* nahezu senkrecht empor, dann leicht in einen Gerölkessel und durch eine Rinne in die dem Nordgipfel zunächst liegende Scharte. Leicht weiter zur Spitze. 1 bis 1½ Stunden von der Schlucht.

Eine Variante zu dieser Route scheinen die Herren R. Redlich-Wien und W. Hegemann-Berlin gefunden zu haben, wie aus einer vorgefundenen Visitkarte zu schließen ist. Diese lautet: „4. August 1911. Neuer Aufstieg über die Ostwand. Am Grat, beim Ausstieg Steinmann mit Karten und Markierungsblättern. Gipfelbuch nicht vorgefunden." Wo dieser Aufstieg gehen soll, ist aus dieser Route nicht ersichtlich.

Die Nordwände der Geislergruppe bildeten für mich schon lange einen Grund zu schlechtem Gewissen. Ich war daher sehr froh, als ich am 24. August 1917 eine Offizierstur über die Nordwand der Kleinen Fermeda durchsetzte. Wir stiegen auf die Jochscharte und jenseits auf dem Weg soweit ab, bis wir für gut fanden, ihn zu verlassen, um unter den prachtvollen, überhangenden Wänden der Fermeda de Soura durchzuqueren. Es war aber ein hartes Stück Arbeit, auf dem losen Geröll weiterzukommen. Manche Schuttrinne war zu überwinden, in ewigem Auf und Ab mühten wir uns hinüber. Endlich war jener große Kegel aus sandigem Schutt erreicht, der eigentlich von drei Schluchten gebildet wird: von der Schlucht zwischen Kleiner und Großer Fermeda, die ich Westliche Fermeda-Nordschlucht nennen will, der zwischen Großer Fermeda und Vilnösser Turm, der Östlichen Fermeda-Nordschlucht, und einer Schlucht, die zwischen Vilnösser Turm und dessen nördlichem Vorbau herabkommt und sich mit ihrer westlichen Nachbarin kurz vor ihrem Ende vereint. Es ist dies ein großartiger, düsterer Winkel. Die Westliche Fermeda-Nordschlucht bricht in weiten, dunkeln Kaminen ab, daher ist es erklärlich, daß die Nordwandroute auf die Kleine Fermeda diesen Abbruch über die Felsen der Großen Fermeda umgeht. Besonders eindrucksvoll ist aber die Schlucht, die vom Vilnösser Turm kommt. Ein großer Felssturz hat da einst stattgefunden, von oben droht die rote brüchige Wand und deutlich ist ersichtlich, daß noch heute manches Stück nachkommt. (Von der Regensburger Hütte bis zum Einstieg benötigten wir 2¼ Stunden.)

Über Schutt und zuletzt über Schnee hatte ich das glattgewaschene, etwas überhangende Ende der Östlichen Fermedaschlucht erreicht. Meine drei Gefährten waren noch ein Stück zurück. Ich bemühte mich gerade, meine Flasche an dem herabrieselnden Wasser zu füllen, da sauste ein faustgroßer Stein herab. Gleich darauf hörte ich einen Warnungsruf meiner Kameraden. Ich fühlte mich vor einzelnen Steinen genügend gedeckt und zögerte noch einige Sekunden, bis mich dumpfes Dröhnen beweglich machte. Ich konnte aber nur mehr einige Schritte nach rechts in eine nischenartige Höhlung flüchten, dann kam es über mich her. Eng an den Fels gepreßt lag ich da, hielt den Rucksack über den Kopf, konnte es mir aber doch nicht versagen, darunter hervor dem großartigen Schauspiel zuzusehen. Es war eine richtige Steinlawine. Rucksackgroße Trümmer flogen heulend herab, Schnee und Schutt spritzten hoch auf, einige faustgroße Brocken schlugen ganz knapp, klatschend vor mich hin. Mit einigem Atemstocken und einem resignierten „Kannst nix machen" wartete ich den Aufruhr ab; schließlich wurden die fallenden Trümmer seltener und endlich waren rieselnder Sand und springende Körner die einzigen Nachwehen des Ereignisses. Mit befreiter Fröhlichkeit und eifrigem Wortwechsel versammelten wir uns in meiner schützenden Nische. Besondere Lustigkeit hatten die gewandten Sprünge eines Freundes erweckt, der im geruhsamen Aufstieg über den harten Schnee große Vorsicht bezeigt hatte, auf der Flucht aber bedeutende Kühnheit entwickelte. Während wir so lustig uns unterhielten, ahnten wir freilich nicht, daß bei der ganzen Geschichte ein Menschenleben in höchster Gefahr gestanden hatte. Eine unserer Mannschaftsgruppen hatte die Große Fermeda bestiegen. Auf dem fast ebenen, unschwierigen Gipfelgrat brach unter dem Instruktor ein einige Meter breites Stück des Grates ab, und nur einem Zufall war es zuzuschreiben, daß er sich, schon im Rutschen, noch halten konnte.

Wir begannen nun die Kletterei, und zwar vorerst noch in Nagelschuhen. Ich kletterte in der Nische, die mich so gut geschützt hatte, empor, erreichte eine kleine

Rinne und nach 20 *m* ein schönes, wagrechtes Band. Eine alte Steindaube und eine rostige Konservenbüchse bewiesen mir, daß die Erstersteiger (Wolf v. Glanwell, Frh. v. Saar, K. Domenigg, 1901) hier gerastet hatten, was schon nach der Beschreibung zu vermuten war, in der die Zeitangabe gerade bis hierher reicht.

Einige Schritte nach links führten in den schneebedeckten Schluchtgrund, der nach rechts, gegen die Große Fermeda, einen Seitenast entsendet. In diesem stiegen wir an. Nahe an seinem Ende passierten wir ein durch Blöcke gebildetes, eisiges und nasses Loch; gleich darauf wendeten wir uns nach rechts und kamen, erst etwas ansteigend, auf ein wagrechtes, schuttbedecktes, breites Band, das uns auf ein Schartel in der diesseitigen Begrenzung der westlichen Schlucht führte. Der große Abbruch dieser Schlucht lag nun unter uns. 30 *m* stiegen wir auf hartem Schnee, die Schlucht querend, weiter, gegen einen kleinen Einriß in ihrer anderen Seite. Wir benützten diesen aber nicht, sondern kamen links von ihm über sehr sandigen Fels 20—30 *m* höher. Wir waren somit am Fuß der „Schichtfläche" angelangt, von der in der Beschreibung die Rede ist. Eine kurze Rast, zum Anlegen der Kletterschuhe, wurde gemacht. Ich betrachtete die schauerlichen Wände der Großen Fermeda und des Vilnösser Turmes, die in ihrer schattigen Kühle, mit den Schneerinnen und dem roten, scheinbar ewig rieselnden Fels, ein prachtvoller Anblick waren. Die Kletterei begann nun schwieriger zu werden. Etwa 50 *m* klettert man an der breiten, sehr steilen Schichtfläche nach rechts empor. Diese Stelle hat einige Ähnlichkeit mit dem Plattenschuß zur Südostkante des Berges, nur sind die Griffe oft noch viel kleiner und verfandet, dafür ist sie aber nicht so steil. Einige Schwierigkeit bot das Überklettern eines anscheinend lose aufliegenden Blockes, der einen sehr unsicheren Eindruck machte. Kurz vor dem Ende der Platte, das sich nach aufwärts biegt, zweigt bei einer brüchigen Nische ein schönes, 20 *m* langes Band nach rechts ab. Die „Hochtourist"-Beschreibung begann hier vollständig unklar zu werden. Ich kletterte vom Ende des Bandes, rechts von einer nassen, moosigen Wand, etwa 10 *m* steil empor. Weiter ging es leicht halbrechts zu Geröll und zu auffallenden Felsblöcken an der rechten Kante des sichtbaren Teiles der Wand. Wenig links ober diesem Gerölfleck zieht eine graue Verschneidung, die im Grunde einen Riß besitzt, 20 *m* hoch empor. In schöner, schwieriger Kletterei spreizte ich höher und war sehr erfreut, als ich mich plötzlich auf der großen Schutterrasse befand, die vom Gipfel durch hohe Abbrüche getrennt wird und die ich schon so oft von oben aus betrachtet hatte.

Die überhangende, rote Gipfelwand schlug freilich von vornherein jede Hoffnung auf einen direkten Ausstieg ab. Selbst die Felsen unter dem flachen Stück des Westgrates, nach denen die Beschreibung wies, erschienen sehr abweisend. Diese Wandfluchten, die rechts und links immer wilder sich bäumten, ihre rote Farbe, mit den prachtvollen, vom Wasser gezeichneten Tigerstreifen, das alles machte einen tiefen Eindruck auf mich. Das hier war freilich kein Klettern in sonniger Wand, in festem Fels, wie auf der Südseite, aber, da war mächtiges Aufbäumen, waren satte, schattige Farben, vom bläulichen Schnee, bis zum rotgrauen Fels und stahlblauen Zenit, wildes Gebirge und nicht mehr „ideales Klettergelände", hier fühlte ich mich ganz wohl!

Etwas links von dem ebenen Teil des Westgrates befindet sich unter der gelben Wand eine auffallende, graue Platte. Wir querten den Schuttfleck etwas ansteigend und kletterten links von dieser Platte empor. Zu meiner Überraschung erreichte ich bald ein herrliches Schuttband, das ober ihr nach rechts zieht und an einem Köpfel endet. Eine etwa 8 *m* hohe, graue Wand schien den Weiterweg zu sperren. An selten schönen und festen Griffen turnte ich empor — und schon lag wieder ein prächtiges, fein beschottertes Band vor mir, das wie ein angelegter Spazierweg nach rechts führte. Es endet nach 10—15 *m* an einem Kamin, der von unten heraufkommt, ein Loch bildet und sich, etwas überhangend, als Riß nach oben fortsetzt. Die Erst-

ersteiger hatten diesen Riß benützt. Ich zog es aber vor, über die prachtvoll griffige Wand rechts von ihm zu klettern. — Plötzlich in die Sonne auftauchend, lag wieder das südliche Land, — Aschkleralpe, Langkofel — vor mir.

Die Große Fermeda (Fermedaturm), 2867 *m*

Ich schreibe diese Abhandlung mitten im winterlichen Hochgebirge nieder. Schwer fällt es mir oft, bei der fortwährend gestörten Ruhe, damit weiterzukommen. Den fortwährenden Aufenthalt im Gebirge betrachte ich indes als ein seltenes Glück, das wenigen beschieden ist, das selbst im Frieden nicht jeder haben kann. Ein großes Hindernis für meine Arbeit liegt aber darin, daß mir die alpine Literatur nicht zugänglich ist, und so kann ich manches nicht mit der gewünschten Genauigkeit bringen.

Die Ersteigungsgeschichte des Fermedaturmes bildet ein Kapitel für sich und ich kann mich schon aus den oben angeführten Gründen nicht darauf einlassen. Es genügt, zu erwähnen, daß Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre schon die ganze Südseite des Berges an den verschiedensten Stellen von Bergsteigern betreten wurde. Die Südwand des Berges, die von weitem, besonders in der Mittagssonne, so unzugänglich aussieht, ist in Wahrheit so zerklüftet, daß bei der ursprünglichen Unberührtheit der Felsen verschiedene Wege eingeschlagen werden mußten.

Der Fermedaturm ist entschieden der schönste Berg der Gruppe. Von Norden gleicht sein Gipfel einer kurzen, oben abgerundeten Felssäule, von Süden ist er der eigentliche Turm, mit einem sanft gewölbten Gipfelgrat: unvergleichlich kühn und schlank erscheint er vom Siëllesjoch oder vom Col dalla Piëres, wie ein schlanker Kegel, mit parabelartig hohlgekrümmten Umrißlinien vom Fuß der Cisleser Odla. Diese hervorstechende Form, im Verein mit der verhältnismäßigen Leichtigkeit und Schönheit der Ersteigung haben der Großen Fermeda den ersten Platz unter diesen Bergen gesichert. Es ist daher auch ihre Ersteigungsgeschichte eine ziemlich weit zurückreichende. Keine einzige neue Route wurde an ihr während der Anwesenheit der Bergführerabteilung entdeckt.

Der alte, „gewöhnliche Aufstieg" ist wohl schon so oft geschildert worden, daß ich nur eine trockene Beschreibung hier beifüge:

Die Südwand gliedert sich in drei Teile. Der unterste wird von drei Furchen durchzogen, die von rechts nach links emporziehen, der mittlere Teil wird durch Schrofen gebildet, die nach oben in die „Platte" übergehen, einer ziemlich steilen, grauen und wenig zerklüfteten Partie. Den obersten Teil bildet endlich eine gelbe senkrechte Wand, die nur an ihren beiden Enden den Kletterer durchläßt.

Die östlichste der drei vorerwähnten „Furchen" beginnt neben dem Ausgang der Östlichen Fermedaschlucht als steile Rasenrinne. Zu ihr führt einer unserer Steige und auch in der Rinne ist der „Weg" stärker ausgetreten, als manchem lieb sein mag. Die Rinne wird bei einem kleinen Geröllkessel felsig. Ein kurzer, plattiger Kamin ist zu überwinden, gleich darauf ein etwas höherer, mit einem Block. Nun vertieft sich die Rinne zu einer kleinen Felsschlucht, auf deren mit glatten Blöcken erfülltem Grund man rasch höher kommt. Knapp vor ihrem durch eine rote Wand gebildeten Ende zieht ein Band nach rechts zu einem Felsköpfel. Von diesem gerade empor in eine kleine Mulde und über ihr etwa 30 *m* stark nach rechts. (Steile, schöne Schrofen.) Über Rasen gerade empor bis zum Rand einer kleinen Rinne, die nach rechts hinunterzieht. Darüber beginnt ein schönes Band, das nach links verfolgt wird. Es geht in eine kleine Rinne über, diese führt auf ein auffallendes Schartel. Nun schwach rechts 20—30 *m* empor, wieder in eine kleine, felsige Rinne. Von deren Ende geht ein neues, sehr schönes Band, nach links schwach ansteigend, weiter und endet wieder bei einem Schartel. Jetzt befindet man sich am Beginn der „Platte". In stellenweise ganz außerordentlicher Ausgesetztheit klettert man, anfangs zum Teil auf Bändern,

Naturaufnahme von Hanns Barth

Bruckmann aut. et impr.

Östliche Geisler-Gruppe vom Anstieg zur Westlichen Puezspitze

nach links schräg empor. (Nicht zu hoch halten.) Ein vom linken Ende der „Platte" herabkommender schwarzer Streifen ist Ziel. Die etwa 30 *m* hohe Wand bei dieser schwarzen Stelle wird gerade empor geklettert, entweder im Schwarzen, oder (leichter, aber komplizierter) rechts davon. Diese Kletterstelle ist prachtvoll wegen des Tiefblickes und des griffigen Gesteins. Sie ist so luftig, daß sie einem Anfänger wohl Angst machen kann, von einer besonderen Schwierigkeit ist aber nicht zu reden. Die Wand wird oben durch ein wagrechtes Band begrenzt, über dem eine vorstehende Platte gute Seilsicherung ermöglicht. Nun über das Band (8—10 *m*) nach links auf ein kleines Plätzchen. Von hier hat man einen sehr schönen Einblick in die Ostwand der Kleinen Fermeda, die ganz ungeheuerlich aussieht. Man wendet sich nun schräg rechts und erreicht nach einigen Metern eine Rinne, die ohne besondere Schwierigkeiten auf den Gipfelgrat führt. Das Schartel, in dem er gewonnen wird, ist dasselbe, in dem die Ostwandroute mündet. Etwas links von der Gratschneide wird eine nicht leichte Stufe erklettert, links unter dem Grat bleibend, erreicht man nach Passierung einer auffallenden schrägen Platte ein Schartel, wendet sich dann auf die Nordseite und kommt durch eine flache Verschneidung wieder auf die Höhe. Von nun an bleibt man immer auf der fast wagrechten Schneide. Ein sehr schönes, luftiges Stück „Reitgrat" ist noch zu überschreiten (das aber der Eingeweihte in „Seiltänzertechnik" macht), bis zum Gipfel, der durch den westlichsten Punkt des Grates gebildet wird.

Zu dem hier beschriebenen Weg gibt es im unteren Teil mehrere Nebenwege. So kann die Schleife, die er nach dem Verlassen der „Einstiegsschlucht" nach rechts macht, über steile Schrofen abgeschnitten werden (siehe Pfreimbtner, Ö. A.-Z. 1902). Auch wurden die steilen Grasschrofen in der Nähe des Südostgrates schon frühzeitig begangen (s. L. Treptow, Mitteil. 1892).

Ein wichtiger Seitenweg, der den leichtesten Zugang zur Westlichen Fermedaschlucht vermittelt, sei hier genauer beschrieben: Man verläßt die „Einstiegschlucht" am besten etwa 20 *m* ober dem zweiten Kamin nach links und klettert auf dem sie begleitenden Grat über leichte, grasige Schrofen weiter. Vom Ende der Rippe nach links querend, zu einem kurzen, überdachten Kriechband, das ober der mittleren der drei von rechts nach links ziehenden „Furchen" vorbeiführt. Dieses geht in einen kaminähnlichen schrägen Schluf über. Eine Grasrinne führt auf ein Köpfel und weiter eine Schuttrinne auf ein höheres. Dieses ist der höchste Punkt eines mit steilen Rasen bewachsenen Pfeilers, der die untere Südwestpartie des Fermedaturmes bildet. Die Höhe dieses Pfeilers wurde von Mannschaften der Bergführerabteilung bei Übungen direkt erklettert, indem sie in der Nähe des Ausganges der Westlichen Fermedaschlucht die Felsen betraten und über sehr steiles Gras und Schrofen emporstiegen.

Vom Kopfe des Pfeilers ziehen breite, aber brüchige und schotterige Bänder in die Westliche Fermedaschlucht. Will man zur Ostwand der Kleinen Fermeda, so hält man sich möglichst hoch, will man zur Südostkante, kann man sich etwas tiefer halten.

Wichtig für den Übergang von der Kleinen zur Großen Fermeda, oder umgekehrt, ist der Aufstieg vom Pfeiler gegen die „Platte". Wie ich aus einer Beschreibung schließe, scheint schon Darmstaedter ihn 1889 begangen zu haben. Später stiegen Führer bei der Bergung eines Touristen hier ab (s. G. Leuchs, Ö. A.Z. 1905, S. 190). Als „neue Route" beschreibt Hannemann diesen Aufstieg im Gipfelbuch der Großen Fermeda gelegentlich der ersten Überschreitung der gesamten westlichen Geislergruppe.

Man steigt vom höchsten Punkt des Pfeilers über eine steile, gutgriffige Wand 20 bis 30 *m*, schwach rechts haltend, empor und erreicht eine Kaminreihe, die eine Art Kulisse bildet. (Gegen die Westliche Fermedaschlucht zu bricht sie in einen 15 *m* hohen, sehr weiten und tiefen Kamin ab.) Nun etwa 30 *m* in dem hier seichten Kamin empor, auf ein Schartel. Von diesem stieg Hannemann (und, wie es scheint, auch Darmstaedter) über zwei sehr schwierige Überhänge direkt zur „Platte" empor. Leichter

ist es aber, wenn man 30—40 *m* horizontal nach rechts quert. Man erreicht so das obere Band, das schwach ansteigend nach links zu dem Schartel unter der Platte leitet.

Der Südostgrat des Fermedaturmes, der im „Hochtourist" sehr kurz abgetan wird, ist in Wirklichkeit eine sehr schöne Klettertur. Er wurde 1897 von Berger und Moroder zum erstenmal erklettert; seine Ersteiglichkeit wurde aber schon viel früher erkannt (s. Schulz, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1888, S. 393). Am 1. Juli 1917 stand ich mit meinem Kameraden R. Kauschka am Ausgang der Östlichen Fermedaschlucht. Wir wollten die Große Fermeda über den Südostgrat ersteigen. Über steile Rasen, immer etwas südlich der Kante, gelangten wir anfangs rasch höher; dann kamen aber einige schwierigere Wandeln und wir nahmen das Seil. Wir kamen zu einer gelben Höhle, die man schon vom Weideboden aus sieht; etwas höher erreichten wir einen kleinen Gratabsatz. Hier sahen wir nun, daß wir uns eigentlich umsonst geplagt hatten, denn es trennte uns höchstens eine Seillänge leichter Schrofen von jener Stelle des gewöhnlichen Weges, die sich am weitesten rechts befindet. Wir erkletterten eine prachtvoll griffige Wand und, nachdem wir auf einen schotterigen Absatz etwas nach links gequert waren, eine steile Verschneidung, die uns auf die Gratschneide brachte. Ober uns befand sich nun der erste, senkrechte Gratabbruch. Wie wir später erfuhren, hatten unsere Vorgänger diesen Abbruch umgangen, indem sie auf dem eben erwähnten schotterigen Absatz weiter nach links querten und dann, gerade emporkletternd, die Scharte hinter dem ersten Gratabbruch erreichten. Wir fanden die Felsen der Nordflanke sehr gut gangbar und erreichten über sie das Schartel.

Unterdessen hatten sich schwere Wolken zusammengezogen. Der Langkofel hatte seine berühmte Kappe aufgesetzt. Aber noch lag in hellem Sonnenschein die Südwestwand der Cisleser Odla, prachtvoll sich erhebend aus dem Düster der Schlucht. Ihr zackiger Grat hob sich rein ab vom blauen Himmel und ich bewunderte die ewig schöne Farbenharmonie der Dolomiten: Rot — Grau — Blau.

Nun begann aber schwierigere Kletterei. Etwas südlich unter der Scharte kletterte ich empor. Ein richtiger Überhang machte mir schwere Arbeit, es kostete mich einige Zeit, bis ich ihn überwunden hatte. Bei einer Wiederholung dieser Tur kam ich allerdings darauf, daß man diesen Überhang umgehen kann, indem man knapp rechts von ihm in einer ganz kleinen Steilmulde ansteigt und ober ihm nach links spreizt. Weiter ging es leichter und nach 20 *m* hatte ich guten Stand. Noch waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. Der Abbruch zwang uns, nach links auszubiegen. Ich versuchte erst einen schwach ausgeprägten, glatten Riß anzugehen, zog es dann aber vor, ganz in die Südflanke zu klettern. Unter großen Schwierigkeiten kann man hier vielleicht an verschiedenen Stellen weiterkommen; ich kletterte an einer auf der Spitze stehenden, rhomboidförmigen gelben Wand etwas nach links auf bessere Felsen. Man befindet sich hier gerade über der mächtigen senkrechten Wand, die über der „Platte" durchzieht; bei der Schwierigkeit der Kletterei eine eindrucksvolle Stelle! Ungefähr gerade emporkletternd erreichten wir über sehr steilen, aber doch leichteren Fels den Grat. Etwas links unter ihm führt eine kurze Rinne empor zu dem großen „natürlichen Steinmann" auf der Gratschneide, den Schulz schon als Richtpunkt für eine mögliche Ersteigung von dieser Seite angegeben hat (s. Zeitschr. 1888, S. 393). Leicht ging es nun weiter, bis zu einer Gratscharte, ober der sich ein sehr bös aussehender Abbruch auftürmt. Aber schon sah ich rechts die letzte, von Kaminen unterbrochene Rinne der Ostwandroute; unschwierige Felsen führten schief nach abwärts zu ihr. Während wir die uns schon bekannten Stufen hinaufkletterten, umzog sich der Himmel mit schweren Wolken, und gerade als wir das Schartel erreichten, brach es los. Aber nicht Regen, sondern kräftiger Hagel, wie er in dieser Gegend gar nicht selten ist. Unter diesen Umständen beschlossen wir, auf den Gipfel zu verzichten und gleich über die „Platte" abzusteigen. Das Seil in Schlingen,

eilten wir die Rinne hinunter. Immer ärger praſſelte es los, auf allen ebenen Plätzchen ſammelten ſich die herabrieſelnden Körner. Ich hatte aber doch daran meine Freude. Warum die Leute ſo über das ſchlechte Wetter ſchimpfen! Wenn es zu lange andauert, dann ja! Aber ſo ein kräftiger Gewitterſturz iſt etwas Prächtiges und Herzerfreuendes. Mit einem Schlag iſt die ganze Natur verwandelt. Wo in der Sonne tauſend ferne Berggipfel ſich drängten, das Auge faſt verwirrten, hängt jetzt ein einziger, grauer Schleier. Schattenartig ſtarren die naſſen Felſen.

Frei ſtehen wir auf dem ſchmalen Band ober der „Platte". Sturm peitſcht die Eiskörner gegen die Wand, daß ſie wie toll herumſpringen. Hier iſt mein Weg: Dieſe ſchauerliche Wand! Heiße Freude im Herzen! Ich bin hier Herr! Von Griff zu Griff laſſe ich mich hinab, von Tritt zu Tritt; Hände und Füße putzen den Fels von der klitſchigen Eismaſſe. Herrlich haften aber die „Sextener" Kletterſchuhe mit den eigenhändig genähten Tuchſohlen. Unter der „Platte" angelangt, legten wir das Seil ab und eilten abwärts; ein luſtiges Jagen, nie die Vorſicht vergeſſend, aber alles Können ausnützend. Der Hagel hatte ſich in ſtrömenden Regen verwandelt, als wir uns der „Einſtiegsſchlucht" näherten. Da hörten wir zu unſerem Erſtaunen mehrſtimmigen Geſang — weibliche Stimmen. Ein ſonderbares Wunder in Sturm und Näſſe, in dieſen Felſen, die ſeit drei Jahren faſt nur Soldaten geſehen haben. Bald löſte ſich aber das Rätſel. Einige unſerer Inſtruktoren hatten aus Bozen Sonntagsbeſuch bekommen und wollten die Fermeda beſteigen. Hier hatte ſie das Wetter überraſcht. Unter einem Überhang trafen wir ſie an. Die Mädchen hatten friſche, feuchte Geſichter, hatten etwas zum Eſſen mit und ſangen, daß es in den Felſen ſchallte: ein frohes Bild in dieſer luſtarmen Zeit, im Sturm des Hochgewitters! — Einige lachende Worte wurden gewechſelt, dann eilten wir hinab zur Hütte.

Die Oſtwand der Großen Fermeda wird mit Recht eine der ſchönſten Kletterturen der Geislergruppe genannt. Prachtvolle Felsſzenerien, feſtes Geſtein und ſchwere, aber nicht allzu ſchwere Kletterei machen ſie dazu. Die Schwierigkeit der Wand halte ich mit jener der Oſtwand der Kleinen Fermeda gleich, einige bezeichnen letztere als etwas ſchwerer. Eine Überſchreitung der Großen und Kleinen Fermeda, beginnend mit der Oſtwand der erſteren, kann ich ernſten Kletterern aufs wärmſte empfehlen.

Ausnahmsweiſe iſt die „Hochtouriſt"-Beſchreibung dieſer Route ziemlich gut. Ich ſetze ſie mit kleinen Änderungen hierher: In der Öſtlichen Fermedaſchlucht aufwärts bis etwas unterhalb der Scharte. Rechts befindet ſich in den unterſten Felſen des Vilnöſſer Turms ein auffallender Felszahn, ober dem die Beſteiger dieſes Turmes nach rechts klettern. Links von dieſem Zacken über Schutt und Schrofen zu einer auffallenden roten Wand am Fuße der Oſtwand empor, über der rechts rote, brüchige Klippen überhängen. Links von dieſer roten Wand ſchwerer Einſtieg. Einige Meter höher ſieht man eine ſteile, flache Verſchneidung nach links emporziehen, die ſich nach unten noch ein kurzes Stück als enger Riß fortſetzt. Über die Wand rechts von dem Riß ober ihn empor und weiter über die Verſchneidung. Von ihrem Ende etwa 20 *m* über Schrofen gerade hinauf in eine kleine, halbrechts ziehende Rinne, die nach 20—30 *m* durch einen Block geſperrt iſt. Vor dieſem über eine 5 *m* hohe Wand links hinauf auf ein nach links führendes Geſimſe, das zu einer Kaminreihe leitet. Durch einen etwas überhangenden, ſchwierigen Kamin, dann weiter durch Kamine (im Aufſtieg hält man ſich vorteilhaft rechts an der ſehr ſteilen, aber griffigen Kante) zu einem kleinen Abſatz (etwa 40 *m*). Gerade ober dieſem iſt ein 10 *m* hoher, ſehr ſchwieriger Riß, den die Erſterſteiger erſtiegen. Jetzt aber klettert man rechts um die Kante und auf ſchmaler Leiſte in einen tiefen, ſchönen Kamin mit eingeklemmten Blöcken. (Idealkamin.) Durch dieſen (15—20 *m*) in eine Schuttmulde, dann über Schrofen ſtark nach links in eine Rinne, die einige kurze Kamine beſitzt. Durch ſie auf die Gratſcharte, bei der der Südweſtweg den Grat erreicht. (Man kann auch die ebenerwähnte

Rinne über einen steilen Plattenschuß, der beim ersten Kamin in der Rinne beginnt, verlassen und über ihn und anschließende Schrofen, immer rechts haltend, den Gipfelgrat an einer höheren Stelle erreichen.)

Es bleiben noch zwei Routen der Großen Fermeda zur Beschreibung: Die Nordwand und der direkte Aufstieg aus der Westlichen Fermedaschlucht zur „Platte". Da ich beide nicht kenne, gebe ich die Berichte der Ersteirsteiger (Leuchs, Ö. A.-Z. 1905, S. 189, 190): „Ersteirsteigung aus der Westlichen Fermedaschlucht am 9. September 1904. Mit Ernst Euringer. Bis zu den auch bei der Ostwandroute auf die Kleine Fermeda hervorgehobenen, auffallend roten Felsen. Oberhalb dieser Felsen wird die Westwand des Fermedaturms von einem Kamine durchrissen. Der Kamin bricht gegen die Schlucht zu ab; wir traversierten daher an sehr steiler, kleingriffiger Wand von links her in den Kamin hinein, der anfangs nur stark geneigt ist, bald aber senkrecht wird und mit Überhängen durchsetzt ist. Wir überwanden ihn, anfangs stemmend, dann weit außen spreizend, zuletzt unter dem abschließenden Blocke nach rechts herauskletternd, sehr schwierig. Vom Blocke aus über steiles Geschröfe, dann an einer Verschneidung, deren unterer Teil ein höchst eigentümliches, ganz glattes Band bildet, und wiederum über Schrofen rechts aufwärts und Quergang um eine Kante herum nach rechts in Platten. Diese bilden die nordwestliche Fortsetzung der ‚Platte' des gewöhnlichen Weges. Wenige Meter rechts von der Kante, die mit gelben Überhängen seitlich hereinbricht, etwa 20 *m* hoch gerade empor zu einem kleinen Gufel (etwas schwerer als an der ‚Platte', doch ganz ähnlich). Von hier kletterte der Vorangehende nach links zu einem in der Kante befindlichen Köpfel, um in die zum Grate ziehende schwarze Steilschlucht Einblick zu gewinnen, und querte von hier oberhalb des Gufels nach rechts, dann — äußerst schwierig — rechts aufwärts zu dem Punkte der Südwestroute, wo der Quergang nach links oberhalb der ‚Platte' sein Ende erreicht und man in die Gratrinne ansteigt. Der Zweite kletterte vom Gufel direkt — ebenfalls äußerst schwierig — über die griffarmen Platten 25 *m* rechts aufwärts zu diesem Punkt. Auf dem Südwestwege vollends zum Gipfel. Dieser Anstieg ermöglicht im Zusammenhange mit der Ostwandroute an der Kleinen Fermeda, welch letztere im Abstiege wesentlich leichter sein dürfte als im Aufstiege, einen direkten Übergang zwischen beiden Gipfeln."

„Ersteirsteigung von Norden, 20. August 1904. Von der Regensburger Hütte über die Jochscharte auf die Nordseite des Fermedastockes. Einstieg 9 Uhr. Ich verfolgte die Nordroute auf die Kleine Fermeda, die sich in ihrem unteren Teile in der Nordwand des Fermedaturmes bewegt, bis zur Schlucht zwischen beiden Gipfeln (10 Uhr. Etwa 80 *m* über dem Einstiege.) Diese Schlucht war mit blankem Eise erfüllt; an ihrem östlichen Rande stieg ich nun über Schutt, teilweise über Eis stufenhackend, etwa 20—30 *m* empor bis an den Eingang einer Kaminreihe, die in die Wand zur Linken einschneidet. In diesen Kaminen, durch die fortwährend kleine Steine herunterspringen, hinter mehreren eingeklemmten Blöcken durch, dann schwieriger über einige Blöcke an ihrer Außenseite in Stemm- und Spreizarbeit empor. Die Kaminreihe vertieft sich mehr und mehr zur Steilschlucht, die nun durch eine Reihe von Überhängen gesperrt wird; unterhalb eines schmalen, moosigen Risses querte ich auf einem mit rotem Sande bedeckten Bande nach links und kletterte über die, die Schlucht links begrenzende schrofige Kante von etwa 10 *m* aufwärts, um dann wieder in die Schlucht zurückzukehren, die sogleich durch einen neuen Block geschlossen wird. An der senkrechten Wand rechts mit Hilfe einer kleinen, schrägen Rampe sehr schwierig empor, dann ein kurzes Stück in der sanderfüllten Schluchtsohle weiter, bis schrofiger Fels wiederum den Aufstieg auf die linke Seitenrippe gestattete; von dieser aus an der linken Seitenwand der Schlucht sehr exponiert rechts aufwärts, durch eine Runse gerade empor und Quergang nach rechts, zuletzt absteigend in die Schluchtsohle. Den

folgenden Überhang umkletterte ich wieder sehr schwierig über die rechte Seitenwand. Es folgte ein eingeklemmter Block, hinter dem man durchklettern könnte, jedoch sind die Felsen derart mit Erde bedeckt, daß ich die Umgehung an der linken Seitenwand vorzog. — Damit hatte ich die Scharte erreicht, mit der die Kaminreihe endigt. Ein kurzer Quergang brachte mich auf schrofiges Terrain, von wo aus ich links unter mir die Fermedascharte erblickte. (1 Uhr 50 Min. bis 2 Uhr 20 Min., 240 *m* über dem Einstiege.) — Da die gelben Gipfelwände einen direkten Anstieg zum Gipfel zu sehr in Frage stellten, suchte ich mich zur Nordostkante durchzuschlagen. Links oberhalb befindet sich in dieser ein kleiner Zacken, zu dem schrofiges Terrain hinaufleitet. Diesem zustrebend, querte ich einige sandbedeckte Bänder und kletterte über die gutgriffigen Schrofen links aufwärts bis zu einer von der Nordostkante trennenden Einsenkung. Diese überschritt ich dicht unter den Steilwänden, hinter einem kleinen Zacken durch, dann — sehr exponiert, 100 *m* direkt über der Fermedascharte — auf fußbreiten Gesimsen und durch einen Kamin in das Schärtchen, das der erwähnte Zacken in der Nordostkante bildet. (3 Uhr 10 Min., 300 *m*.) Nun nach links auf den Nordostweg, den man unter der kleinen, zum Grate führenden Schlucht gewinnt, und zu dem noch 100 *m* höheren Gipfel (ca. 3 Uhr 30 Min.) Die neue Route, die sich zu drei Vierteln in der Nordwand hält, ist fast durchweg sehr schwierig und anstrengend und unterscheidet sich von den anderen Wegen auf den Fermedaturm durch ihr vielfach sehr brüchiges Gestein, den erdigen Sand, der die Schluchten und Kamine erfüllt."

Der Vilnösser Turm, 2830 *m*

Die Westwand des Vilnösser Turmes wurde am 4. Juni 1917 durch Gustav Jahn und Karl Huter gelegentlich der Überschreitung der gesamten westlichen Geislergruppe erstmals erstiegen. Bei einer Wiederholung dieser großzügigen Tur am 19. Juli 1917 mit R. Kauschka[1]) lernte ich diesen Aufstieg kennen, der in die Reihe der schönsten, aber auch schwersten in der Geislergruppe gehört. Ich lasse eine kurze Beschreibung der Route folgen:

Ungefähr 50 *m* unterhalb der Östlichen Fermedascharte — fast genau gegenüber dem Fermeda-Ostwand-Einstieg — nach rechts in einen schräg emporziehenden Kamin. Durch diesen und links von ihm hinan. Es folgt dann ein horizontaler Quergang zum Fuße einer steilen, rechts von roten Einrissen begrenzten, etwa 25 *m* hohen Platte. Ihre Erkletterung — es ist wohl die einzige, eine Durchstiegsmöglichkeit bietende Stelle — gestaltete sich äußerst schwierig. Nach gut 20 *m* wurde im Grunde eines überhangenden Risses der erste Sicherungsplatz erreicht. Von hier einige Meter an der ungemein glatten Wand nach links und über leichteren Fels auf eine kleine Plattform in der Kante, welche die Nordwand mit der Westwand an dieser Stelle bildet. Hierher gelangte der als Zweiter Kletternde, indem er, durch das Seil gesichert, den überhangenden Riß äußerst anstrengend direkt durchstieg. Nun ziemlich gerade empor und über rauhe, meist feste Felsen von rechts her auf die Spitze.

Die Südwand des Vilnösser Turms wurde schon 1895 durch Delago und Forcher-Mayr erklettert, eine für die damalige Zeit entschieden bedeutende Leistung. Die Beschreibung im „Hochtourist" und in den Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 23, stimmt allerdings nur in der unteren Hälfte mit der von mir begangenen Route überein, weiter oben ist sie mir völlig unerklärlich.

Am 19. August 1917 stieg die Offiziersgruppe unseres Kurses in der Östlichen Fer-

[1]) Zeiten meiner Überschreitung der Geislergruppe am 19. Juli 1918: Ab Hütte 5^{00} früh, Felseinstieg zur Kl. Fermeda 6^{30} — Gipfel 6^{50} — Westliche Fermedaschlucht 7^{50} „Platte" 8^{20} — Gr. Fermeda 8^{45}—9^{00} — Östl. Fermedaschlucht 10^{05} — Vilnösser Turm (Nordwand) 11^{17}—11^{27} — Vilnösser Schartel 12^{12} — Cisleser-Odla, Nordgipfel 12^{40}—12^{45} — Gran Odla (Nordwestwand) 1^{34}—1^{50} — Obere Odlascharte 2^{22} — Vilnösser Odla 2^{34}—2^{40} — Obere Odlascharte 2^{46} — Kumedel 3^{03}—3^{10} — Saß de Mesdi 3^{16}—3^{20} — Rinne zur Mittagsscharte 3^{43}—3^{55} — Hütte 4^{25}.

medaschlucht aufwärts. Der größere Teil wendete sich nach links, um die Ostwand der Großen Fermeda zu ersteigen, ich ging mit Leutnant A. nach rechts, um den Vilnösser Turm von vorne anzupacken. Oberhalb des auffallenden Felszahns, der im obersten Teil der Schlucht, rechts am Massiv des Vilnösser Turmes steht, kletterten wir über die leichten, sandigen Schrofen, auf denen sich hier auch der gewöhnliche Aufstieg bewegt, nach rechts. Von einer Rippe muß man etwas absteigen und kommt so in den obersten Winkel einer sekundären Rinne. Hier setzt nun die große Kaminreihe an, die die ganze Südwand des Turmes durchreißt. Zwischen roten, morschen Wänden zieht ein durchaus nicht brüchiger, prachtvoller Kamin empor. Nach 20—25 *m* schöner Kaminkletterei kamen wir zu einem überhangenden Riegel, der uns den geraden Weiterweg versperrte. Ich kletterte über die glatte, plattige Kaminwand nach links und konnte nach einigen Metern durch einen kurzen, brüchigen Kamin den Grund des Hauptkamins wieder erreichen. Leicht ging es eine Seillänge weiter, bis zu einem moosigen Überhang. An winzigen Griffen stieg ich über eine steile, bauchige Plattenwand halblinks an. Es war ein hartes Stück Arbeit; schließlich konnte ich gerade emporklettern und kam nach 10—18 *m* zum Beginn eines zum ersteren parallelen Kamines. Die Versicherung an einigen brüchigen Zacken war herzlich unsicher, ich war daher froh, als mein Kamerad nachgekommen war. Das folgende Stück sah bös genug aus: ein roter, nach innen sich verengender Kamin, oben durch ein regelrechtes Dach abgeschlossen. Hurtig spreizte ich hinauf. Eine wagrechte Leiste für den linken Fuß erlaubte unter dem Überhang etwas herauszugehen. Weit bog ich den Oberkörper zurück und tastete mit den Händen den Fels ab. Sand und feiner Schotter rieselte auf meinen Kopf herab, aber ich fand keinen Griff, der ermöglicht hätte, mit einem raschen Klimmzug hinaufzukommen. Langsam schob ich einen Fuß höher, preßte die Sohle an den rauhen Fels, dann den andern Fuß, jetzt die Brust. Vorsichtig lüftete ich die rechte Hand, bekam höher einigen Halt; im selben Augenblick war ich schon mit der Linken im Stütz, richtete mich auf und war mit einigen Schritten im Grunde eines tiefen Spaltes, in dem ich mich zur Sicherung gut verstemmen konnte. Jetzt begriff ich wohl die Bezeichnung „äußerst schwierig" in der alten Beschreibung. Wenn auch diese Bezeichnung nach modernen Begriffen nicht mehr ganz stimmt, so war die Schwierigkeit dieses Stückes doch nicht allzuweit davon entfernt.

Der folgende, etwa 8 *m* hohe, tiefe und enge Kamin erforderte anstrengende, aber schöne Stemmarbeit. Seine Fortsetzung bildet eine Art Steilrinne, deren linke Wand sich weit über ihren Grund wölbt, so daß man unter gewaltigen Überhängen sich befindet. — Die Beschreibung begann hier gänzlich unverständlich zu werden. Sie redet von Schrofen und einem Loch mit menschlichem Steigbaum. Ich wußte wohl, daß westlich ein Schrofendach ansetzt, nirgend fand ich aber eine Möglichkeit, die Überhänge, die unsere Steilrinne begleiteten, zu erklettern. Wir stiegen daher in ihr über sandige Stufen höher. Sie endet mit einem grauen, sich verengenden, hohen und überhangenden Riß. Ich machte vergebliche Versuche, ihn zu erklettern und kam bis zu einer Stelle, wo er vollständig glatt und überhangend wird. In solcher Lage nur auf Reibung mich zu verlassen, wollte ich nicht wagen. Ich kletterte daher ein Stück zurück und beschloß zu versuchen, ob er nicht über eine graue, etwas schräge Platte nach rechts zu umgehen sei. Aber auch dies erwies sich als sehr schwierig. Ich schlug einen Mauerhaken ein. Hell klang der Schall der Schläge in den Felsen. Von der Ostwand der Großen Fermeda riefen die Kameraden: „Uijeh, Mauerhaken!"

Über eine senkrechte Stufe erreichte ich die schräge Platte. Es galt ohne jeden Griff nach rechts auf einen kleinen Tritt zu kommen. Langsam balanzierte ich hinüber. Brüchiger Fels drängte mich an die Ostkante des Berges. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich mußte um sie herum. Mehr tastend als kletternd überschritt ich den brüchigen Fels und erreichte einen Schuttplatz an der Nordostseite des Berges.

Mein Kamerad kam recht gut nach und nun besahen wir unsere Lage. Ich erkannte sofort, daß es möglich sei, von unserem Stand zur gewöhnlichen Route hinunterzukommen. Um so schlimmer sah der Weiterweg nach oben aus. Ein kleiner Absatz war noch leicht zu erreichen, dann aber schlossen sich gelbe, senkrechte Wände zu einer ganz flachen, beinahe senkrechten Verschneidung zusammen, die in ihrem Grunde einen nur wenige Zentimeter breiten Riß zeigte. Wie erstaunt war ich, als ich beim Erreichen des Absatzes im Winkel der Verschneidung eine große Steindaube fand! Sie stammte wohl von Leuten, die vom Wege abgekommen waren.

Beim Studium der Literatur entdeckte ich viel später, daß ich hier auf die Spuren Treptows und Innerkoflers gekommen war. Diese hatten bei ihren Versuchen, Darmstaedters Weg, der ihnen nicht bekannt war, zu finden, die ersten Kamine der Südwandroute erstiegen, waren aber nicht weitergekommen. Darauf fanden sie den rechten Weg, kamen auf den Grat; statt aber den Quergang in die Nordwand zu machen, kletterten sie zu dieser Stelle an dem Grat empor, wo sie an meiner gelben Verschneidung zum zweitenmal umkehren mußten, um dann endlich das Band in der Nordwand zu finden. Innerkofler hatte den Steinmann errichtet, nachdem er selbst mit menschlichem Steigbaum die Stelle nicht zu bezwingen vermochte.

Auch für mich gab es hier eine schwere Aufgabe. Das unterste Stück des Risses war ganz glatt und grifflos, dazu so eng, daß ich nur die flache Hand hineinstrecken konnte. Es dauerte einige Minuten, bis ich die wenigen Haltepunkte so weit studiert hatte, daß ich mich an die unsichere Sache wagte. Es war aber nur das erste Stück ganz schwierig, dann konnte ich zwar mit aller Vorsicht, aber flott weiterklettern. Ich erreichte einige Zacken am Grat, gerade oberhalb des Risses, den ich mit soviel Schwierigkeiten umgangen hatte. Noch war aber nicht alles überwunden. Ein 20 *m* hoher, sehr schwieriger, rauher Kamin führt knapp links neben der Gratkante empor. Er gab uns noch schöne, anstrengende Kletterei, dann standen wir auf dem wagrechten Gipfelgrat, knapp östlich von der Stelle, wo der gewöhnliche Weg ihn erreicht. — Heute noch erinnere ich mich an diese Tur mit großer Freude, sie ist eine der schönsten und schwierigsten, die ich in der Geislergruppe kenne.

Der gewöhnliche Weg. Etwas unterhalb der Östlichen Fermedascharte wendet man sich nach rechts und betritt die Felsen zwischen Bergkörper und einem Felszahn. Dann an einem auffallenden, zwischen roten Wänden emporziehenden Kamin vorüber (Südwandkamin) auf eine brüchige Felsrippe, jenseits der eine Reihe von Kaminen sichtbar wird. Durch diese Kamine weiter. Man passiert ein durch eingeklemmte Steine gebildetes Felsloch und klettert gleich darauf nach rechts. Später wieder nach links und über gebänderte Schrofen und eine kleine Geröllrinne zu einem Schartel ganz am Körper des Vilnösser Turmes. Nun über eine etwas brüchige Wand auf ein einige Meter höheres, gutes Band, das 40—50 *m* in die Nordseite hinauszieht. An seinem Ende in einer Verschneidung hinauf zu einer kleinen Steilschlucht. Der sie hier sperrende senkrechte Absatz wird von links nach rechts erklettert oder links durch einen Riß (schwieriger!) umgangen. Nun über Geröll zu einem zweiten Absatz und entweder durch ein Loch kriechend, oder rechts davon in die Geröllrinne hinauf, die leicht zum Grat führt und über diesen nach rechts zum Gipfel. — Im Abstieg ist es vorteilhaft, längs des Grates zum Vilnösser Schartel zu gehen und durch die Nebenschlucht und über den Südwestpfeiler der Cisleser Odla abzusteigen.

Über die Nordwand des Vilnösser Turmes berichten Dr. Hans Lorenz und Genossen: Mitteilungen 1897, Seite 145, Ö. A.-Z. 1897, Seite 236, wie folgt:

„Am 17. August 1896 verließen wir die Broglesfenne morgens um 5 Uhr 20 Min. Zunächst verfolgten wir den zu Tal führenden, anfangs nahe der Waldgrenze fast in der Isohypse laufenden Steig; dort, wo er stärker nach abwärts zu führen beginnt, wandten wir uns den ausgedehnten Schutthalden zu. Der Ausgang einer westlich von

der Vilnöſſer Odla eingeſchnittenen, von links nach rechts emporziehenden Schlucht war, wie eine Rekognoſzierung am Vortage feſtgeſtellt hatte, unſer nächſtes Ziel. Mühſam ging es über die Schutthalden empor. Bald (8 Uhr 10 Min.) war ein glatter, durch einen großen Block geſperrter Kamin zu überwinden, was bedeutende Schwierigkeiten machte. Dann kamen wir durch ein von mehreren Blöcken gebildetes Loch und erreichten eine ſchief nach rechts emporziehende Schutterraſſe, die bis zum Beginn einer zweiten Schlucht verfolgt wurde (9 Uhr 20 Min.) Dieſe geht aus der Vereinigung jener Couloirs hervor, die von der Scharte zwiſchen Vilnöſſer Odla und Gran Odla einerſeits und der Scharte zwiſchen Gran Odla und Ciſleſer Odla andererſeits herabziehen. In dieſer Schlucht ſtiegen wir nun empor. Nachdem wir ein Felsloch paſſiert hatten, brachten uns leichte Schrofen nach rechts auf eine nach rechts ziehende Schutterraſſe hinauf, von der aus die beiden Scharten zwiſchen den drei Gipfeln des Odlaſtockes unſchwer erreichbar geweſen wären (9 Uhr 45 Min. bis 9 Uhr 55 Min.). Man hat hier den Odlaſtock zur Linken, vor ſich einen Felsgrat, links von dieſem die zur Scharte zwiſchen Ciſleſer und Gran Odla emporziehende Rinne, rechts von ihm eine kurze, ziemlich breite Schlucht. Wir betraten die letztere. Unter einem durch einen Rieſenblock gebildeten Abſatze querten wir ſtufenſchlagend den eiserfüllten Grund der Schlucht nach rechts, um zu einem ſehr ſchmalen, brüchigen Band zu gelangen, das ſchräg nach rechts emporzieht.

Der weitere Weg iſt im einzelnen ziemlich verwickelt. Das Band brachte uns zu einem kurzen Kamin, dieſer auf einen kleinen Abſatz. (Etwas weiter rechts befindet ſich eine kleine Schlucht.) Vom Abſatze ging es durch einen Riß, dann über die Wand gerade empor zu verhältnismäßig wenig geneigten Felſen, die rechts und links von niederen, überhangenden Klippen flankiert werden. Von nun an gab uns im großen ganzen der jetzt ſichtbar gewordene Gipfelturm die Richtung. Dort, wo ſich zur Linken ein größerer Felszahn zeigt, wandten wir uns ein wenig nach rechts und gelangten ſo über einen kleinen Geröllfleck zu einem kurzen, ebenen Abſatz. Auf dieſem liegt rechts ein meterhoher, auffallender Felsblock (11 Uhr 15 Min. bis 11 Uhr 40 Min.) Von hier ging es noch ein kleines Stück gerade empor, dann folgte, von einer kleinen Niſche aus, ein ſchwieriger Quergang nach rechts, bis wir die Wandſtufe ober uns an einer etwa 3 *m* hohen Stelle erklettern konnten, worauf uns ſofort ein ſehr ausgeſetzter Quergang nach links zu einem ſteilen Schuttfleck führte. Von da vermittelte ein teilweiſe ſtark überwölbtes, ſehr brüchiges Band den Weiterweg nach links empor — eine heikle Stelle —, dann noch wenige Meter leichter Felſen, und das Band im oberſten Teile der Nordwand, das auch der bisher übliche Weg benützt, war kaum eine Seillänge vor ſeinem Ende erreicht (12 Uhr 30 Min. bis 12 Uhr 40 Min.). 15 Minuten ſpäter ließen wir uns auf dem Gipfel nieder."

Die Ciſleſer Odla, 2780 *m*

Dieſer prächtige und ſchöngeformte Gipfel, von der Regensburger Hütte aus betrachtet, der dritte in der Reihe, hat bisher viel zu wenig Beachtung gefunden. Als Kletterberg erſten Ranges iſt die Ciſleſer Odla ebenſo, wie der Saß de Mesdi gar nicht in Betracht gekommen, obgleich ihr neben letzterem der Vorrang vor allen in der Gruppe gebührt.

Der gewöhnliche und älteſte, auch leichteſte Anſtieg vollzieht ſich über die ſteile Schrofenwand, die die Oſtflanke des Berges bildet. Er iſt, recht verwickelt, der einzige Weg in der Geislergruppe, den ich nicht Schritt für Schritt beſchreiben kann.

Man ſteigt in der Odlaſchlucht bis zu der ſekundären Schlucht (Ciſles-Schlucht), die ober dem zweiten Abbruch gegen das Schartel zwiſchen Ciſleſer Odla-Nordgipfel und Gran Odla zieht. In dieſer Rinne etwa 30 *m* empor, über einen kleinen Abbruch, dann nach links zu einer ſchrofigen kleinen Mulde. Gerade empor in eine

Furchetta
Zaß Rigals
Villnösser Odla
Villnösser Turm
Gr. Fermeda,
davor Kl. Fermeda

Naturaufnahme von Hanns Barth

Bruckmann aut. et impr.

Blick in die Nordabstürze der Geislerspitzen von der Seceda

rinnenartige Verschneidung, die einen eingeklemmten Block besitzt. Nun über Schrofen und Wandeln ungefähr gerade hinauf, eher links haltend als rechts. Etwa 50—60 *m* unter dem südlichen Vorgipfel hat man die Wahl, entweder auf den Südgrat nach links hinauszuqueren, wo man nach einer schwierigen Stufe leicht weiterkommt, oder über ein schwieriges Wandel eine kleine Steilrinne zu erreichen, die direkt auf den Vorgipfel führt. Nun in das nächste Schartel und von links her auf den Südgipfel. — Diese Route ist nicht viel leichter als der Südwestweg der Großen Fermeda, aber lange nicht so ausgesetzt.

Südostgrat. Nachdem die im vorigen beschriebene Anstiegslinie recht schwer zu finden ist, von ihr aus aber mehrere Möglichkeiten sich bieten, zum Südostgrat zu gelangen, dürften Teile desselben schon in früher Zeit betreten worden sein. Aus Pfreimbtners Aufsatz in der Ö. A.-Z. (1902) geht hervor, daß diese Partie schon den größten Teil des Grates begangen hat. Die „1. Ersteigung" des Südostgrates vollführten jedoch drei Innsbrucker Herren (s. Ö. A.-Z. 1909). — Man klettert vom Ausgang der Odlaschlucht über steile Grasschrofen direkt an und erreicht über eine graue, auffallende Platte den Grat unterhalb des ersten Abbruches. Auf der Ostseite in einen Felswinkel und rechts von diesem über einen kurzen, schwierigen Überhang auf leichteren Fels. Etwas rechts haltend zu einem tiefen, nach links führenden Kamin. Ober diesem eine sehr schwere Stufe, dann leichter weiter zum mittleren, flachen Teil des Grates. Der nächste Abbruch wird wieder rechts, durch eine oben in einen Riß übergehende, sehr schwere Verschneidung erklettert. Weiter immer auf der Gratschneide.

Die direkte Südwand wurde 1914 von H. Dülfer und Genossen erklettert. Die Tur hat keine Wiederholung gefunden. Ich wollte sie einmal machen, kam aber schon im unteren Teil zu weit nach rechts und gab sie dann wegen des dort unangenehm sandigen Gesteins auf. Dülfer beschreibt die Tur in der Ö. A.Z. folgendermaßen:

„Odla da Cisles, 2780 *m*. Erste Ersteigung über die Südwand: Hans Dülfer, Franz Barth, Hanne Franz und Dr. Alfred Wolf, 1. August 1914. Die Südwand wird in ihrer rechten Hälfte von einem tiefeingeschnittenen Kamin durchrissen, der zu einem Absatz etwa in der Mitte des Südostgrates hinaufzieht. Links des Absatzes befinden sich überhangende Wände, die von einem feinen gelben Riß durchzogen werden. Die Route führt — anfangs mit Benützung des Kamines — bis unter den gelben Riß, leitet dann links aufwärts zu einigen überhangenden Einrissen unter dem südlichen Vorgipfel und durch diese auf den Gipfelgrat. Der Einstieg befindet sich in der Grasrinne am Fuße des Kamines. Zunächst an der Rippe links ein Stück aufwärts, dann in den Kamin hinein und bis zu einem Knick. Hier links zunächst sehr schwierig durch die Fortsetzung, weiter unten den gewaltigen, aus mächtigen Blöcken gebildeten Überhang. An der rechten Seitenwand hoch und zu dem Schuttkessel oberhalb des Überhanges. Nun links der Kaminfortsetzung in der Richtung auf den oben sichtbaren gelben Riß etwa 50 *m* aufwärts und durch kurze, teilweise sehr schwierige Einrisse noch ungefähr 30 *m* hinan zu einem Schärtchen, von dem aus man in den Wänden zur Linken ein auffallendes, rampenartiges Band erblickt. Über dieses — anfangs eine Unterbrechung — nach links aufwärts bis zu einem Köpfl. Das Band läßt sich noch etwa 6 *m* nach links verfolgen, dann äußerst schwierig über die Wand 7 *m* empor zu einem kleinen Absatz links (Mauerhaken). Von hier in der Verschneidung 5 *m* hinan zu einer gelben Nische, links um die Kante herum und über die Wand — ein äußerst schwieriger Überhang — zu leichteren Felsen. Den Durchstieg durch die unmittelbar oberhalb ansetzende Schlußwand vermittelt der linke der beiden sichtbaren Risse. Etwa 10 *m* links der Fallinie dieses Risses beginnend, ungefähr 5 *m* aufwärts, dann über gelben und brüchigen Fels horizontal zum unteren Ende des Risses und durch ihn 25 *m* hinan zu einem Felsköpfl. Nun direkt durch eine rißartige, 20 *m* hohe Verschneidung, über einige Überhänge hinweg auf leichteres Ter-

rain und, oben mit Benützung des Grates, zum höchsten Punkt. Wandhöhe ungefähr 300 *m*. Normale Zeit etwa 3 Stunden. Äußerst schwierig."

Der Schlußkamin („Dülferriß") wurde durch eine Partie des Bergführerkurses unter Führung Gustav Jahns über die Schrofenterrasse der Südwestwand erreicht und unter äußersten Schwierigkeiten direkt erklettert (s. „Gran Odla").

Südwestpfeiler. Der Südwestwand vorgelagert, befindet sich auch bei der Cisleser Odla, ähnlich wie bei ihren Nachbarn, ein mächtiger, bis zur halben Höhe des Berges reichender Pfeiler. Seine Südflanke ist mit edelweißübersätem Rasen durchsetzt, rechts trennt ihn eine vielverästelte Schlucht (Südschlucht) von den mächtigen Wänden der Südwand, in den mittleren Teil der Östlichen Fermedaschlucht senkt er sich mit erkletterbaren Schrofen ab. Vom „Vilnösser Schartel" ist er durch die tief eingeschnittene „Nebenschlucht" erreichbar (siehe „Schluchten"); der normale Anstieg vollzieht sich aber über den Schrofengrat links von seiner Südschlucht.

Einstieg in die von rechts nach links emporziehende Südschlucht. Über Geröll bis zur ersten, plattigen Steilstufe, wo sich die Schlucht verästelt. Nun am besten nach links auf den grasigen Grat und dort, wo dieser durch einen Abbruch gesperrt wird, nach rechts in die Rinne zurück. (Man kann auch durchaus im linken Ast der Schlucht klettern.) Weiter in ihr, bis man nach einem kleinen Kaminabsatz auf den Grat zur Linken kommt. Über Rasenbänder ansteigend nach links und wo es leicht geht, gerade empor auf den Grat und nach rechts wieder in die Schuttrinne (gleich ein kurzer Steilabsatz); durch diese in eine Scharte, die ein vorspringender Turm bildet und von der man in die Fermedaschlucht hinabsieht. Einige Meter nach rechts in eine kleine Schrofenmulde, durch diese auf eine Gratrippe und jenseits über Schrofen auf den höchsten Punkt des Pfeilers (40—60 Minuten).

Über die Südwestwand. Erste Ersteigung. Schon im Sommer 1916 verbrachte ich einige Wochen auf der Regensburger Hütte; wir hatten einen Ausbildungskurs für „Alpin-Detachements der Pustertaler Division". Mit einer kleinen Gruppe kletterfreudiger Offiziere und Mannschaften vollführte ich eine Reihe schöner und schwerer Turen. Daß die Suche nach Erstersteigungen uns alle stark beschäftigte, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Die Südwestwand der Cisleser Odla interessierte mich besonders, seit ich mit dem Feldstecher in der Abendbeleuchtung bemerkt hatte, daß die scheinbar glatte Gipfelwand doch eine ganz schöne Gliederung besitzt. Einige zweifelhafte Stellen blieben zwar, aber gerade das lockt ja zu Erstlingsturen.

Am 4. September zog ich mit Leutnant Vietoris, Zugsführer Nußbaumer und einem jungen, schneidigen Ötztaler, Unterjäger Riml, aus, um die Wand zu versuchen. Es galt vor allem, die Höhe des Südwestpfeilers zu gewinnen. Daß die Schlucht, die ihn von der Südwand trennt, der geeignetste Weg dazu sei, war uns von Anfang an klar. Wir machten aber den Fehler, aus der Schlucht nicht auf den Grat überzugehen, und kamen so in einen tiefen Schlund. Mächtige eingeklemmte Blöcke und düstere Eisreste boten zwar einen herrlichen Anblick, aber das Weiterkommen war nicht so einfach. Nußbaumer und Riml erkletterten einen sehr unangenehmen Abbruch und kamen in der Hauptschlucht weiter. Ich kletterte mit Leutnant Vietoris rechts in einer Kaminreihe aufwärts, die knapp an der lotrechten Südwand emporzieht. Die Kletterei war zwar schön, aber große Schwierigkeiten verlangsamten unser Weiterkommen. Unsere Kamine vereinigten sich aber wieder mit der Hauptschlucht, die sich bald zur Geröllrinne verbreitert und uns ohne Schwierigkeiten auf den höchsten Punkt des Pfeilers führte. Das erste Fragezeichen war damit gelöst.

Die Wand, die uns von einer weithin sichtbaren Schrofenterrasse trennte, war von einem schmalen, spaltartigen Band durchzogen. In schöner, schwieriger Kletterei strebte ich etwas ansteigend nach rechts, von hier an mit Zugsführer Nußbaumer verbunden. Nach 20 *m* war die Terrasse erreicht. Voll Spannung kletterte ich noch etwa

30 *m* schräg ansteigend weiter und kam so zu einer wenig geneigten, fast griffloſen Platte am Fuße einer dunkelroten Wand. Eine 6—8 *m* hohe Verſchneidung links von dieſer war der einzige Weiterweg. Sehr ſchwer war ſie zu erklettern. Ein guter Zacken an ihrem Ende erlaubte aber gute Verſicherung der Nachkommenden. Leichte Schrofen führten etwa 10 *m* weiter links aufwärts in eine kleine Mulde. Rechts befand ſich nun ein gelbes Loch, von dieſem zog ein gelblicher, überhangender Wulſt nach links und brach bei einer Ecke ſcheinbar in ſenkrechte Wände ab. War es uns möglich, dieſe Stelle zu überwinden, dann war unſer Unternehmen geſichert. Nach einigem Überlegen kletterte ich zu einer undeutlichen Verſchneidung, nahe der linken Kante empor. Schon die erſten Schritte waren ſchwer. Mühſam verſpreizte ich mich in dem flachen Winkel. Schon vermeinte ich oben zu ſein, da ſetzten alle Griffe aus. Doch vermochte ich, weit nach links gebeugt, eine Leiſte zu erreichen. Die Stellung war bis zum Äußerſten kritiſch. Ein Aufraffen aller Energie — ich war oben. Breite Schrofen vor mir — wir hatten gewonnen.

Ein Jahr ſpäter erfuhr ich, daß man dieſe äußerſt ſchwere Stelle links umgangen habe. Bei einer Wiederholung der Tur fand ich, daß das tatſächlich möglich ſei. Ich querte um die anſcheinend ungangbare linke Ecke und erreichte nach ſchwierigem, wagrechtem Quergang einen gut geſtuften, von links nach rechts ziehenden Riß, der über den Wulſt emporführt. Raſch kletterten wir über die breite Schrofenzone, die, immer etwas nach links ziehend, unter gewaltigen Wänden in die Scharte zwiſchen Nord- und Südgipfel leitet. Aufatmend betrat ich den Grat. Erſchloſſener Weg lag vor uns. Eine ſehr ſchwere, rißartige Stelle war, links an dem Abbruch des Südgipfels, noch zu erklettern. Nußbaumer, der nun voranging, überwand ſie flink, als ich aber nachkommen wollte, brach mir gerade im heikelſten Augenblick unter dem linken Fuß ein Tritt weg. Zwar hielt ich mich, aber es war mehr das Bewußtſein, vom Seile gehalten nicht ſtürzen zu können, als die eigene Kraft, das mir das Gleichgewicht bewahrte. Ein kurzes, leichtes Stück Grat trennte uns noch vom Südgipfel.

Meine Route hatte allerdings einen großen Fehler: ſie führte nicht direkt zum Gipfel. Im Sommer 1917 wurde dann auch der direkte Ausſtieg durch Angelo Dibona und Rudolf Eller erzwungen. Mir wurde nur dieſe Tatſache bekannt, ihr Weg intereſſierte mich natürlich außerordentlich.

Am 30. Auguſt 1917 führte ich meinen Kommandanten, Hauptmann Machek, über die Südweſtwand. Oberhalb der äußerſt ſchweren Stelle der Originalroute, die wir direkt erſtiegen, beſchloſſen wir, Dibonas Variante zu verſuchen. Etwa 20 *m* kletterten wir noch über Schrofen gerade empor. Eine graue, löcherige, faſt ſenkrechte Platte ſchien mir der geeignetſte Punkt zu ſein, um die unheimlich ſteile Wand anzupacken. Ich querte die Wand rechts anſteigend. Nach einigen Schritten weiter in die Südſeite erkannte ich aber, daß dort nichts zu holen ſei. So ging ich wieder zurück. Eine kleine Niſche, einige Meter links ober mir, war die einzige angreifbare Stelle. In äußerſt ſchwerer Kletterei kam ich zu ihr. Der Fels iſt hier rot-grau gefleckt, ungemein feſt, aber beinahe griffloſ. Eine bauchige Stelle ſchließt ſich an die andere. Die Niſche bot einigen Stand, ich getraute mich aber nicht, meinen „Herrn“ (ich war ja k. u. k. Bergführer!) nachkommen zu laſſen. Aber auch der Weiterweg ſah unheimlich genug aus. Wozu hatte ich aber Haken, Karabiner und Hammer in der Bruſttaſche? Schnell war ein Stift eingetrieben und mit voller Ruhe konnte ich das Folgende angehen. An der rechten Begrenzung der Niſche klomm ich an winzigen Griffen, anfangs überhangend, empor. Kein Haltepunkt war an der „richtigen“ Stelle, nur die raffinierteſten Bewegungen konnten mich höherbringen. Endlich legte ſich der Fels zurück, eine ganz kurze, kleine Rinne war erreicht und ober ihr auch guter Stand. Gerade war das 20 *m* lange Seil zu Ende.

Mit Genugtuung ſah ich, daß die Mühe meines „Herrn“, zu mir heraufzuge-

langen, nicht geringer war als meine eigene. Ein nach links ziehendes Band erkannten wir bald als trügerisch. Wir kletterten daher über steilen Fels halbrechts weiter. Ein sehr schwerer Übergang war noch zu überwinden, aber was war er mit seinen schönen Griffen gegen das Vorhergegangene! Gleich darauf fand ich eine winzige Steindaube — das erste Zeichen unserer Vorgänger. Als das Seil wieder ausgelaufen war, hatte ich gerade die flache Schrofenmulde erreicht, die von der Scharte zwischen südlichem Vorgipfel und Hauptgipfel herunterzieht. Das Seil wurde aufgerollt und über herrlich gestuften Fels war alsbald der Gipfel erreicht. Im Vollgefühl vollbrachter Leistungen saßen wir oben. — Der Aufstieg vom höchsten Punkt des Pfeilers hatte nur 1 St. 25 Min. gedauert. — Ein freundlicher Tag gestattete freies Umherschauen; bald freute sich das Auge an den nahen Felstürmen, besonders dem prächtigen Vilnösser Turm, bald an den schönen Linien der fernen Bergketten. —

Ich habe noch den Übergang vom Süd- zum Nordgipfel zu erwähnen. Er vollzieht sich über den Grat, wobei der Abbruch des Südgipfels am besten durch Abseilen überwunden wird (siehe Südwestwand, Aufstieg). Der Aufstieg zum Nordgipfel vom Vilnösser Schartel her wurde von uns folgendermaßen ausgeführt: Vom Vilnösser Schartel leicht in eine nischenartige Mulde und über dieser nach links auf eine Gratrippe.. Auf dem Grat etwa 10 *m* empor und über eine kleine Platte nach links zu einem schwierigen Überhang. Nun nach rechts auf einen Gratabsatz. Der folgende Abbruch wird links durch eine Verschneidung erklettert, worauf bald der Nordgipfel (2790 *m*) erreicht ist. (30 Minuten.) S. Häberleins Route (s. Ö. A.-Z. 1906, S. 293), die auch der „Hochtourist" anführt, wird bei der schönen Gelegenheit, knapp neben ihr zu klettern, wohl kaum Liebhaber finden.

Die Gran Odla, 2820 *m*

Die Gran Odla ist entschieden von allen Gipfeln der Gruppe am schwierigsten zu ersteigen. Sie ist eine doppelzinkige, schroffe Nadel, die besonders nach Norden mächtige Abstürze besitzt. Ihr brüchiges Gestein macht sie aber trotzdem zu dem Gipfel, der mir unter allen diesen Bergen der unsympathischste ist.

Den Aufstieg über die Südwestwand habe ich gelegentlich der Überschreitung der westlichen Geislergruppe kennengelernt. Wir stiegen vom Nordgipfel der Cisleser Odla über leichte Schrofen in das die beiden Berge trennende Schartel ab. Ein der Gran Odla vorgebauter, kühner Zacken wurde über sandig-brüchigen Fels und Schnee auf der Nordseite umgangen. So gelangten wir in einen prachtvollen, düstern Winkel, in dem eingeklemmte Blöcke ein mächtiges Tor bilden. Eine breite Wandverschneidung zieht von dem Schartel zwischen beiden Gipfelzacken der Gran-Odla zu diesem Winkel herab. Unter den Blöcken durchkriechend, gelangten wir über Eis, Schutt und eine kaminartige Stufe an den Fuß des flacheren, nach Südwest geneigten Teiles der Verschneidung. Anfangs ging es leicht empor. Dann drängte uns aber ein querziehender Wulst unter Überhängen etwa 20 *m* nach links, bis wir über eine schwere Kletterstelle wieder weniger steilen Fels erreichten, der aber in seiner Brüchigkeit auch vorsichtige Arbeit erforderte. So gelangten wir in die Scharte zwischen beiden Gipfelzacken und unschwer auf den Nordgipfel.

Die Ostwandroute, die früher öfters begangen wurde, scheint jetzt alles Interesse verloren zu haben; auf mich hat sie nie Anziehung ausgeübt. Im „Hochtourist" wird sie folgendermaßen beschrieben: „Südlich knapp unterhalb der Unteren Odlascharte in eine Schlucht, die gleich anfangs nach rechts einen kleinen Seitenast abgibt. In der Hauptschlucht empor bis zu einer hohen Stufe, die links umgangen wird. Oberhalb Teilung der Schlucht. Im rechten Aste zu Platten, über diese zu einer gelben Wand; an ihrer niedrigsten Stelle sehr schwierig empor: von rechts her mittels schweren Querganges zu einem engen Riß zwischen der Wand und einer

frei herausstehenden Platte und in dem Riß zu einer kleinen Schlucht (Vereinigung mit der Nordwandroute) hinauf. In dieser, zum Schluß mit einer Ausbiegung nach rechts, zu der von einem Riesenblock überbrückten Scharte zwischen dem höchsten Gipfel und einem fast ebenso hohen Zacken, gleich darauf zum Gipfel. (1¼ Std.)

Nordostwand (im „Hochtourist" Nordwand). Die Ersteigung der Gran-Odla auf dieser Route war eine der ersten Klettereien, die ich in der Geislergruppe ausgeführt habe. Zwei lange Jahre ohne Berge lagen hinter mir, die alte Sicherheit im Fels hatte große Einbuße erlitten. Am 30. Juli 1916 stand ich mit einer kleinen Gruppe meiner Leute auf der Oberen Odlascharte. Ich hatte die Gepflogenheit, mich mit der Mannschaft nie anzuseilen. So war ich beweglicher, die Leute gewöhnten sich daran, selbst zu führen — und ich war entschieden in größerer Sicherheit. Knapp links unter der Scharte kletterte ich empor, kam aber bald etwas nach rechts, gerade in die Fallinie des Einschnittes. Eine kleine Mulde leitet in eine sehr steile Verschneidung, deren Erkletterung mir ziemliche Mühe kostete. 30 *m* oberhalb der Scharte erreichte ich guten Stand bei einigen Felszacken. Weiter ging es leicht nach links in eine Mulde und in ihrem linken Teil empor. Eine kleine Rinne zieht nun nach rechts weiter, in die Scharte zwischen Hauptgipfel und südlichem Vorgipfel. Ich war auf dem leichten Fels etwas schneller weitergekommen als meine Leute. Die Routenbeschreibung hatte ich unten liegen gelassen, jetzt zweifelte ich, welcher der beiden Zacken der höhere sei. Ich entschied mich für den südlichen und kletterte über eine sehr schwierige Wand hinauf. Ich fluchte ordentlich, als ich entdeckte, daß ich mich geirrt hatte. Über recht brüchigen Fels und über die im Abstieg noch unangenehmere Wand mußte ich zurücksteigen, um dann den richtigen Gipfel zu erreichen.

Auch der Abstieg hatte für mich einige Unannehmlichkeiten. Die steile Wand machte auf mich, der ich gar keine Übung hatte, ziemlichen Eindruck und ich war froh, als ich wieder „Boden" unter den Füßen hatte. —

Nordwestwand. Einen neuen Aufstieg vollführten am 28. September 1917 Jahn, Sonvico und Huter nach vorhergegangener Überkletterung der Cisleser Odla. Ich will den ganzen Bericht, den sie im Turenbuch der Regensburger Hütte geben, hierhersetzen, weil er auch bezüglich der Ersteigung der Cisleser Odla von Interesse ist: „Cisleser Odla, Westwand (Dülfer-Riß)—Gran-Odla, Nordwestwand, 1. Ersteigung: Von der Spitze des Westwandpfeilers über das Band der Originalroute ganz nach rechts auf das oberste Ende der Schrofenterrasse. Von einem kleinen Rasenschartel absteigend zum Beginn des hier nur wenige Zentimeter breiten Risses. Durch diesen äußerst schwer empor. Nach 15 *m* in kaminartiger Vertiefung guter Stand. (Vermutlich gelangten die Erstersteiger über eine gelbe Platte von links her an dieser Stelle in den Riß.) Im Riß oder rechts davon empor, und von der erreichten Spitze eines Pfeilers auf die Hauptwand überspreizend zum obersten Teil des Südostgrates. Über diesen auf die Spitze. 1 Stunde vom Wandpfeiler.

Abstieg über den Nordgrat in die Scharte vor dem Gran-Odlastock. Wie zur Südwestroute der Gran-Odla über Schutt und brüchige Felsen nach Norden hinab und vor der überdachten Stelle in der Steilschlucht sofort links ungefähr 8 *m* brüchig empor. Eine gute Seillänge horizontaler Quergang nach links und eine niedrige, gutgriffige Wandstufe gerade hinauf. Wieder nach links und bei einigen brüchigen Nischen ungefähr 20 *m* sehr schwer in gleicher Richtung empor. Nun in einem anfangs leichten, später aber brüchigen Kamin ansteigend auf die nördlich gelegene kleine Scharte unterhalb der höchsten Gipfelgratwand und von Norden auf die Spitze derselben. — Schwierigster Anstieg auf die Gran Odla; von der Scharte 1 Stunde.

„Anmerkung der Schriftleitung: Infolge der Unmöglichkeit, für den heurigen Jahrgang der Zeitschrift mehr Papier zu erlangen, muß die vorstehende Abhandlung hier abgebrochen und ihre Fortsetzung einem nachfolgenden Bande vorbehalten werden."

Die Julischen und Karnischen Alpen im Kriege

Von J. Aichinger

Als im Sommer des Jahres 1914 jäh und unvermutet der Weltkrieg ausgebrochen war und an Österreichs Nordostgrenze das große Morden schon begonnen hatte, blieben unsere Südalpen von all dem Kriegsgetöse unberührt und in den Bergen der Julischen und Karnischen Alpen herrschte eine so vollständige Ruhe, daß man glauben konnte, alle Menschen seien ausgewandert. Und beinahe war es so. Was an fremden Sommergästen in den Tälern und an den Gestaden der Seen Kärntens geweilt, hatte fluchtartig das Land verlassen, um bei der bevorstehenden Verkehrseinstellung nicht zurück zu bleiben, und was von der einheimischen Bevölkerung an wehrfähigen Männern vorhanden war, wurde in das feldgraue Tuch gesteckt und in Güterwagen verstaut an die russische Grenze befördert. Eine Zeitlang dauerte der allgemeine Wirbel; als aber die letzten Eisenbahnzüge mit lebendem und totem Kriegsmaterial hinweggerollt waren, wurde es still in den Alpentälern und stiller noch auf den Bergen, die kurz vorher noch so manchem Wanderer Erholung und Erbauung geboten hatten. Nie habe ich diese Berge so einsam gesehen, wie in den Spätsommer- und Herbsttagen des Jahres 1914. Wer damals Zeit und Muße hatte, um auf die Höhen zu steigen, der konnte einen wahren Gottesfrieden genießen. Tagelang konnte man wandern, ohne einem Menschen zu begegnen, die gastlichen Pforten der Schutzhütten hatten sich frühzeitig geschlossen und niemand störte die Ruhe, in die nur das melodische Geläute der Herdenglocken einiges Leben brachte. Die Natur entfaltete ihre volle Schönheit und die Berge reckten ihre zackigen Gipfel und Kämme wie sonst in den Himmel, unbekümmert um das tolle Treiben der Menschen, die anderswo auf Tod und Zerstörung ausgingen. Hier lag der Friede ausgebreitet. Wer aber vermochte seine Schönheit zu genießen und zu würdigen?

Bevor aber noch nach einem rauhen Winter der Sommer wiedergekehrt, war auch die Ruhe von unseren schönen Bergen im Süden verscheucht worden. In den prallen Felswänden wiederhallte der Donner der Geschütze und das Knattern der Maschinengewehre, in den schönen grünen Wäldern züngelten Flammen auf, und wüste Brandstellen bezeichneten die Stätten, wo einst Schutzhütten friedlichen Zwecken gedient hatten. Der Boden war allenthalben zerwühlt und zerpflügt und dort, wo sonst nur die scheue Gemse auf Äsung ausgegangen war, drängten sich jetzt Hunderte von Menschen zusammen, nicht um Alpenschönheit zu genießen, sondern um die Heimaterde gegen einen tückischen, verräterischen Feind zu beschirmen. Wie war das gekommen?

Noch ein Jahr vorher lebten wir mit unserem Nachbar im Süden im besten Einvernehmen. Zwar war das Verhältnis mit dem Bundesgenossen im Laufe der letzten Jahre etwas unsicher geworden, aber zumal die Grenzbevölkerung beider Staaten vertrug sich gut und unterhielt viele geschäftliche und familiäre Beziehungen, und für den Bergsteiger, der der Schönheit nachging, wo er sie fand, hatte es keine politischen Grenzen gegeben. Beim Ausbruche des Krieges im Sommer 1914 war noch die Bevölkerung der der italienischen Grenze nahe gelegenen Stadt Villach vor das dortige italienische Konsulat gezogen und hatte die italienische Flagge mit einem begeisterten „Evviva L'Italia" begrüßt und der Konsul hatte gedankt und versprochen,

von der Huldigung seiner Regierung und seinem König Mitteilung zu machen. In Pontafel waren die Eisenbahnwagen bereit gestellt, um die „Bundesgenossen" aufzunehmen, aber diese zogen es vor, daheim zu bleiben. Das war die erste Enttäuschung, und andere sollten bald folgen; doch an die Möglichkeit, daß wir mit Italien Krieg führen müßten, dachte an der Grenze niemand, waren ja doch dafür so gut wie keine Vorbereitungen getroffen worden. Erst als sich der politische Himmel im Süden immer mehr verdüsterte, als die Verhandlungen über die Abtretung der italienischen Gebiete Südtirols in die Öffentlichkeit drangen und nebenbei mit der Anlage von Verteidigungsstellungen im Gail- und Drautale begonnen wurde, ja mitten in der Stadt Villach Brückenköpfe mit Drahtverhauen und Schützengräben errichtet wurden, bemächtigte sich der Bevölkerung eine gewisse Unruhe, die aber erst ihren Höhepunkt erreichen sollte, als die Behörden ihre wertvollen Schriften säuberlich in Kisten verpackten und im Hinterlande in Sicherheit brachten. Ängstliche Gemüter verließen samt ihrer Habe die Stadt, aber nur wenige glaubten an den Ernst der Lage. Und dann kam der denkwürdige Pfingstsonntag 1915, der „Tag des Verrates"; das für unmöglich Gehaltene, weil in seiner schurkischen Hinterlist für uns Deutsche nicht faßbare: die Kriegserklärung Italiens war Tatsache geworden. Noch am gleichen Abende sausten die ersten Granaten über den stillen Spiegel des Raibler Sees, der Krieg war in unsere lieben, heimatlichen Berge eingezogen. Schon in den nächsten Tagen sollten wir dessen Bilder vor Augen haben. Das Erste waren Wagenzüge mit Flüchtlingen aus den nahen Grenzorten im Kanaltale, die ihre traute Scholle verlassen mußten. Es war ein trauriger Anblick, die langen Reihen von Wagen zu sehen, beladen mit all dem Hausrat, der in der Eile zusammengerafft werden konnte, darauf die alten, hinfälligen Leute mit gramdurchfurchten Gesichtern kauernd und weinende kleine Kinder, daneben die kräftigeren zu Fuß, und hinterher brüllend und meckernd alles Hausgetier, das man mitnehmen konnte.

Ihnen entgegen zogen lange Reihen von Karren, die man rasch aus den Karpathen herbeigeschafft hatte und die jetzt in den Alpen Dienste leisten mußten. Die Brücken zwischen Pontafel und Pontebba, die so viele Jahre dem friedlichen Verkehr zwischen Nord und Süd gedient hatten, wurden gesprengt und sanken in das Bett der rauschenden Pontebbana.

Seit mehr als hundert Jahren, seitdem die Franzosen, den Widerstand der todesmutigen Besatzung der Festungen auf dem Predil-Paß und bei Malborghet brechend, in Kärnten eingedrungen waren, hatten diese Berge keinen Krieg mehr gesehen, nun sollten die bösen Maitage von 1809 wiederkommen. Wird es dem Feinde wieder gelingen, die tapfere Grenzwehr zu überwältigen und den Krieg in das schöne, friedliche Kärntnerland zu tragen? Die Lage war fast hoffnungslos.

Was wir an heimischen Alpentruppen besessen hatten, all die Jägerbataillone und Schützenregimenter, deren Mannschaften jahrelang für den Krieg im Hochgebirge ausgebildet worden waren und in den Grenzgebieten gegen Italien jeden Stein kannten, waren in den blutigen Kämpfen in Galizien bei Przemyslany und Grodek und anderen heißumstrittenen Orten fast aufgerieben worden, und was noch davon am Leben war, stand in weiter Ferne. Wer sollte da die Grenze verteidigen?

Da drängten sich mit einer Begeisterung sondergleichen alle, die nur ein Gewehr tragen konnten, zu dem nun gebildeten Kärntner Freiwilligen Schützenregiment, zu den „Jungschützen", wie sie im Volksmunde genannt wurden, weil das Regiment damals zum großen Teil aus ganz jungen Burschen bestand, worunter sich besonders viele Mittelschüler im Alter von 14 bis 18 Jahren befanden. Die tapferen Jungen zogen in den Krieg wie zu den Kriegsspielen der Pfadfinder und erfaßten den ganzen Ernst erst, als ihnen die ersten Kugeln um die Ohren pfiffen. Keiner aber wollte ferne bleiben, wenn es galt, die liebe Bergheimat zu verteidigen. Anderseits waren

es Landsturmmänner, die die Blüte der Jugend längst hinter sich, und nur eine geringe und eilige Ausbildung erfahren hatten. Hiezu kamen noch ungarische Honved-Soldaten, die die Alpen nie gesehen hatten und die von dem Anblicke der schroffen, abschreckenden Formen der Berge, in denen sie kämpfen sollten, wenig erbaut waren. Dieser mehr als bescheidenen Verteidigungsmannschaft stand die gesamte, völlig unversehrte Wehrmacht Italiens, besonders die wohlausgebildeten und gebirgsgewohnten „Alpini" und „Versaglieri", gegenüber. Und dennoch vermochte diese kaum zu verhüllende Lage die Bewohner der vom Kriege bedrohten Grenztäler nicht zu entmutigen, niemand dachte an die Möglichkeit, daß die Italiener in die Täler Kärntens eindringen könnten, und alle Hoffnung gründete sich auf die Berge, die, als eine mächtige steinerne Grenzwehr aufragend, jedem Feind ein gebieterisches Halt zurufen würden, wenn Heimatliebe sie verteidigen half. Es kam aber anders, als man vermutet hatte. Die Italiener rannten, geblendet von ihren Hauptzielen: „Trento-Trieste" auf diese los und versäumten die Gelegenheit, in das schwach verteidigte Kärntnerland einzubrechen und sich der Stadt Villach, des wichtigsten Eisenbahnknotenpunktes der Südalpen, zu bemächtigen, dessen Besitz die so wertvolle Eisenbahnstrecke Marburg-Franzensfeste unterbunden hätte; sie ließen uns Zeit, unsere Front an der Grenze allmählich auszubauen und zu kräftigen, bis sie, unterstützt durch die mächtigen Felsmauern unserer Berge, zu einem undurchdringlichen Wall herangewachsen war, der als „karnisch-julische Front" jeden späteren Versuch des Feindes, in Kärnten Boden zu gewinnen, vereitelte.

Das Kommando würdigte von allem Anfang an die Erfahrungen, die sich die Mitglieder unseres Vereines als Bergsteiger in den vom Kriege heimgesuchten Berggebieten erworben hatten. Alles was von ihnen seit Jahren in den Veröffentlichungen unseres Vereines über die Julischen und Karnischen Alpen niedergelegt worden war, wurde einer genauen Durchsicht unterzogen und für die Kriegführung zu verwerten gesucht. Gleichzeitig versicherte man sich der Mithilfe möglichst vieler tüchtiger Alpinisten und Gebirgskenner, die als Offiziere im Felde standen, indem man deren Überstellung an die Alpenfront in die Wege leitete. Man nahm aber auch keinen Anstand, den Rat erfahrener Alpinisten einzuholen und sie zu persönlicher Mitarbeit heranzuziehen, wenn sie nicht dem Militär angehörten. Um tüchtige, für den Gebirgskrieg verwendbare Mannschaften zur Verfügung zu haben, wurden Hochgebirgskurse errichtet, namentlich Schneeschuhkurse, die, da man nicht auf den Winter warten konnte, auf den Gletschern der Hohen Tauern, in der Glockner- und Goldberggruppe abgehalten wurden. Die Hütten unseres Vereins, namentlich das Glocknerhaus, die Oberwalder- und Hofmannshütte, das Zittelhaus und die Duisburger Hütte dienten hiebei als höchst wertvolle Stützpunkte, die die Abhaltung dieser Kurse erst ermöglichten. Gleichzeitig mit diesen Vorbereitungen hinter der Front begann der Aufbau der Front selbst. Als die Kriegserklärung Italiens erfolgt war, befand sich die Front fast vollständig im Friedenszustande; es gab, abgesehen von den Grenzfestungen auf dem Predilpaß, an der Flitscher Klause, am Raibler See und bei Malborghet, weder befestigte Stellungen noch militärische Unterstände, alles mußte erst hergestellt werden und in der ersten Zeit leisteten daher unsere an der Grenze gelegenen Alpenvereinshütten, so klein sie waren, die wertvollsten Dienste. Das Gleiche gilt von den Weganlagen und Wegbezeichnungen unseres Vereines.

Nach und nach erst konnte die Front für die Verteidigung ausgebaut werden und es entstanden tief im Gebirge überall Autostraßen, Fußwege, versicherte Klettersteige, Drahtverhaue, Schützengräben und Unterstände.

Wie die Karte lehrt, verläuft die Grenze zum großen Teil keineswegs natürlich, sondern höchst verwickelt. Man kann behaupten, daß der Verlauf der Grenze vielfach den Italienern Vorteile einräumte, deren wir entbehren mußten. Zu

diesen Vorteilen gehört vor allen anderen der Besitz vieler Höhen, die die zu Füßen liegenden, reich besiedelten und mit Eisenbahnen und wichtigen Verkehrsstraßen versehenen Täler beherrschten und unter Feuer halten konnten. Dazu kam noch der natürliche Vorteil, daß fast sämtliche Berge der Julischen und Karnischen Alpen von Süden her verhältnismäßig leicht zugänglich sind, während sie nach Norden mit schroffen Felswänden abfallen. Außerdem hatten die Italiener ein Jahr lang Zeit gehabt, um sich genügend vorzubereiten und in den Bergen sicher einzunisten, während wir völlig überrascht wurden, ja uns, um bei den „Bundesgenossen" ja keinen Anstoß zu erregen, absichtlich immer bescheiden in einem gewissen achtungsvollen Abstand von der italienischen Grenze gehalten hatten. So kam es, daß unsere Feinde sich fast überall in vorteilhafteren Stellungen befanden als wir.

Nach diesen einleitenden Worten wäre es nun am Platze, all die Kämpfe zu schildern, die sich in mehr als zwei Jahren in diesen Bergen abgespielt haben, und über den nicht minder gefährlichen Kampf zu berichten, den unsere tapferen Verteidiger gegen übermächtige Naturgewalten führen mußten. Dies ist von berufener Seite auch in den Veröffentlichungen unsres Vereins wiederholt geschehen, Männer, die mit dabei waren, als da droben noch gekämpft wurde, haben davon eindrucksvolle Schilderungen veröffentlicht, ihnen gegenüber bin ich, der ich den Schauplatz all dieser Kämpfe erst besuchen durfte, nachdem er verlassen worden war, in der Lage eines Mannes, der ein großes Theater am Tage nach der Vorstellung besucht. Er sieht die Kulissen und Dekorationen, gewinnt Einblick in all die verwickelte Maschinerie, aber auf der Bühne fehlen die Darsteller und der leere Orchesterraum bleibt still und stumm. Trotzdem bleiben die Eindrücke noch immer stark genug, und wenn man wie ich einsam und allein durch die verlassenen Höhenstellungen wandert, beschleicht einen ein eigentümliches Gefühl, man erwartet jeden Augenblick in den Schützengräben Gestalten auftauchen zu sehen, und auf jedem Schritt begegnen einem Dinge, die eine so laute, eindringliche Sprache reden, daß man davon ergriffen wird. Bin ich also nicht imstande, aus eigenen Erlebnissen Kämpfe zu schildern, so kann ich doch durchweg aus eigener Anschauung über die Spuren berichten, die der Krieg in diese Berge eingegraben hat. Sie sind tief genug; manches wird zwar mit den Jahren verschwinden, die Wälder werden wieder nachwachsen, kahle Hänge sich wieder begrünen, aber die Arbeit im Stein, diese aus dem Fels gehauenen und gesprengten Gänge und Höhlen werden noch nach Jahrhunderten unseren Nachkommen von dem furchtbaren, mörderischen Krieg erzählen, der einst hier getobt hat.

Ich habe im Sommer 1918 die ganze ehemalige Front vom Isonzo bis zur Tiroler Grenze begangen und dort fast alle Höhenstellungen besucht, und lade nun den Leser ein, mir auf meiner Wanderung zu folgen.

Der östliche Teil der Julischen Alpen, der den Kronländern Krain und Küstenland angehört und das Triglav-Gebiet mit den Kronauer- und Trenta-Bergen umfaßt, wurde vom Kriege unmittelbar nicht berührt, doch spielte dieser Teil insoferne eine bedeutende Rolle, als reichliche Zufahrtswege, so besonders aus der Wochein über den Bogatin und von Kronau über den Moistroka-Paß, der eine schöne Straße erhalten hat, hinüber zum Isonzo führten, an dessen Ufern vom Anbeginn des Krieges die heftigsten und blutigsten Kämpfe ausgefochten wurden. Hier bildete besonders der vielgenannte Krn, dessen Hänge alsbald von dem durch das Natisonetal nach Karfreit vordringenden Feinde besetzt wurden, einen der wichtigsten und am heißesten umstrittenen Kriegsschauplätze. Auch das Becken von Flitsch im Süden der Canin-Gruppe war der Schauplatz vieler Kämpfe und gewann schließlich dadurch die größte Bedeutung, daß hier der Hebel angesetzt wurde, um die ganze italienische Alpenfront vom Isonzo bis zur Brenta aus den Angeln zu heben, so daß sie in den denkwürdigen Oktobertagen des Jahres 1917 zusammenstürzte wie ein Kartenhaus und

dadurch nicht nur die gesamte Kärntner Grenze, sondern auch das ganze Gebiet der Südtiroler Dolomiten vom Feinde gesäubert wurde. Bei Flitsch war es besonders der der Gruppe des Monte Canin angehörige Rombon, 2208 *m*, der von den Italienern beharrlich angegriffen, von uns aber mit großer Zähigkeit gehalten wurde. Solange dieser Berg, an dem unsere Stellungen bis zum Gipfel reichten, in unseren Händen war, war den Italienern auch der Zugang zum Predilpaß, 1156 *m*, über den eine schöne Straße nach Kärnten führt, verwehrt. Diese Straße führt an der starken Befestigung der Flitscher Klause und an der alten Predilfestung, die schon die Franzosenkriege im Jahre 1809 erlebt hat, vorüber. Sie steht dank ihrer Lage und geringen militärischen Bedeutung völlig unversehrt. Unsere Artillerie stand in Kavernen unter dem Predilkopf und vor allem auf dem Zottenkopf, einem 1596 *m* hohen Gipfel, der sich zwischen dem Predilpaß und dem Seekopf erhebt und das ganze Raibler Seetal bis zum Neveasattel beherrscht. Auf dem Predilpaß findet man die Ruinen der beiden Gasthäuser, die im Frieden den Manhartbesteigern so oft willkommene Erfrischung geboten hatten, und betritt das Land Kärnten. Gegenüber erheben sich aus dem im Abstiege bald sichtbar werdenden grünen Spiegel des Raibler Sees die Rauhen Köpfe, die ebenfalls von unserer Artillerie besetzt waren. Wendet man den Blick längs dem Seetal nach Westen, so erkennt man unschwer, wenn nicht mit freiem, so doch mit bewehrtem Auge die italienischen Stellungen, die oberhalb der grünen Matten des Monte Cregnedul hart unter dessen Gipfelfelsen liegen. Die Predilstraße wurde während des Krieges zum großen Teil umgelegt; die durch Lawinen gefährdete Sommerstraße wurde aufgelassen und die Winterstraße durch einen 205 *m* langen, elektrisch beleuchteten Tunnel geführt. Trotz dieser Sicherungsmaßregeln konnte die Straße, die ständig unter italienischem Artilleriefeuer lag, sobald sich auf ihr Mensch oder Tier erblicken ließ, nur bei Nacht und unsichtigem Wetter mit großer Vorsicht benützt werden. Es war darum von großem Nutzen, daß die k. k. Bergverwaltung schon im Frieden einen über 4 *km* langen Stollen unter dem Predil bis nach Mittelbreth gebaut hatte, der aber keineswegs militärischen Zwecken gedient, sondern nur den Abfluß der Grubenwässer aus den tiefen Bergwerken besorgt hatte. Dieser kam jetzt sehr zustatten, da die im Stollen eingebaute elektrische Grubenbahn einen sicheren Verkehr zwischen Raibl und unseren Stellungen bei Flitsch vermittelte. Wer von Flitsch kommt und noch den traurigen Anblick der dortigen Ruinenstätte im Gedächtnis trägt, ist angenehm überrascht, in dem alten Bergorte Raibl gar keine Verwüstungen zu sehen. Es ist dies fast ein Wunder zu nennen, denn die Italiener hatten sich alle Mühe gegeben, den Ort, und namentlich die dortigen Bergwerksanlagen, sowohl durch Artilleriefeuer als durch Fliegerbomben in Brand zu schießen, aber eine vorspringende Bergrippe schützte vor dem Einblick feindlicher Beobachter, und so kam es, daß die Geschosse stets zwischen den Häusern einschlugen, ohne einen Schaden anzurichten. Für die Bewohner der Ortschaft waren es aber bange Stunden, wenn die Italiener oft tage- und nächtelang Granate um Granate hereinwarfen und man keinen Augenblick seines Lebens sicher war. Dann flüchtete die ganze Einwohnerschaft von Raibl in die Gruben, wo sich ausgedehnte Räume befinden, die mit Tischen, Bänken und Schlafgelegenheiten ausgestattet waren und sicheren Schutz gewährten, bis die Beschießung aufhörte. Dies wiederholte sich oft und die Bevölkerung gewöhnte sich daran und nahm es als etwas Selbstverständliches hin. In keinem Abschnitte der karnisch-julischen Front findet man einen so großartigen alpinen Hintergrund für das Kriegsdrama, das sich hier abgespielt hat, eine so innige Anpassung der Kriegführung an das Hochgebirge wie hier. Bis zu den höchsten Gipfeln, bis in die entlegensten Felswildnisse reichen die Stellungen und schmiegen sich den Zinnen und Graten an, als hätte sie die Natur selbst zur Verteidigung aufgerichtet.

Vor allen anderen Gipfeln der Julischen Alpen sind es der Wischberg und seine Umgebung, die durch den Krieg tiefgreifende Veränderungen erfahren haben. Ein Besuch des Wischbergs und seiner Nachbargipfel lohnt darum ebenso in rein alpiner, wie in kriegsgeschichtlicher Hinsicht. Es war mir eine Freude, diese mir so wohlvertrauten Berge nach vier Kriegsjahren wieder sehen und durchwandern zu können. Da in diesem Gebiete die einzig in Betracht kommende Hütte, die Findenegg-Hütte, ein Opfer des Krieges geworden ist und ein Übernachten in einem aufgelassenen Unterstand auf verfaulter Holzwolle zu den zweifelhaften Annehmlichkeiten gehört, war ich gezwungen, alle Besteigungen von Raibl aus zu unternehmen. Auf militärische Begleitung verzichtete ich und ging wie gewöhnlich allein, weil ich einem armen Teufel nicht zumuten wollte, mit mir 12 bis 14 Stunden im Tage, zumeist ohne Rast und mit spärlichem Mundvorrat versehen, von einer Höhenstellung zur andern zu steigen, ohne daß er mir etwas nützen konnte. So war ich frei und ungebunden und brauchte keinerlei Rücksicht zu nehmen. An einem schönen, taufrischen Sommermorgen wanderte ich am Ufer des schönen Raibler Sees entlang, an der ganz zerschossenen Festung vorbei ins Seetal. Mehr als anderswo wurde hier der Wald, um freien Ausschuß zu haben, gefällt und eine breite Gasse ausgeschlagen. Da der Weg im Tale vom Feinde eingesehen wurde, führen überall gedeckte Wege durch den Wald am Berghange entlang. Nach einer Stunde kommt man zur Reservestellung Weißenbach. Reizende, kleine Blockhütten bilden im Walde eine Gasse und lassen gar nicht erkennen, daß sie vor kurzem noch kriegerischen Zwecken gedient haben. Gegenüber an der anderen Talseite glitzert etwas am Felsgrate der Kleinen Schlichtel, es ist das von der Morgensonne beschienene Fenster einer Baracke, die unserer Jamastellung angehört, zu der ein Zick-Zack-Weg durch Wald und Krummholz hinanführt. Ich verlasse das Seetal und steige zur Königshütte, einer Jagdhütte des Königs von Sachsen, hinan, die früher einsam im Weißenbachgraben im Walde stand. Jetzt steht ein ganzes Dorf oben, das „Königsdorf". Auf neuem, gutem Wege geht es hinauf in das obere Weißenbach-Kar, eng umschlossen von den Weißenbachspitzen, der Kor- und Leiterspitze, alles schöne, schlanke Felstürme, zwischen denen das mit Schnee erfüllte, flache Kar eingebettet liegt. Ein seltsamer Anblick überrascht mich beim Betreten des Kars. Nächst der tiefeingeschnittenen Korscharte, an die Felswand der Kleinen Weißenbachspitze angeklebt, breitet sich eine große Baracke aus, ein einstiger, militärischer Unterstand. Eine steile, weglose Geröllschlucht führt zur Scharte empor, die ich nach fünfstündiger Wanderung erreiche. Die Umgebung der Korscharte ist ein wahres Paradies für Kletterfreunde, die ringsumstehenden Felstürme mit ihren Wandstufen, Bändern und Kaminen bilden so lohnende Ziele, daß es sich der Mühe lohnte, die militärischen Baulichkeiten dort zu erhalten und als Stützpunkt zu verwenden. Neben der ersten Baracke entdecke ich einen dunklen Gang in der Felswand. Stufen führen darin aufwärts. Da ich meine Taschenlampe vergessen habe, taste ich im Dunkeln vorsichtig hinan, mich der Leitung des Drahtseils überlassend, das neben den Stufen hinanführt. Lange geht es aufwärts, da stoße ich auf ein Hindernis, das sich beim näheren Befühlen als eine hölzerne Treppe erweist. Sie führt mich steil empor, wieder ein finsterer Gang und endlich ein Lichtstrahl; er geleitet mich in eine geräumige Kaverne, in der ein Geschütz stand. Durch das Guckloch neben der Ausschußöffnung blicke ich hinaus aus dem Dunkel in die sonnendurchleuchtete Welt, drüben blinken die Gletscher des Monte Canin und die Schneefelder unter dem Prevalasattel, die jetzt erst die Leichen der Italiener freigeben, die dort im Oktober vorigen Jahres gefallen sind. Hier ist von diesen Greueln nichts zu sehen, man bemerkt nur die vielen Wege, die drüben im Caningebiet überall zu den Höhen hinanführen. Die Kaverne hat auch einen Ausgang ins Freie und über eine fliegende Brücke konnte man außen zur Korscharte hinabsteigen. Jetzt

ist aber diese Brücke bereits in einem recht bedenklichen Zustand, so daß ich es vorzog, wieder durch den dunklen Gang in der Felswand hinabzusteigen.

Von der Korscharte kann man mit nicht allzugroßem Höhenverluste auf neu angelegtem Steiglein unter den Wänden der Korspitze, der Gamsmuttern und des Wischberges zur Mosesscharte hinüberqueren, ein Weg, der beim Einstieg zum alten Wischbergweg vorüberführt. Ich hatte die Absicht gehabt, diesen zu begehen, aber der Gipfel des Wischberges hüllte sich tief herab in Wolken, und da ich auf klaren Ausblick angewiesen war, verzichtete ich für heute auf dessen Besteigung und fuhr über die Schneefelder hinab, in das Kar, von dessen Rande einst die Findenegghütte so freundlich in das Seebachtal hinabgegrüßt hatte. Heute ist sie verschwunden; hinter der Anhöhe, wo sie stand, ducken sich aber zahlreiche schwarze Baracken unter den Felsen, um von den Italienern, die drüben in nächster Nähe auf dem grünen Cregnedulrücken standen, nicht bemerkt zu werden. Ich querte oberhalb zur Traufwand hinüber, einer senkrechten Felswand, unter der einst ein schmales Band durchführte, auf dem die alte Wischberghütte in höchst romantischer, aber ebenso unglücklicher Lage stand, weil die Wand, ihrem Namen Ehre machend, beständig, auch beim schönsten Sonnenschein, Wasser auf das Hüttendach „träufeln" ließ, was diesem nicht zum Nutzen gereichte. Was haben sie im Kriege aus dieser Wand gemacht? Gleich im Anfange, wo das Band noch breit ist, stehen ein paar Baracken, wovon eine recht gut geeignet wäre, die alte Wischberghütte zu ersetzen und deren Standplatz wieder zu Ehren zu bringen, um so mehr als sie im Trockenen steht. Hier hauste ein kletterfreudiger Leutnant, der hier den richtigen Standplatz gefunden hatte.

Wo sich das Band verengert, öffnet sich nun ein Gang in der Felswand, der „Major-Gebauer-Stollen", er mündet in eine lange Reihe von gedeckten Gräben, die zum großen Teile als eine Art von Galerie in den Felsen ausgehöhlt und mit Schießscharten versehen sind. So wurde hier mit Ausnützung der natürlichen Verhältnisse eine ungemein starke und sichere Verteidigungsstellung errichtet und eine staunenswerte Anpassung an das alpine Gelände erzielt.

Am Ende der Traufwand klettere ich aus dem Schützengraben hinaus ins Freie und steige über die grünen Hänge gegen den Passo dei Scialins, schlechtweg die Scala genannt, hinan. Die Schießscharten der italienischen Stellungen am Kamm gähnen mir entgegen, eine Spirale von Stacheldraht, längs des schmalen Steiges gelegt, zwingt mich, gerade empor zu steigen, doch erreiche ich ohne Schwierigkeit die Höhe des vom Monte Cregnedul herabziehenden Kammes und damit die italienische Grenze. Hart unter der Kammhöhe ziehen sich die italienischen Schützengräben und Unterstände hin und beherrschen die Felskare zwischen Kor- und Bärenlahnscharte, sowie die unmittelbar darunter liegende Fischbachalm, und einen Teil des Seebachtales. Hier fühlten sich die Italiener sicher und brauchten sich nicht zu verstecken, alles liegt klar am Tage. Breite Wege durchziehen die steilen Grashänge und führen zu den einzelnen Stellungen abwärts und aufwärts. Frei schweift hier der Blick zum Monte Canin hinüber, dessen Gletscher im seltsamen Gegensatz zu den grünen, blumenbesäeten Hängen stehen, die meine Umgebung bilden. Neben mir stehen sechs Holzkreuze und wenige Schritte darunter liegt ein kleiner Friedhof mit einem schlichten Denkmal, dessen Aufschrift mir erzählt, daß hier einige „Alpini" begraben liegen, die im August 1915 an der Kastreinspitze gefallen sind. „Caduti per la Patria" beginnt die Aufschrift. Sind die Braven wirklich für ihr Vaterland gefallen, das durch keinen Feind bedroht war, oder haben sie ihr junges Leben nutzlos für die Eroberungsgelüste einer herrschsüchtigen Bande hingeben müssen?

Ich besehe mir die Stellungen, die hart unter dem Gipfelfelsen des Monte Cregnedul liegen und bis an diesen selbst heranreichen, beschaue mir die schöne Bergwelt durch die Ausschußlöcher der Kavernen, wo die Geschütze standen, und wandere dann

auf gutem Wege abwärts gegen Nevea. Die Almhütten: Nevea, Cregnedul di sopra und di sotto sind verschwunden, nur verfallenes Mauerwerk läßt noch ihre einstigen Standplätze erkennen, dafür treffe ich auf manches Gebäude, das die Italiener während des Krieges hier errichtet haben. Scharf prägt sich der Unterschied der Nationen in den errichteten Bauwerken aus. Bei uns trifft man überall, selbst auf den höchsten Gipfeln, Bauten aus Holz hergestellt, der Italiener liebt selbst in tiefen Lagen Stein und Beton. Auf Nevea steht das stattliche, zweistöckige Unterkunftshaus der Società Alpina Friulana unversehrt da, aber die Umgebung hat unter dem Krieg gelitten und sich nicht zum Vorteile verändert. Der schöne, dichte Wald wurde stark gelichtet und die grünen Wiesen vielfach durchwühlt und mit breiten Straßen durchzogen, deren glänzendes Weiß dem Auge wehtut. Aber man muß gerechterweise staunen, was die Italiener hier an Wegbauten geleistet haben. Eine breite Kunststraße führt vom Raccolanatal herauf, nachdem sie mit großer, technischer Meisterschaft die Schwierigkeiten der zwischen Felswänden eingebetteten Schlucht überwunden hat und führt dann empor zur Hochfläche, wo die herrlichen Montasio-Almen stehen, und weiter bis unter die grünen Steilhänge des Monte Cimone. Der Neveasattel war wegen seiner geringen Seehöhe, 1195 *m*, einer der wichtigsten Übergänge von Kärnten nach Italien und wurde daher von den Italienern sehr stark befestigt. Überall findet man Kavernen und in Beton ausgeführte Stellungen für die Artillerie, und die ganze Paßhöhe ist mit Schützengräben durchzogen. Da die Grenze nicht über die Wasserscheide, sondern viel tiefer drunten, im Seetale, verläuft, konnten die Italiener die Straße noch weit herab bis zu ihren vordersten Stellungen, die sich bei der Unteren Cregnedulalm befanden, ausbauen. Hier hat einmal ein Bergsturz stattgefunden, und ein wüstes Durcheinander von großen und kleineren Felsblöcken bedeckt weithin den Boden des Tales. Ein günstigeres Gelände für die Verteidigung könnte man sich nicht denken und die Italiener haben es verstanden, dieses bestens auszunützen. Jeder Raum zwischen diesen Felsblöcken wurde in einen Schützengraben verwandelt und so eine schlechtweg uneinnehmbare Stellung geschaffen. Beim Vormarsch im Oktober 1917 hielt sie sich noch 3 Tage lang und es wäre nie gelungen, sie zu nehmen, wenn nicht die Italiener schon im Rücken bedroht und abgeschnitten worden wären, so daß sie zum Rückzug gezwungen wurden, verfolgt von unseren Truppen, die nicht nur geradeaus, sondern zu beiden Seiten vom Monte Cregnedul und vom Prevalasattel her angriffen. Hinter dieser Stellung hört die Straße auf und es folgt eine Zone, die nur von den beiderseitigen Patrouillen betreten wurde. Daß es dabei auch oft zu Kämpfen kam, beweist ein schlichtes Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruhen im Frieden 8 österreichische Helden." Bald trifft man auf die vordersten österreichischen Stellungen, die sich dort befanden, wo der Krummbach in den Seebach mündet. Sie ziehen sich am linken Rande des Grabens aufwärts und sind durchweg in Holz ausgebaut. Lange kann man durch die Stellungen schreiten und hiebei einen lehrreichen Einblick in das Leben im Schützengraben gewinnen. Verschiedene, noch vorhandene Tafeln mit allerlei Aufschriften dienen uns als Wegweiser und sagen uns, welchen Zwecken die einzelnen Räume einst gedient hatten. Beim Vergleiche unserer Stellungen mit den italienischen gewinnt man hier wie auch anderwärts den Eindruck, daß die italienischen seit langem plangemäß vorbereitet und stärker ausgebaut wurden als die unsrigen, die erst im Augenblick der Not entstanden sind und darum oft rasch und flüchtig aufgebaut werden mußten.

Um die Besteigung des Wischberges nachzuholen, wanderte ich nach einigen, durch greuliches Unwetter verursachten, unfreiwilligen Rasttagen wieder ins Seetal bis an die Stelle, wo der alte Alpenvereinsweg zur Fischbachalm abzweigt. Ich fand ihn zunächst im alten Zustande, und freute mich darüber; bald stieß ich auf ein Hindernis: ein Stacheldrahtverhau. Dessen Überwindung verursachte mir keine geringe

Mühe, schon hatte ich einen Fluch über diese teuflische Erfindung auf den Lippen, als ich mit den Strümpfen und Kleidern an den Stacheln festhing; aber die Erinnerung an unsere tapferen Soldaten, die derlei Hindernisse im feindlichen Feuer nehmen müssen, ließ ihn mir nicht entschlüpfen. Als ich darüber glücklich hinweg war, stand ich am Beginn unserer Fischbach-Alm-Stellung. Hier gibt es eine Menge von Quer- und Seitenwegen, die schließlich alle auf die Höhe führen, wo einst die Almhütte stand. Sie ist ganz verschwunden, dafür ist ein ganzes Dorf von Baracken entstanden, die sich alle an dem Hange unterhalb versteckten, um von den Italienern auf dem Cregnedul-Rücken nicht gesehen zu werden. Von hier ziehen die Stellungen fast durchweg mit Steinen ausgebaut am Rande des Baches aufwärts bis zur Traufwand und bilden so eine einzige Kette von Befestigungen, die vor dem Einbruch des Feindes vom Monte Cregnedul her schützten. Der Alpenvereinsweg, durchweg verbreitert und verbessert, und wegen der feindlichen Einsicht „maskiert", d. h. durch aus Krummholz hergestellte, laubenartige Gänge verdeckt, führt empor zur Höhe, wo sich einst die Findenegghütte befand. Frei und offen, wie sie stand, wäre sie in kürzester Frist von den Italienern zusammengeschossen worden; sie ist darum von unseren eigenen Soldaten abgebrochen und Bauholz und Einrichtung für die Unterstände verwendet worden, die in nächster Nähe unter den Felsen erbaut wurden. Ein ganzes Dorf von Baracken liegt hier geschützt und wohl geborgen, hier befand sich auch das Kommando „Findenegg" und in der Hütte, wo es gehaust hatte, fand ich so manches mir wohl bekannte Einrichtungsstück unserer lieben Hütte wieder. Hier sieht es ganz gemütlich aus, eine Baracke trägt die Aufschrift „Kaffeehaus" und drunten befindet sich eine Kegelbahn, auf der noch die Zeichen reichlicher Benützung aufweisenden Kegel herumliegen. Unmittelbar daneben aber liegt ein Friedhof und gemahnt an den Ernst; das Kreuz trägt folgende Inschrift: „Heltentod." „Hier schläft beweint und bewundert der Held im Frieden unter dem Rasen, bis die Trompeten am Ende der Welt zum letzten Sammeln blasen".

Ich stieg den alten, ganz unveränderten Weg hinan, der durch das Loch im Felsen zum Wischberggipfel führt. Die Drahtseile fand ich an vielen Stellen abgerissen, die Eisenstifte durch Lawinen umgebogen, doch es geht auch ohne diese, für ängstliche Gemüter berechneten Versicherungen. Als ich in die Scharte zwischen Gamsmutter und Wischberg kam, auf der schwere, an einer künstlichen Plattform angebrachte Eisenringe eine einstige Artillerie-Stellung vermuten lassen, stieß ich auf einen neuen, guten Weg, der mich bequem und leicht zum Gipfel führte. Dicht unter diesem, an die Felswand angebaut, befindet sich die Scotti-Hütte, die einigen bergbegeisterten Offizieren ein trautes Heim in 2660 *m* Seehöhe geboten hatte. Die vorspringende Felswand und ein sehr steil gebautes, ebenso wie die ganze Hütte mit Blech beschlagenes Dach schützte sie vor Schneeabrutschungen und Steinfall und ein auf dem Gipfel angebrachter Blitzableiter, von dem ein Drahtseil über die Wände bis hinunter ins Kar führt, vor der drohenden Blitzgefahr. Trotzdem mag es hier, zumal im Winter, oft recht ungemütlich gewesen sein.

Von den beherrschenden Gipfeln der Julischen Alpen hat wohl keiner sein Antlitz so verändert wie der Wischberg. Der früher so schmale Gipfel ist nicht mehr wieder zu erkennen. Breite, ausgesprengte und mit Steinstufen versehene Wege führen zu den einzelnen Beobachtungsposten; besonders eindrucksvoll ist die „Burgwache" westlich vom Gipfel, zu der man sicher auf einem breiten Wege in wenigen Minuten gelangt. Man betritt eine mit Schutzmauern versehene Plattform, aus der sich eine Art von Wachtturm aus natürlichem Fels erhebt; senkrecht fallen die Wände nach Norden gegen die Spranja zu ab, wilde Schluchten liegen dazwischen und gegenüber erhebt sich die riesige, steile Nordwand des Montasch, der von hier aus als schlanker Felsturm erscheint. Im Abstiege verfolgte ich den neuen Weg, der so be-

quem ist, daß man ohne Gefahr hinunter laufen kann. Fast immer über Geröll führte er mich in der Richtung gegen die Mosesscharte rasch abwärts. Ich wußte wohl, daß noch ein Hindernis kommen würde, und war daher nicht überrascht, als ich auf eine steile Felswand stieß, von der ich fast senkrecht zur Scharte hinabblicken konnte. Das Hindernis war aber bald überwunden. In der etwa 100 *m* hohen Wand ist ein mit einem Drahtseil versicherter Steig angebracht, der die schmalen Gesimse gut auszunützen versteht und sicher, zuletzt an einem dicken Hanfseil entlang, hinabführt. Freilich stellt der Weg, besonders im Abstieg, stärkere Anforderung an die Nerven als der alte Weg durch das Loch und verlangt auch volle Schwindelfreiheit, dafür ist er bequemer und vielleicht auch kürzer und hat vor allem den Vorzug, daß er weniger durch Steinschlag gefährdet ist und im Frühsommer die gefährlichen vereisten Stellen an der Platte vermeidet. Der neue Weg verdient deshalb dauernd erhalten zu werden. An der Mosesscharte stehen mehrere Baracken, wovon eine an die Felswand angebaut und deshalb vor Lawinen- und Steinschlag völlig gesichert ist; aus dem Felsen sprudelt eine gefaßte Quelle, die Lage ist ganz wundervoll schön, und da sich hier die Wege von Raibl und aus der Seisera vereinen, wie geschaffen zu einem Stützpunkt für Bergsteiger. Hoch über der Scharte geht eine Seilverbindung vom Wischberg zur Kastreinspitze hinüber. Sie ist mein nächstes Ziel. Eine steile Holztreppe mit 65 Stufen, eine richtige Himmelsleiter, führt über die erste Felswand, doch kann man sie auch links auf einem Steige umgehen. Dann folgt ein guter, durchaus sicherer Weg, der bald zur vorderen Spitze hinaufführt. Eine Steintreppe vermittelt den Weg zur nächsten, wohl höchsten Spitze, 2495 *m*. Hier ist alles festungsartig ausgebaut und es sind starke Kampfstellungen errichtet, die einen Überfall von der Bärenlahnscharte verhindern sollten. Es war eine schöne Leistung, die Italiener von diesem Gipfel, den sie gleich im Anfange des Krieges besetzt hatten, zu vertreiben, um so mehr, als damals die Weganlage von der Mosesscharte noch nicht bestanden hatte. Ein dritter Felsgipfel verwehrt den Ausblick gegen die Bärenlahnscharte; dieser wird über eine lange Strickleiter erreicht, die über die Felswand herabhängt. Durch die langen, mit Ausschußöffnungen für Infanterie- und Maschinengewehre versehenen Steingänge wandere ich wieder zurück und hinab zur Mosesscharte, von der ein neuer, die kleinen Schwierigkeiten des alten Weges vermeidender Steig zur Findenegg-Stellung hinabführt. Ein neuer Weg, der die von vielen, wilden Gräben zerrissenen Südhänge der Weißenbachspitzen quert, erregte meine Neugierde, darum verzichtete ich auf den während des Krieges errichteten, aber schon jetzt teilweise verfallenen „Gretlsteig", der über Holztreppen zum Krummbach hinabführt, und verfolgte den Weg, der mir in die Augen gestochen hatte. Ich fand ihn viel schöner und reicher an Ausblicken als die alten Wege über die Fischbachalm, doch konnte ich ihm nicht verzeihen, daß er einmal mindestens 100 *m* tief in eine Schlucht hinabführte, und auf der andern Seite wieder steil hinauf, doch führte er mich schließlich zu den Artilleriestellungen auf dem Fischköpfl und von dort bequem hinab zum Weißenbach.

Am nächsten Tage wanderte ich über die einen guten Einblick in die Felswelt der Nordseite der Wischberggruppe bietende Raiblerscharte ins Kaltwassertal hinüber und stieg auf der anderen Seite längs der Seilbahn zu den Artillerie-Stellungen am Braschnigsattel, 1485 *m*, hinauf, wohin jetzt auch eine gute, breite Straße hinanführt. Der Talschluß des Kaltwassertales, der von einer stattlichen Reihe von schönen Felsgipfeln gebildet wird, ist wenig bekannt, trotzdem er den anderen, mit Recht berühmten Talschlüssen der Julischen Alpen kaum nachsteht. Der Grund liegt in dem Mangel jeder Unterkunft. Diesem Mangel kann nun abgeholfen werden, nachdem in der Nähe des Braschnigsattels, der auch von Wolfsbach her durch die Seisera erstiegen werden kann, mehrere schöne, militärische Unterstände errichtet wurden, die

verdienen würden, erhalten zu bleiben. Militärisch war der Braschnigsattel dadurch wichtig, daß er gerade den italienischen Stellungen am Somdognapaß gegenüber gelegen ist und diese mit Artilleriefeuer bestreichen konnte. Hier standen 15 *cm* Marine-Geschütze und sandten ihre Ladung quer über die Seisera hinüber gegen das Dognatal, wo die Kanonen der Italiener standen, die nach Tarvis hereinschossen.

Vom Braschnigsattel kann man mit geringem Höhenverlust in das Kaltwasserkar absteigen, aus dem ein Übergang, die Kaltwasserscharte, auf die Südseite des Wischberges hinüberführt, und aus dem sich mehrere schöne Spitzen mehr oder weniger schwierig erklettern lassen. Mein Ziel war die Karnica-Scharte, 1787 *m*, zwischen der Kaltwasser Gamsmutter und den Schwalbenspitzen, auf der ich schon von der Raiblerscharte aus mehrere Hütten gesehen hatte, die meine Neugierde erregt hatten. Auf neu angelegtem, aber schon stark verfallenem Wege stieg ich mühsam hinan und hatte bald die schmale, torartige Scharte erreicht. Die Felswelt ringsum ist hier überaus großartig, auf der einen Seite streift der Blick in das Kaltwasserkar, auf der anderen zu dem von hier als spitzer Felsgipfel erscheinenden Nabois, der durch eine tief eingeschnittene Scharte von dem sich mit senkrechten Wänden aufbauenden Wischberg getrennt wird. Die Baracken an der Karnicascharte würden, wenn man sie erhielte, einen wertvollen Stützpunkt abgeben. Ein anscheinend guter Steig, der aus der Saifnitzer Karnica zur Naboisscharte hinanführt, verlockte mich, hinabzusteigen und dem Großen Nabois, 2307 *m*, auch noch einen Besuch abzustatten. Durch die neuen Weganlagen ist dieser Gipfel nun recht bequem geworden. Die Aussicht ist prachtvoll, nach Norden fast gleich wie vom Wischberg, und für den fehlenden Fernblick nach Süden entschädigt reichlich der überwältigende Blick auf die nahen Felswände des Wischberges selbst und hinüber zum Montasch. An der Naboisscharte stehen, ebenso wie auf der Karnicascharte, Unterstände, die als Standpunkt für Kletterfreunde wertvoll wären.

Unterhalb der Naboisscharte, wo die Nordostschlucht zum Gipfel des Wischberges hinanzieht, gelangt man über Schneefelder und nach Überschreitung der Randkluft zu dem neuen Steige, der während des Krieges hier angelegt wurde. Mit Seilen, Eisenstiften und Leitern ausgestattet, bildet er die einzige Weganlage, die von der Nordseite zum Wischberggipfel führt, und verdient aus diesem Grunde, wie wegen seiner hervorragenden Schönheit und Großartigkeit, erhalten zu bleiben.

Wer auf die kürzeste und bequemste Weise sich einen kleinen Einblick in den Krieg in den Bergen verschaffen will, der kann dies durch einen Spaziergang in die Seisera erreichen, die man vom Nabois so schön zu Füßen liegen sieht. Von der Haltestelle Wolfsbach kommt man in die gleichnamige Ortschaft und findet dort ein Bild grauenvoller Zerstörung. Die Italiener haben mit Brandbomben hineingeschossen und die ganze Ortschaft in ein Ruinenfeld verwandelt, nur die Kirche erscheint wenigstens äußerlich unversehrt. Gleich hinter dem Dorfe trifft man auf die neue, schöne Straße, die aus dem großen Militärlager „Nebria“ bei Uggowitz in die Seisera führt. Bald kommt man zu den ersten Drahtverhauen und Schützengräben, aber die herrliche Landschaft, die jetzt wieder von weidenden Rindern belebt wird, scheint friedlich und zeigt keine Spur vom Kriege; Kinder mit blonden Haaren und blauen Augen spielen am Wege, man sieht ihnen die Freude an, sich wieder auf heimatlichem Boden bewegen zu können. Aber wenige Schritte später wird man wieder an die Ereignisse gemahnt, die sich noch vor kurzem hier abgespielt haben. Wir kommen an den Heldenfriedhof, der schönsten von all den vielen Grabstätten, die ich an der Kärtner Front zwischen Berg und Tal gesehen habe. Eine schöne, sich in das Landschaftsbild einfügende Holzkapelle krönt den Friedhof, in dem in langen Reihen die Gräber stehen. Wohlgepflegte Wege führen zwischen den Grabkreuzen hindurch und die Natur selbst sorgt für Blumenschmuck zu jeder Jahreszeit:

Naturaufnahme der k. u. k. 10. Armee

Bruckmann aut. et impr.

Stellungen auf dem Kl. Pal, im Hintergrund: Kellerwand und Cellonkofel

Schnee- und Alpenrosen umstehen die Gräber und der Gipfel des Wischberges grüßt zu den schlafenden Helden herab. An der Kapelle befindet sich der Spruch:

„Saatkörner ruhen hier, vom Frost erstickt,
Eh' sie des Frühlings ersten Trost erblickt,
Ihr, die Ihr erntet einst im goldnen Licht
Des vollen Sommerglücks, vergeßt sie nicht!"

Gleich hinter dem Heldenfriedhof gelangt man zu einer Reihe von zum Teil sehr schön gebauten Unterständen, die, an die Felsen des Schwarzenbergs angelehnt, vor dem feindlichen Feuer sicher waren und daher einer gewissen Behaglichkeit nicht entbehren. Man findet manch zierliches Bauwerk an die Felswand angelehnt, das einen guten Geschmack seines einstigen Bewohners verrät. Hier befand sich das Abschnitts-Kommando und ein Hilfsplatz, und eine große, gedeckte Kegelbahn sorgte für Unterhaltung, wenn die Italiener Ruhe gaben. Eine halbe Stunde später kommt man zur Hauptstellung. Zwischen Felsblöcken ziehen sich die Schützengräben hin und vorne auf der Wiese, wo einst die Deutsche Alm stand, stehen die Stacheldrahtverhaue. Ganz vorne im Wildbachbette befindet sich die vorderste Stellung. Schwer gelingt es mir, durch die Drahtverhaue durchzukommen, aber ich wollte doch nicht versäumen, den Platz zu sehen, wo einst unsere schöne Seiserahütte stand. Ein Loch in der Erde, der einstige Keller, erfüllt von Steinen und verkohlten Holzresten, war alles, was ich fand. Wie viele Erinnerungen an diese Hütte stiegen in mir auf; sie mußte fallen, denn die Italiener hatten sich darin eingenistet und schossen auf unsere Patrouillen, wenn sie sich der Hütte näherten. Erfreulicherweise ist der Wald hier völlig unversehrt, außer der Brandstätte der Hütte hat der Krieg keine Spur hinterlassen und diese wird wieder erstehen, vielleicht größer und schöner als zuvor. Talauswärts blickend gewahrt man von hier die Ruinen des Kirchleins auf dem Luschariberg, dem heiligen Berg, wie er in der Umgebung genannt wird.

Einige Tage später besuchte ich in Begleitung meiner Tochter den Gipfel des Steinernen Jägers, 2071 *m*, der einem Artilleriebeobachter als Aufenthalt gedient hatte und darum in eine geschützte Stellung umgewandelt und mit bescheidenen Unterständen versehen wurde. Herrlich überblickt man von hier die Nordwände des Wischbergs und des Montasch, wie sie sich fast senkrecht aus der Seisera zum Himmel emporheben. Drüben sieht man die italienischen Stellungen auf dem Mittagskofel und dem flachen Somdognapaß, von dem aus Wege hinaufführen. Im Abstiege besuchten wir auch den Luschariberg. Es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, was die Italiener aus diesem, dem Volke heiligen Orte gemacht haben. Die Kirche und alle Gebäude ringsum sind ein wüster Trümmerhaufen geworden und die Köpfe der Heiligen, die auf den Altären gestanden hatten, liegen im Schutte herum. War es notwendig, mit unverkennbarer Absicht diesen Ort zu zerstören, der keine militärische Bedeutung hatte, aber seit vielen Jahren das heiß erstrebte Ziel frommer Gläubiger dreier Nationen war? — Jenseits der Seisera beginnt mit dem Mittagskofel, 2089 *m*, die Malborgheter-Gruppe, die sich bis Pontafel erstreckt und deren Gipfel zugleich die Grenze zwischen Kärnten und Italien bilden. Die Italiener hielten all die Spitzen vom Anbeginn des Krieges besetzt und waren dadurch in der Lage, uns großen Schaden zuzufügen. Vom Mittagskofel, vom Zweispitz und all den anderen Gipfeln sah man jeden Panzerzug, der im Kanaltale verkehrte, und konnte die Artilleriebeschießung leiten, die den Orten Tarvis, Saifnitz, Wolfsbach, Uggowitz, Malborghet, Lußnitz, Leopoldskirchen und Pontafel galt. Von diesen Orten sind auch die meisten mehr oder weniger beschädigt, teilweise vollkommen zerstört. Die fast rechtwinkelige Umbiegung des Fellatales bei Pontafel ermöglichte es den Italienern, das Kanaltal in der Längsrichtung zu beschießen. In der Mal-

borgheter-Gruppe hielten wir nur eine einzige Kammstellung, nämlich den Felsgrat zwischen dem in die Seisera abfallenden Schwarzenberg und dem Mittagskofel.

Diesen Stellungen, die schon von Wolfsbach aus gut sichtbar sind, galt mein erster Besuch. Ein neuer, zum Teil in die Felsen gesprengter, von weitem in die Augen fallender Zick-Zack-Weg, der bald hinter dem Heldenfriedhof in der Seisera am Hange des Schwarzenbergs hinanführt, lockte mich an, da ich vermutete, daß dieser zu den Stellungen führen mußte. Dabei sollte ich aber Lehrgeld zahlen. Nachdem ich, mich über den schönen Weg freuend, über eine Stunde emporgestiegen war, hörte er plötzlich im Walde auf, und da ein Versuch, weglos durch die wilden Felsschluchten die Höhe zu erreichen, aussichtslos schien, mußte ich umkehren und wieder bis zum Talboden der Seisera absteigen. Ich möchte nach dieser und noch weiteren Erfahrungen jedermann warnen, Militärwege zu begehen, wenn deren Ziel nicht klar vor Augen liegt oder durch Tafeln bezeichnet ist; denn man weiß nie, ob sie dorthin führen, wohin man zu gehen gedenkt. Freilich hat mich die Neugierde oft getrieben, diese Warnung zu übertreten, und ich bin dabei auch oft genug ins Gedränge gekommen und mußte manchen elenden Graben weglos beschreiten, um hinauf oder hinab zu kommen. Nun stieg ich den alten, mir wohl bekannten Weg zur Strekicaalm hinan, der in den Soukovezgraben führt. Dort erlebte ich alsbald eine Überraschung. Am Schlusse des Grabens fand ich eine höchst kühne Seilbahnanlage, zu der eine Straße vom Lager Nebria heraufführt und die die Verbindung mit unseren Stellungen nächst dem Mittagskofel hergestellt hat. Eine an Drahtseilen aufgehängte Schwebebrücke führte mich über eine tiefe Schlucht hinüber zum Elektrizitätswerk, das den Strom für die Seilbahn geliefert hatte. Einsam und verlassen, dem Verfall preisgegeben, steht nun die Anlage, wie so manche andere, in dem wüsten Graben. Bald darauf kam ich zu Artilleriestellungen mitten im Walde, breite Wege führten von einem Geschützstand zum anderen. Hier standen schwere Mörser und die Einschläge italienischer Granaten im Walde lassen erkennen, daß die Italiener hier unser Feuer kräftig erwidert hatten.

An der hölzernen Zita-Kapelle, die hier zur Andacht gedient hatte, vorbei, kam ich zum Beginn der Stellungen, die längs des Bergrückens bis zur Kammhöhe reichen. Wegen der großen Nähe des Feindes sind hier alle Unterstände in den Berg hineingebaut und deshalb wenig wohnlich. Viele Wege führen zur Höhe empor und erleichtern jetzt die Besteigung des Mittagskofels. Vor dem Übergang vom Kleinen zum Großen Mittagskofel wurde ich gewarnt, da er wegen der dort angeblich von den Italienern gelegten Minen lebensgefährlich wäre. Ich fand aber weder hier noch anderswo dergleichen. Auf dem Mittagskofel hatten sich die Italiener ganz häuslich eingerichtet, ebenso auf dem Zweispitz, den ich später besuchte. Zu all den Spitzen hatten sie schöne Wege aus dem Dognatal herauf gebaut.

Wer sich dieses Gebiet mit geringer Mühe besehen und einen lehrreichen Einblick in die Kriegführung, verbunden mit prachtvollen Hochgebirgslandschaften gewinnen will, dem ist eine Wanderung zu empfehlen, die ich im Anschlusse an die Besteigung des Mittagskofels unternommen habe. Von dem ganz zerschossenen Bade Lußnitz stieg ich zwischen dem Kleinen Granudagraben und dem Schwefelbach den bequemen Waldweg hinan, der zur Forcella di Vieliga führt. Bald kam ich im Walde zu ausgebauten Stellungen und dachte natürlich, daß dies unsere eigenen gewesen seien, doch belehrte mich nach wenigen Schritten eine Aufschrift in italienischer Sprache, daß sich hier die Italiener eingenistet hatten. Es war dies wohl die einzige Stellung auf Kärntens Boden, die sie zu halten vermochten. Bequem erreichte ich die flache Paßhöhe, auf deren grünen Bergwiesen einst Almhütten standen. Jetzt fand ich die ganze Umgebung von Schützengräben durchzogen; quer über den Sattel und auf all den umliegenden Höhen durchwühlten sie überall das Gelände. Nachdem ich die Draht-

verhaue überschritten hatte, ging ich auf der italienischen Seite sanft abwärts und fand dort zu meiner Überraschung alsbald eine breite, schön angelegte Straße, die aus dem Dognatal heraufkam. Eine Tafel mit der Bezeichnung „Cuel Tarond" belehrte mich über das Ziel und ich verfolgte es. Mit viel Fleiß und Mühe haben hier die Italiener eine Straße angelegt, die quer durch die steilen Felswände führt und in ihrer kühnen Anlage alle Bewunderung verdient. Die Lage ist landschaftlich überaus prachtvoll. Immer fesselt die herrliche Gestalt des Montasch, der hier als schmaler, himmelhoch aufragender Felsturm erscheint, den Blick und lohnt allein die bequeme Wanderung. Mitten in der Felswand sind die Italiener mit dem Ausbau der Straße stecken geblieben, eine Brücke konnten sie nicht mehr vollenden, offenbar weil sie vorher aus diesen Bergen vertrieben wurden. Doch waren die Vorarbeiten soweit gediehen, daß man ohne Schwierigkeiten zur Einsenkung des Cuel Tarond hinüberkommt. Hier hatten die Italiener eine wichtige Stellung, von der aus sie das Kanaltal bei Malborghet beherrschten. Mehrere Gebäude, zum Teil fest aus Beton gebaut, beherbergten hier das Kommando der Stellung und einen Hilfsplatz (Posto di Medicazione), Versaglieri und Artillerie bildeten die Besatzung.

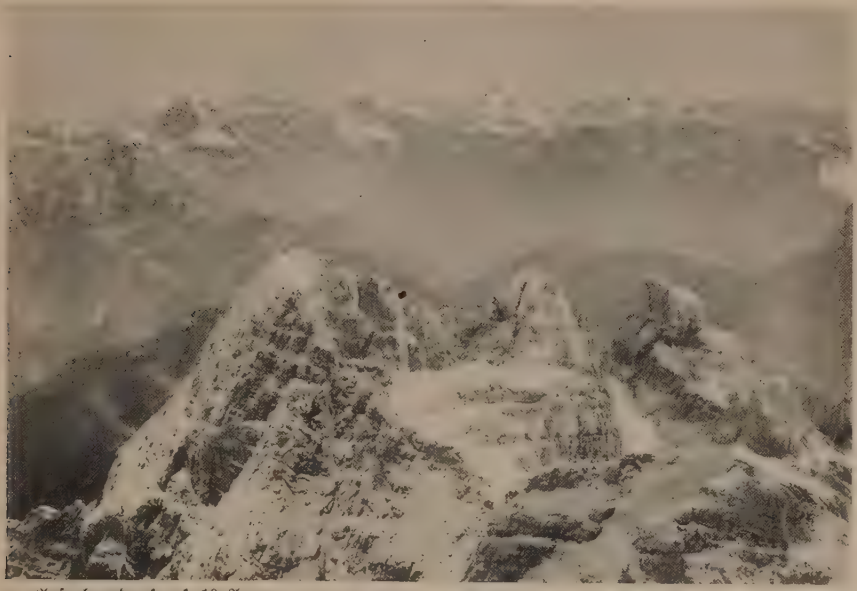
Auf der Dogna-Seite sieht man überall schöne breite Wege mit vielen Windungen die einzelnen Bergrippen hinansteigen und manches stattliche Gebäude steht am Abhange, das einmal Bergsteigern von Nutzen sein mag.

Zwischen Malborghet und Lußnitz queren unsere eigenen Stellungen das Kanaltal und verlassen das Gebiet der Julischen Alpen, um in jenes der Karnischen überzutreten. Die Bahn durchschneidet die leicht erkennbaren Stellungen und erreicht bald die italienische Grenze zwischen den Ortschaften Pontafel und Pontebba. Beide Orte sind fast vollständig zerstört, man wandert darin nur zwischen Ruinen, doch sind die beiden Kirchen und beide Bahnhofsgebäude, die etwas abseits liegen, erhalten geblieben. Im Kriege waren beide Grenzorte leer und verlassen und wurden nur nächtlicherweise von unseren und feindlichen Patrouillen besucht. Die italienischen Stellungen lagen bei Pietratagliata. Die kunstvolle, mit Recht von allen Reisenden angestaunte Pontebba-Bahn hat durch den Krieg nicht den geringsten Schaden erlitten, der Abzug der Italiener erfolgte hier so schnell, daß sie nicht Zeit fanden, die Bahnbauten zu zerstören. Hingegen waren die vielen Tunnels der Strecke Pontebba-Chiusaforte, die während des Krieges nicht befahren wurde, in Magazine umgewandelt und vollgefüllt mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Vorräten aller Art für den nahen Winter, die nur ausgeräumt zu werden brauchten.

Von Pontafel führt ein wichtiger Übergang über das Naßfeld, 1513 *m*, in das Gailtal hinüber, der verteidigt werden mußte, um hier einen Einbruch des Feindes zu verhüten. Für den Bergsteiger hat das Naßfeld als Ausgangspunkt für die Besteigung des Gartner-, Roß- und Trogkofels besondere Bedeutung und für den Geologen und Botaniker bildet dessen Umgebung ein wahrhaft „klassisches" Gebiet, das als solches weithin berühmt ist. Ich wanderte von Pontafel an der die Grenze bildenden Pontebbana, an der jenseits die Ruinen von Pontebba liegen, bis zur Mündung des wilden Bombaschgrabens und durch diesen aufwärts. Hier sieht man zunächst wenig Spuren vom Kriege, denn hier war neutrales Gebiet zwischen den Stellungen, und zu diesen mußte aller Zuschub von rückwärts erfolgen. Aber schon nach einer halben Stunde stößt man auf die ersten Schützengräben. Der Graben verengert sich und wird felsig und das gab Gelegenheit zu einer Anlage von festen Stellungen, die quer über den Bach ziehen und sich an die beiderseitigen Berghänge anlehnen, am linken Ufer liegen sie ganz in die Felswände eingebaut und versperren so den ganzen Graben. Einige Gräber, darunter das eines 17jährigen Pinzgauer-Helden, beweisen, daß auch hier gekämpft wurde. Dann folgen hübsch gebaute Unterstände und eine Quelle mit der Aufschrift: „Du Quell gefaßt von Kriegerhand,

erquick' den Wandrer im Kärtnerland." „Vom Feinde eingesehener Weg" warnt eine Tafel am Wege. Wo der Graben mit einem wüsten Chaos von mitunter haushohen Gesteinstrümmern endet, beginnt eine neue schöne Straße, die „Kraselstraße", die zur Höhe des Naßfeldes hinansteigt. Je weiter man aufwärts kommt, umso belebter wird sie, zahlreiche Baracken stehen am Berghang und wir kommen zur Stelle, wo zu beiden Seiten wichtige Wege abzweigen und Seilbahnen auf die Höhen führen. Rechts sieht man einen schönen, breiten Weg mit vielen Windungen zu den Stellungen auf der Brisia emporklimmen, die hoch droben an der Felswand liegen und das Tal bei Pontafel beherrschen, links führt der „Krakowitzer Weg" zu den starken Stellungen auf dem Malurch, einem Ausläufer des Roßkofels. Dann folgt das „Khevenhüller Dörfel", eine Vereinigung von vielen großen Baracken, die der Mannschaft des Kärntner Infanterie-Regimentes als Unterstand gedient hatten; abseits von der Straße liegt das große Lager „Fernengelhütte", wo sich eine Feldbäckerei, ein Hilfsplatz und große Magazine befanden. Wie fast überall, so gemahnt auch hier ein kleiner Friedhof an den bitteren Ernst des Krieges, der noch vor kurzer Zeit hier gewütet hat. Bevor man zur Höhe des Naßfeldes kommt, zweigt rechts eine Straße zu den gegen den Bombasch-Graben abfallenden Brückenköpfen ab, und links geht es zu den Stellungen der 24 *cm* Mörser-Batterie hinan. Auf dem Naßfeld selbst, das am Südrande von Schützengräben durchzogen ist, sieht es ganz friedlich aus. Wie ehedem weiden dort zahlreiche Pferde und erholen sich in der frischen Alpenluft von ihres Daseins Mühen. Die Straße führt etwas höher als der alte Weg hinan und berührt die alte Naßfeldhütte unserer Sektion Gailtal unmittelbar. Während die neue Hütte noch vor ihrer Eröffnung ein Raub der Flammen wurde, vermochte der Krieg der alten nichts anzuhaben, denn die Risse in den Mauern hatte sie schon im Frieden. Jetzt hat sie Nachbarschaft bekommen, unmittelbar neben ihr stehen zwei schöne Baracken, deren eine als Krankenstation gedient hatte, was nicht nur eine Aufschrift, sondern auch die vielen, herumliegenden Medizinalflaschen verraten. An der anderen Seite der Straße erhebt sich in schöner Lage ein schmuckes Kirchlein, erbaut „Zur Erinnerung an die Gefallenen und Verunglückten der Gruppe Naßfeld 1915, 16, 17".. Feurig rote Alpenrosen schmücken den Altar. Weiter unten liegt das große „China-Lager", zu dem eine breite Straße hinabführt. Dort befinden sich zahlreiche Baracken, wovon besonders eine, in der das Lagerkommando und die Offiziersmesse untergebracht waren, geeignet wäre, die verbrannte Naßfeldhütte zu ersetzen. Von der alten Hütte stieg ich auf dem nun breit und bequem ausgebauten Wege zur Watschigeralm hinan, die heuer zum ersten Male nach vier Kriegsjahren wieder bezogen wurde. Auch sie hat Zuwachs an Gebäuden bekommen. Hier befand sich das Kommando der Gruppe Naßfeld und die „Telephon-Zentrale"; eine kleine Hütte weiter unten trägt die Aufschrift „Heim der Skiteufel". Nun weidet wieder das Vieh an den grünen Hängen des Gartnerkofels, zu dem ich jetzt hinansteige. In wenigen Minuten bin ich an den Felsen und begrüße dort die blauen Blütenstände der Wulfenia carinthiaca, die bekanntlich nur hier um den Gartnerkofel massenhaft, aber sonst nirgends in der Welt vorkommt. Auf dem Gipfel, 2195 *m*, genieße ich die Rundschau und steige dann wieder zur schönen Straße nach Tröppolach hinab.

Am nächsten Morgen stieg ich die Bergwiesen von Schlanitzen hinan zur Rudnigalm. Sie war wieder bezogen und in der Hütte war die Sennerin eben damit beschäftigt, aus der fetten Alpenmilch Butter zu rühren, ein Anblick, an dem man sich in dieser fettarmen Zeit ergötzen konnte, wenn man hoffen durfte, davon etwas zu bekommen. Auch hier hat der Krieg neben der Hütte seine Zeichen hinterlassen, ein Munitionsdepot, ein Höhenstellungsmagazin und eine Seilbahnstation stehen unmittelbar neben ihr. Prachtvoll ragt im Hintergrunde die breite, massige Wand des Trogkofels auf, der von hier recht abweisend aussieht. Ein breiter Weg und



Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 1. Blick von der Wischberghütte auf die Weißenbachspitzen
Im Hintergrund Manhart und Triglav

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 2. Die rechte Flügelstellung auf dem Großen Rombon, vom Gipfel gesehen
Im Hintergrund die Wischberggruppe

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 3. Talkabelbau im Kriegsgebiet

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 4. Unterkünfte auf der Moseskarte

mehrere Steiglein führen empor zum Rudnigsattel, der stark befestigt war; Schützengräben laufen über den schmalen Kamm und unterhalb befinden sich dichte Stacheldrahtverhaue. Drunten liegt der tief eingebette, grüne „Trog" und dahinter erblickt man den Maldatschenberg mit den dort befindlichen Stellungen. Ein Weg „der Landwehrweg", führt unter den Süd-Wänden des Trogkofels hinüber zur Rattendorferalm und ein schmaler Steig quert die Felswände des Roßkofels und endet bei einer einsamen Hütte, die in einem mit Schnee erfüllten Kar steht. Unter dem Rudnigsattel befinden sich viele, zum Teil schon recht verfallene Baracken, aber die kleine, gemauerte „Villa Rehbock", in der sich die Offiziersmesse befand, ladet zum Verweilen ein. Aus einer der Baracken kommen zwei Russen heraus, die mich erstaunt ansehen, bald kommen noch mehrere zum Vorschein und einer sagt mir in gebrochenem Deutsch: „Da alles Ruß". Bald erschien aber auch der zur Aufsicht über sie bestellte Soldat. Ich konnte der Lockung nicht widerstehen, den Roßkofel, 2239 *m*, zu besteigen, dessen Gipfel man von hier unschwer über Gerölle und Schneefelder in kurzer Zeit erreicht. Die Aussicht ist gegen die italienischen Berge sehr schön und in einem torartigen Einschnitte, der den Lauf des Tagliamento bezeichnet, erscheint ein Stück der venetianischen Ebene und ein schmaler Streifen der Adria.

Vom Rudnigsattel stieg ich wieder hinab auf die Nordseite und dann hinauf auf den Madritschen-Schober. Dieser herrliche Platz, auf dem ich, im weichen, von blauen Gentianen besäten Alpengrase liegend, mein Mittagsmahl verzehrte, bietet eine entzückende Rundschau über die das Naßfeld umgebenden Felsberge, sowie über die Julischen Alpen, von deren Gipfeln der Montasch durch seinen kühnen Aufbau besonders auffällt und durch seine größere Nähe alle anderen zu überragen scheint.

Die so mannigfaltige geologische Beschaffenheit der karnischen Hauptkette bringt es mit sich, daß auch der landschaftliche Charakter des Gebirges einem großen Wechsel unterworfen ist. Das merkt man sofort, wenn man vom Trogkofel weiter westlich wandert und sich ins Gebiet der Rattendorferalm begibt. Dieses besuchte ich in Gesellschaft meines jüngsten Sohnes, der mit zwei älteren Brüdern in diesem Abschnitt längere Zeit in verschiedenen Stellungen war und von hier aus den Vormarsch bis zum Monte Grappa mitgemacht hatte. Ich hatte also diesmal einen ortskundigen Begleiter, der mir alles erklären konnte. Schon bei der Rattendorferalm merkt man den Wechsel im geologischen Aufbau. Während sich östlich noch die steilen Kalkwände des Trogkofels und seiner Nachbarn erheben, erblickt man im Westen die grünen, felsenlosen Hänge des Hochwipfels. Die Rattendorferalm war sehr belebt, wovon noch zahlreiche Gebäude Zeugnis ablegen. Hier befand sich das „Gruppenkommando Rattendorfer Alpe", die Offiziersmesse mit schönem, großem Speiseraum, ein Bad Triumpfpforte als Eingang. Noch weiter oben steht eine ganze Stadt von Baracken gebildet. Darunter fand ich eine, die noch mit Einrichtung versehen, sofort als Schutzhütte dienen könnte. Von hier stiegen wir zu den Baracken an der Ringmauer empor, in denen meine drei Söhne einen schrecklichen Winter verbracht hatten. Die Hütten wurden so tief eingeschneit, daß die Schneedecke schließlich eine Höhe von 18 *m* erreichte und man durch einen Schacht hinabsteigen konnte. Aller Verkehr zwischen den einzelnen Unterständen erfolgte nur durch Tunnels, die durch den Schnee gegraben wurden. Jetzt im Sommer sah es hier recht gemütlich aus und in den Zimmern fand ich noch manches Andenken an die Zeit, die meine Söhne hier verbracht hatten. Oben auf der Höhe der Ringmauer genießt man einen schönen Blick auf die jenseits des Pontebbana-Grabens aufragenden Berge, auf den Monte Pizzul und Monte Zermula. Besonders lehrreich ist aber der Blick auf die Stellungen, die sich längs des Kammes zwischen Ringmauer und Trogkofel in langer Reihe hinziehen. Nach Süden fällt der Kamm zunächst flach ab, stürzt aber dann plötzlich steil mit Felswänden zur Pontebbana ab, dort

sieht man ganz vorne die kleinen Hütten der ausgesetzten Feldwachen. Wenn auch hier keine größeren Kämpfe stattfanden, waren doch die täglich, oder besser gesagt nächtlich unternommenen Patrouillengänge, die bis an die feindlichen Stellungen jenseits der Pontebbana hinführten und häufig mit der Aufgabe verbunden waren, Gefangene einzubringen, höchst gefährlich und forderten manches Opfer. Unter dem Gipfel der Ringmauer führt ein Gang in den Felsen zu einer Kaverne, die eine Tafel humorvoll als „Heldenkellerei zur St. Barbara" bezeichnet und in der zwei 7,5 *cm* Gebirgskanonen untergebracht waren. Von hier wanderten wir über den ganzen Kamm durch die Stellungen hinüber zum Maldatschenberg, in dessen Felswänden zwei lange Baracken in geschützter Lage stehen. Oben befindet sich eine gleiche Kaverne, wie auf der Ringmauer. Die Lage dieses weit vorgeschobenen Punktes ist sehr schön und lohnt einen Besuch; tief drunten liegt die Trogstellung, die vor einem Einbruch der Italiener von der Pontebbana her schützte.

Hier auf dem Maldatschenberge war es, als einer meiner Söhne in finsterer Oktobernacht einsam stand und hinaushorchte in die Dunkelheit. Da klang eine Stimme von Monte Pizzul herüber: „Austriaci caputi"! Schaurig klang es durch die Nacht, aber vom Monte Canin her donnerten schon die Kanonen, der große Kehraus hatte schon begonnen, und wenige Tage später ging es auch hier vorwärts. In finsterer Nacht wurde die Forca Pizzul erklommen und von dort ging es zuerst hinter, dann mit den scharenweis gefangenen Italienern über den Monte Salinchiet und Monte Cullar hinab in das Aupatal und nach Moggio.

Von der Rattendorferalm bis zum Plöcken-Gebiet ragen zumeist grüne Berge auf. Die wichtigsten Erhebungen sind in diesem Gebiete der Findenig-Kofel und die nach Süden vorgeschobene Cima Val di Puartis, die beide zuerst von den Italienern besetzt waren, aber von uns genommen und dauernd behauptet wurden. Noch weiter westlich liegt der Hohe Trieb, der in den Händen der Italiener blieb und ihnen Gelegenheit gab, ins Gailtal hinabzusehen und dort die Eisenbahn bei Dellach und einzelne Orte zu beschießen. Die Bahnlinie Hermagor-Kötschach-Mauthen ist erst während des Krieges entstanden und wird nach dessen Beendigung für die Bewohner des oberen Gailtales, besonders des Plöcken-Gebietes, von großem Nutzen werden, da sie den Weg von Oberdrauburg über den Gailberg erspart. Um den Plöckenpaß, den wichtigsten Übergang, der über die Karnische Hauptkette nach Italien führt und den schon römische Legionen begangen haben, erheben sich die Berge wieder zu bedeutender Höhe, der Kalk tritt wieder in die Erscheinung und damit gewinnt die Gegend sofort wieder an Schönheit und Großartigkeit.

Der Monte Coglians, 2772 *m*, und die Kellerwand, 2760 *m*, sind schöne, kühn aufgebaute Berge, aber auch ihre niedrigeren Nachbarn, der Moos- und Gamskofel, der Polinik und die Berge um den Wolayersee sind stattliche Gipfel, die mit ihren weißen Kalkfelsen die grüne Tallandschaft schmücken. Kriegsgeschichtlich hatte das Plöckengebiet eine hervorragende Bedeutung, es war vom Anfang bis zum Ende der Schauplatz heftiger Kämpfe, besonders aber die Berge des Grenzkammes, der Große und Kleine Pal und der dazwischen liegende Freikofel.

Ich hatte Gelegenheit, das ganze Gebiet abzustreifen und die wichtigsten Punkte zu besuchen. Ein Nachmittagsspaziergang führte mich zunächst auf die aussichtsreiche Mauthneralm, 1782 *m*, die weitausgedehnt bis an die Felsen des Mooskofels, 2359 *m*, hinanreicht. Dort befanden sich unsere Artilleriestellungen, und beherrschten den Grenzkamm östlich vom Plöckenpaß. Der ganze Kamm der Mauthneralm war gespickt mit Kanonen und fortwährend wurde hinüber und herüber geschossen.

Am nächsten Morgen stieg ich mit Freund Sellenati aus Mauthen über die Misoria zum Polinik, 2331 *m*, hinan, um von dessen Gipfel einen Überblick über das gesamte Plöckengebiet zu gewinnen. Mehrere, während des Krieges entstandene Wege er-

leichtern nun die Besteigung dieses schön geformten, aussichtsreichen Gipfels. In den Gailtaler Bergen hat das Militär überall Wegbezeichnungen in blauer Farbe angebracht, es sind stets zwei parallele Striche gezogen, die, wenn der Weg auf die Grenze zustrebt, senkrecht, wenn er in einer Richtung mit dieser verläuft, wagrecht gezogen sind. Einen in solcher Weise bezeichneten, höchst bequemen Weg verfolgten wir aufwärts bis in den Graben, der zum Kar zwischen Elferspitze und Polinik hinanführt. Dort zweigen viele Wege und Steige ab. Einer geht geradeaus durch eine noch von Schnee erfüllte, steile Rinne aufwärts, ein anderer strebt rechts mit vielen Windungen zum Bockleitenkopf empor und vermittelt den kürzesten, aber etwas schwierigen Aufstieg zum Polinikgipfel; zwei breite Wege, einer über eine Bergrippe und daher vor Lawinen sicher, der andere unter einer Felswand, führen hinauf zur Schreckebier-Alm, wo nun Baracken stehen und starke Artilleriestellungen errichtet wurden, die über den schmalen Grat, der zur Elferspitze hinanzieht, verlaufen. Diese Gratwanderung auf neuem, gutem Wege ist sehr bequem und schön und führt an den Standplätzen der schweren Geschütze vorbei, die hier, zum Teil auf Drehgestellen befestigt, aufgestellt waren und zusammen mit den gegenüberliegenden Stellungen auf der Mauthneralm den Ausgang des vom Plöckenpaß herabkommenden Tales beherrschten. Gegenüber erhebt sich aus dem Valentintal mit ungeheuren Wänden die Kellerwand, mit ihrem wenig höheren Schwestergipfel, dem Monte Coglians. Im Eiskar schimmert ein Gletscher, von dem aus man über den „Schnackel" schwierig die Spitze der Kellerwand erreichen kann. Links unten liegt tief die grüne Würmlacheralm, zahlreiche kleine, braune und weiße Punkte leuchten herauf und erweisen sich bei näherer Betrachtung als weidende Rinder.

Der Weg führt sanft ansteigend in das Kar, wo auf einem Hügel einsam zwei Soldatengräber stehen, und dann zum „Törl" zwischen Elferspitze und Polinik, das befestigt war. Am Törl liegen mehrere Baracken, von denen eine noch ganz im Schnee begraben und im Lawinenstrich liegt, während eine andere gut erhalten und als Unterstand für Bergsteiger wohl geeignet ist. Hinter dem Felsgrat der Elferspitze versteckten sich die Stellungen, um von den Italienern, die auf dem nahe gegenüberliegenden Grenzkamm standen, nicht gesehen zu werden; durch in den Felsen angebrachte Löcher konnte man hinübersehen, ohne selbst gesehen zu werden. Zwei hölzerne Treppen führen gedeckt zum Polinik hinan; wir aber wählen, nachdem nun die Italiener aus der Gegend verjagt sind, den alten Anstieg von der Südseite, der zwar etwas mühsam ist, aber ohne jede Schwierigkeit den Gipfel erreichen läßt.

Dieser ist wie alle Gipfel in der Nähe des Feindes mit Graben und Wall versehen, um dem oben befindlichen Beobachter einen geschützten Aufenthalt zu ermöglichen. Prachtvoll liegen die Hohen Tauern im Norden, und im Süden überblickt man all die italienischen Berge, die die Täler der Carnia umschließen. Im Abstiege gings hinab gegen das Angertal.

Bei der völlig verfallenen, oberen Angeralm steht das Gras hoch und üppig; seit vier Jahren hat kein Vieh mehr hier geweidet. Früher hatten die Italiener die Alm bezogen, jetzt ist alles wie ausgestorben und die prächtige Weide bleibt unbenützt. Von hier genießt man einen sehr lehrreichen Überblick über die in nächster Nähe nur durch das Angertal getrennten Gipfel des Grenzkammes, die früher wenig beachtet wurden, jetzt aber im Kriege Berühmtheit erlangt haben. Es sind dies der Große Pal, 1808 *m*, der Freikofel, 1757 *m*, und der Kleine Pal, 1862 *m*. Wie man sieht, ist der Große Pal niedriger als der Kleine, die Bezeichnung groß und klein bezieht sich jedoch nicht auf die Höhe, sondern auf die Almen, d. h. auf den Weideboden. Der Große Pal ist eine breite, zumeist begrünte Kuppe, der Freikofel ein schmälerer, turmartiger, felsiger Gipfel, der Kleine Pal ein wenig bewachsener, breiter Felsklotz mit ausgebreiteter Hochfläche. Zwischen Freikofel und Kleinem Pal

liegt der „Kamelrücken", so genannt nach einem doppelten Felshöcker, der auf dem Grate aufragt. Den ganzen Kamm vom Großen Pal bis zum Kamelrücken besaßen die Italiener, unsere Stellungen zogen sich dicht darunter an den Nordhängen dieser Berge hin. Da die Italiener die Höhen unmittelbar darüber besetzt hatten, mußten sich unsere Stellungen in die Erde verkriechen und unter die Felsen verstecken. In langen Reihen sieht man die Schützengräben und die sie verbindenden Wege, die zum Teil in Felsgalerien untergebracht sind, an den Berghängen dahinziehen. Von all diesen Bergen nimmt aber der Kleine Pal das größte Interesse in Anspruch. Er war der Schauplatz der heftigsten Kämpfe, da er unmittelbar am Plöckenpaß gelegen ist und daher fast entscheidend für die Beherrschung dieses wichtigen Überganges war. Ich war einige Tage später auf dem Kleinen Pal, und zwar in Begleitung eines befreundeten Offiziers, der oben in Stellung gewesen war und mir wertvolle Führerdienste leisten konnte. Wer den „Krieg im Stein" kennen lernen will, der muß den Kleinen Pal besteigen, die Mühe ist gering. Man verfolgt die schöne, neue Plöckenstraße bis nahe zu der Talstufe, wo einst das Plöcken-Wirtshaus stand, dessen Ruinen jetzt einen traurigen Anblick gewähren. Vorher kommt man zu Kavernen, in denen 24 *cm* Mörser untergebracht waren; dort zweigt links ein neuer Weg in das Angertal ab, der, weil er überall vom Feinde eingesehen werden konnte, mit Flechtwerk und Baumzweigen verdeckt wurde. Im Hintergrund des Angertales wird die Köderhöhe sichtbar, die von unserer Artillerie besetzt war, während der grüne Promos und der Felsturm des Piz di Timau in Händen der Italiener waren.

Bei einer niedergebrannten Baracke, wo die Seilbahn in steilem Winkel frei in der Luft zum Kleinen Pal hinanführt, zweigt rechts ein Steig ab: der „Landsturm-Weg". Dieser führt im Anfange, solange er durch den Wald verläuft, recht bequem aufwärts, beginnt aber alsbald steiler anzusteigen und erreicht zuletzt über Steinstufen und Holztreppen die Höhe. Im Anstiege hat man Gelegenheit, zu würdigen, was die Erstürmung des Kleinen Pal durch unsere tapferen Truppen für eine Leistung war. Damals gab es noch keinen Weg von der Nordseite, ein furchtbar steiler Hang, gebildet aus Felswänden, Geröllhalden, Krummholz und Gestrüpp jeder Art, bildete das Gelände, in dem der nächtliche Sturmangriff ausgeführt werden mußte. Er ist geglückt; seitdem vermochten uns die Italiener nicht mehr von der Höhe des Kleinen Pal zu vertreiben und mußten dessen Besitz mit uns teilen. Dies kann man nur verstehen, wenn man selbst oben war. Der Kleine Pal ist ein wüster Berg, das tote Gestein überwiegt, und seine Hochfläche erinnert an die Höhen des Karstes. Ein ganzer Kranz von kleinen Felskuppen umgibt die Hochfläche, in deren Mitte sich eine flache, grüne Mulde befindet, in der noch die Überreste der Casera Pal piccolo di sopra stehen. Alle diese Felskuppen wurden zum Teil von uns, zum Teil von den Italienern zu starken Stellungen ausgebaut, von denen jede einzelne eine Festung für sich bildete, und da diese Kuppen nebeneinander stehen, kam es, daß unsere und die feindlichen Stellungen so nahe aneinander standen, daß die Entfernung an einer Stelle nur 35 Meter betrug. Daß man bei einer solchen Nähe des Feindes nirgends den Kopf herausstrecken durfte, war selbstverständlich. Es gab daher in den Stellungen kaum einen Unterschlupf im Freien, alle mußten sich in die Felsen verkriechen und ein Leben der Höhlenbewohner führen. Die Soldaten schliefen in Kavernen, in denen Schlafstellen errichtet waren, und der Weg in die Schützengräben führte durch dunkle Gänge, die aus dem Stein ausgehauen waren.

Diesen Verhältnissen entsprechend ließen auch die Wohnungen der Offiziere, im Vergleich zu anderen Abschnitten, jede Bequemlichkeit vermissen und waren auf den kleinsten Raum beschränkt. Im Winter war der Verkehr wegen drohender Lawinengefahr oft auf lange Zeit völlig abgeschnitten. Wir hatten bei dem erwähnten Sturmangriff den Italienern eine vernichtende Niederlage zugefügt und schon die ganze

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 5. Unterstände im Schnee

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 6. Schneetunnel beim Kompagnie-Kommando auf dem Findenig

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 7. Partie vom Krnplateau

Aufnahme der k. u. k. 10. Armee

Abb. 8. Blick vom Kl. Findenig auf Cima Val Puartis und Großen Findenig

Hochfläche besetzt. Da begann aber von den Höhen des Monte Terzo, Monte Cimon, Monte Piccimede, Monte Crostis und all den grünen Schieferbergen im Süden ein solch mörderisches Artilleriefeuer, daß wir gezwungen waren, die ohne Deckung gelegenen Stellungen wieder zu räumen.

Den Abstieg nahmen wir gegen den Plöckenpaß. Unten lagen die Ruinen des einst so gastlichen Wirtshauses, und auf den Wiesen um dieses herum waren zahlreiche Wassertümpel zu erkennen: Granattrichter, die sich mit Wasser gefüllt hatten. Der Paß ist enge wie ein Tor in die Felsen des Kleinen Pal und des Cellonkofels eingeschnitten. Beide Berge bilden um die Paßhöhe herum eine Art von Schulter und es war uns während des Kriegs gelungen, beide Schultern und damit die Paßhöhe selbst zu behaupten.

Die Pal-Schulter ist ganz ausgehöhlt und war mit Maschinengewehren besetzt, weshalb sie den Namen „Maschinengewehrnase" führte. Ebenso war die Cellon-Schulter mit starken Verteidigungsanlagen versehen. Der Cellonkofel selbst, ein schöner Doppelgipfel von 2226 *m* Seehöhe, ist von der italienischen Seite über die Untere und Obere Colinettaalm leicht, von der Kärntner Seite mühsamer und schwieriger zu besteigen und war beim Ausbruch des Krieges in unserem Besitze. Im Frühjahr 1916 gelang es jedoch den Italienern, unsere Besatzung zu überrumpeln und den Cellon dauernd zu besetzen. Sie bauten ihn sofort aus, durchlöcherten beide Gipfel und stellten Geschütze auf. Dies hatte für uns die unangenehmen Folgen, daß die Talstellungen beim Plöckenhause unhaltbar wurden, und außerdem Kötschach, der Endpunkt der Gailtalbahn, von den Italienern deutlich eingesehen und daher wirksam unter Feuer genommen werden konnte.

Beim Vormarsch stürmten unsere Truppen hinter den flüchtenden Italienern her, hinab in die Täler des But; aber die Besatzung auf dem Cellon wurde hierbei ganz vergessen. Da sie genug Lebensmittel hatte, blieb sie ruhig oben, bis aller Mundvorrat ausgegangen war, und marschierte dann nach Kötschach in die Gefangenschaft.

Die Wanderung, die ich am nächsten Tage nun wieder allein unternahm, brachte mir eine Vereinigung prächtiger, eindrucksvoller, alpiner Bilder mit interessanten Einblicken in die Kriegführung. An einem herrlichen Morgen, der die Riesenwände der Kellerwand im Glanze der Sonne hell aufleuchten ließ, stieg ich durch das Valentintal hinauf, in dem im Anfange fast gar keine Spuren vom Kriege zu erkennen waren. Doch wenn man genauer hinsah, bemerkte man hoch oben am Wodner Törl und auch sonst an den Gehängen Drahtverhaue und bald stellten sich solche auch im Tale selbst ein. Von der auf einer Anhöhe liegenden, oberen Valentinalm fand ich nur die Ruinen vor, hingegen bemerkte ich aus einer links in die Felswand eingebauten Kaverne mit torartigen Eingängen Rauch aufsteigen. Ich fand einen jungen Halterbuben als Bewohner der Kaverne, der eben sein Mittagsmahl, „Türkensterz" mit Milch, verzehrte und mir anvertraute, daß er 42 Stück Rindvieh unter seiner Obhut hätte. Ich hatte von einem Steig erzählen gehört, der vom Valentintal bis zum Eiskar angelegt worden war, um den Gipfel der Kellerwand besetzen zu können, aber niemand, auch nicht der Halterbub, konnte mir darüber näheren Aufschluß geben. Ich hatte nur erfahren, daß die Anlage höchst kühn und mit Anwendung von Strickleitern durchgeführt worden sei, jedoch auf die Dauer nicht zu halten war, da bei der im Herbste eingetretenen Vereisung der Auf- und Abstieg lebensgefährlich geworden sei, so daß die durch einige Zeit von uns besetzte Kellerwand wieder aufgegeben und den Italienern überlassen werden mußte, die vom Süden her über den Collinkofel einen weitaus leichteren Aufstieg hatten. Mein alpiner Instinkt in Verbindung mit einem guten Zeiß-Glas führte mich aber bald auf die richtige Spur, und als ich in einer Schlucht eine an einer senkrechten Felswand angebrachte Leiter entdeckt hatte, fand ich auch leicht den Einstieg. Ein schmaler Steig leitet bei der

erwähnten Kaverne zu einer grünen Rippe hinan, über die der versicherte Steig aufwärts führte. Ich fand eine Weganlage, die wegen ihrer kühnen, größtenteils durch Felsrisse führenden Anlage für schwindelfreie, geübte Bergsteiger von großem Reiz ist und wert wäre, nicht nur erhalten, sondern noch besser und sicherer ausgebaut zu werden. Da ich nicht die Absicht hatte, zum Eiskar emporzusteigen, kehrte ich, nachdem ich Einblick in die Anlage gewonnen hatte, wieder um und wandte mich in das zwischen dem Monte Coglians und dem Rauchkofel eingebettete Schneekar, das zum Valentin-Törl hinanzieht. Da hier hochragende Felswände den Sonnenstrahlen den Zutritt verwehren, ist ein Gletscher von nicht unbedeutender Ausdehnung in geringer Seehöhe entstanden, dessen Bestand durch die im Winter und Frühling herabstürzenden Lawinen gesichert ist. Engumschlossen und düster liegt das Kar da; von den Steilwänden des Monte Coglians, unter denen sich eine breite Randkluft dahinzieht, dröhnt der Donner der Steinschläge, die sich rasch hintereinander wiederholen. Auf dem Törl finde ich eine bescheidene Baracke, von der eine Leiter zu einem steil aufragenden Felskopf führt. Auf der anderen Seite bemerke ich Weganlagen, die zu den Stellungen am Rauchkofel führen. Tief drunten liegt der Spiegel des Wolayer Sees, hinter dem sich der steile Seekopf erhebt. Über Schneefelder abfahrend, bin ich bald an dessen Ufer und erblicke nun jenseits — ein trauriger Anblick — die Reste der Wolayersee-Hütte: ein paar dem Einsturze nahe Giebelmauern.

Hier in dieser erhabenen Gebirgseinsamkeit standen sich die Gegner nahe gegenüber, nur der kleine Wolayer See trennte die beiderseitigen Stellungen von einander. Die Natur hat zu beiden Seiten des Passes, dessen Höhe durch den See ausgefüllt wird, kleine, felsige Erhebungen aufgerichtet, die wie geschaffen sind, sie in Festungen umzuwandeln; und das ist hier auch geschehen. Auf der Nordseite erheben sich unsere Stellungen quer vor dem See über den Paß, auf der Südseite jene der Italiener, vor beiden liegen Stacheldrahtverhaue. Besonders die Italiener gingen damit verschwenderisch um und legten dichte Drahtspiralen vor ihre Stellungen.

Auch hier fand ich die italienischen Stellungen stärker ausgebaut als die unseren, wobei ihnen die Natur zu Hilfe kam. Eine gegen den Seekopf hinanziehende, schmale Felsrippe bildet einen natürlichen Wall, der nicht nur sicheren Schutz bot, sondern auch durch angebrachte Öffnungen die Möglichkeit gab, unsere Stellungen unter Feuer zu nehmen. Auf der Höhe der „Stella", zu der eine Straße von Collina heraufführt, waren die italienischen, auf dem grünen Maderkopf unsere eigenen Artillerie-Stellungen untergebracht. Ich wanderte hinter den italienischen Stellungen um den See herum und gewann, die Schneefelder querend, wieder die Rinne, die zum Valentin-Törl hinanführt. Durch das Schneekar stieg ich wieder ab gegen die Valentinalm. Jubelnd erklang die Stimme des Halterbuben, hier war der Friede wiedergekehrt.

Vom Wolayer See kann man auch in das Lessachtal absteigen, das die westliche Fortsetzung des Gailtales bildet. Die Namensänderung des von dem gleichen Flusse durchlaufenen Tales ist aber hier vollauf gerechtfertigt, denn mit dem Namen ändert sich auch der landschaftliche Charakter des Tales derart, daß man es nicht wiedererkennt. Während das Gailtal breit und flach dahinzieht, bildet das Lessachtal eine enge Schlucht, die der Fluß rauschend und schäumend durchfließt, hoch droben aber stehen an den Wiesenhängen der Sonnenseite die freundlichen Dörfer, deren Häuser so schmuck und hübsch dastehen, wie man sie kaum in irgend einem anderen Tale Kärntens wiederfindet.

Aus den Gräben der Südseite blicken die Felsgipfel der Karnischen Hauptkette herab und im Norden stehen die Zinnen der Lienzer Dolomiten, die von hier ebenso leicht zugänglich sind, wie vom Drautale aus. Darum bilden die hoch und schön gelegenen Orte Birbaum, Liesing und St. Lorenzen im Lessachtale sehr günstige Ausgangspunkte für Bergbesteigungen auf beiden Seiten des Tales, und — da

Unterkunft und Verpflegung selbst im Kriege nichts zu wünschen übrig lassen und die Bewohner freundlich und entgegenkommend sind, — auch empfehlenswerte Orte für längeren Sommeraufenthalt. Das sollte man aber eigentlich nicht verraten.

Bei St. Lorenzen mündet das Frohntal und durch dieses kann man in drei Richtungen nach Italien gelangen. Über das Mittagsjöchl (Oefner Joch, italienisch: Passo Veranis, 2010 *m*) nach Forni Avoltri, über das Bladner Joch (Passo di Sesis, 2307 *m*) nach Bladen (italienisch: Sappada) und Hochalpljoch (Passo dell Oregone, 2313 *m*), nach Valle Visdende. Um diese Übergänge reiht sich ein Kranz prächtiger Felsberge, deren höchster der Monte Peralba, 2694 *m*, auch Paralba, Hochweißstein und Jochkofel genannt, ist. Das Gebiet, das an Schönheit und Großartigkeit mit der Umgebung der Kellerwand und des Monte Coglians wetteifern kann, mußte eben wegen der vielen Übergänge im Kriege von größter Bedeutung werden.

Von St. Lorenzen war ich bis zum Schluß des Frohntales heraufgestiegen, wo einst nur die Enzian-Brennerhütte einsam stand, wo aber während des Krieges viele Baracken und auch eine Seilbahnstation, entstanden sind. An Stelle des alten, schmalen Steges fand ich einen schönen, breiten Weg, der zunächst in der Richtung gegen das Mitterjöchl ansteigt, sich aber dann rechts wendet, um, unter einer senkrechten Felswand durchführend, sich mit dem in gerader Richtung heraufkommenden, kürzeren, aber steileren Fußsteige zu vereinigen und mit diesem die Höhe unter dem Oregone-Paß zu erreichen. Ein überraschender Anblick wurde mir hier zuteil. Ein ganzes Dorf von Baracken mit dem Unterkommando Oregone lag vor mir und es war belebt von Soldaten, die mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt waren. Rauch stieg aus den Hütten auf und ich konnte mir wohl vorstellen, welches Leben hier geherrscht haben mag, bevor die Italiener aus diesen Bergen vertrieben wurden. Ein kleiner Friedhof legte dafür Zeugnis ab, daß auch hier gekämpft worden ist. Vor mir lag die breite Nordwand des Monte Peralba, die Geröllfelder darunter waren bis tief herab, wo das Grün begann, mit Neuschnee bedeckt. Ein während des Krieges angelegter Weg lag zum größten Teil unter dem Schnee, so daß ich vorzog, in die Felsen auszuweichen; weiter oben gab es aber kein Ausweichen und ich mußte (am 10. August!) knietief im weichen Schnee aufwärts stampfen. Endlich stand ich an der Felswand und am Fuße der steilen Schneerinne, die zum Gipfelgrat führt. Hier befinden sich mehrere Baracken, wovon eine als Feldwetterstation gedient hatte, und eine als Unterstand hergerichtete Kaverne. Ein mehrfach gerissenes und wieder geknüpftes Hanfseil, an Eisenstiften befestigt, hing hier herab. Wenn es auch schon recht verdächtig aussah, so vertraute ich mich ihm doch vorsichtig an und ersparte mir dadurch manche Stufe, die ich in den ganz vereisten, harten Schnee hätte schlagen müssen. Auf dem Grate angekommen, fand ich diesen ganz verändert. Früher ging man bequem an der flach abfallenden Südseite zum Gipfel, jetzt zieht längs des ganzen Grates ein aus dem Stein gehauener und mit einem Wall versehener Schützengraben empor, der bis zum Gipfel reicht und diesen noch in einem Halbkreis umgibt. So wurden starke Stellungen geschaffen, die den Gipfel des Monte Peralba und seine Umgebung vor einem Überfall, sowohl vom Val Sesis, wie vom Val Oregone aus, schützten. Der ganze Berg wurde in ähnlicher Weise wie die Kastreinspitze in eine starke Festung umgewandelt. Aus den mit Stahlschildern versicherten Schießscharten genießt man herrliche Ausblicke nach Süden und Westen.

Da man während des Kriegs auf der flach abfallenden Südseite wegen der Einsicht durch den Feind nicht gehen konnte, wurde auf der Nordseite ein ziemlich schmales Band in der Felswand ausgesprengt, das den Verkehr zwischen den hier befindlichen Unterständen vermittelte. Einer dieser Unterstände, eine Kaverne mit einem kleinen Vorbau, führte den bezeichnenden Namen „Villa Schlupfeini". Von dieser führt eine kleine Leiter die Felswand hinan und in dieser geht es auf schmalem Bande

weiter bis zum Gipfel. Der Pfad bietet keine Schwierigkeit, bildet aber doch, besonders im Abstieg, eine Schwindelprobe, der nicht jeder gewachsen ist. Doch läßt sich dieser ausgesetzte Weg vollständig vermeiden, wenn man durch die Stellungen geht; nachdem aber diese tief verschneit waren, zog ich es vor, den sehr anregenden Gang außerhalb in der Nordwand zu machen. Die Aussicht vom Gipfel zählt zu den schönsten, die ich in den ganzen Süd- und Nordalpen kennengelernt habe, und reicht sehr weit. Überwältigend ist der Blick auf die schon sehr nahe gerückten Dolomiten und südlichen Karnischen Alpen, nicht minder jener auf die Hohen Tauern.

Dicht unter dem Gipfel sind zwei Kavernen ausgehöhlt, die eine war ganz mit Schnee vollgefüllt, in der anderen hielt ich meine Mittagsrast. Es war ein ganz kleiner, aber recht gemütlich eingerichteter Raum mit 3 Schlafstellen, Tisch und Stühlen und einem kleinen, eisernen Ofen, der zugleich als Kochherd gedient hatte.

Eisig wehte der Wind von Norden her und ließ mir die Finger erstarren, als ich über das Felsband wieder abwärts stieg; wieder am Fuße der Felsen angekommen, stieg ich zum nahen Bladner Joch hinauf und wandte mich über dem durchweg als Stellung ausgebauten Felsgrat hinüber zum steil aufragenden Felsturm des Monte Ciadenis, 2439 *m*, der dadurch meine Aufmerksamkeit erregt hatte, daß ich auf seinem einsamen Gipfel einige Baracken sah. Damit hatte es folgende Bewandtnis: Der ursprünglich von den Italienern besetzte Gipfel wurde von wenigen unserer Leute unter der Anführung des Postmeisters und Gastwirtes von St. Lorenzen, Adam Salcher, gestürmt und nachher beständig behauptet, während die Italiener auf dem nahen Monte Avanza und dem dazwischenliegenden Passo Cacciatore sich fest eingenistet hatten. Nachdem wir sowohl den Monte Peralba, wie den Monte Ciadenis, die allein eine Einsicht nach St. Lorenzen gestatten, in unserem Besitz hatten, vermochten die Italiener nicht dorthin zu schießen. Da gingen sie schlauerweise daran, den ganzen Monte Ciadenis zu durchbohren. Schon war die Arbeit weit gediehen und das Geschütz schon zur Stelle gebracht, da kam aber der große Austrieb der Italiener aus den Bergen, und St. Lorenzen blieb von den ihm zugedachten Grüßen verschont.

In nicht viel mehr als einer halben Stunde hatte ich die steile Westwand durchklettert und stand nun auf dem schönen Gipfel. Das Geheimnis, wie die Baracken da herauf gekommen, war bald gelöst. Man hatte einen mit der Hand betriebenen Aufzug errichtet und damit das Bauholz heraufgebracht. Wieder beim Oregonepaß angekommen, durchschritt ich die ganzen Stellungen, die sich dem Kamm entlang vom Fuße des Monte Peralba bis zur Raudenspitze hinziehen, und kam schließlich auf das Mitterjöchl. Von hier kann man jetzt leicht die Raudenspitze (Monte Fleons, 2495 *m*) besteigen, die während des Krieges eine versicherte Weganlage erhalten hat, die auch einen Übergang über die Schönleiten ins Obergailtal ermöglicht.

Längst sind nun die Grenzen Kärntens vom Feinde befreit und wieder darf der friedliche Wanderer die durch 2½ Jahre vom Kampfeslärm umtobten Berge betreten und ihre Schönheit genießen. Wenn wieder einmal der allgemeine Friede eingekehrt sein wird, werden viele aus weiter Ferne kommen, um sich diese denkwürdigen Stätten zu besehen, wo unsere tapferen Krieger einen doppelten Kampf, gegen einen heimtückischen Feind und gegen übermächtige Naturgewalten geführt haben. Mögen sie dann dankbar derer gedenken, die diesen Kampf siegreich bestanden haben, aber auch jener, die darin unterlegen sind und deren Gebeine jetzt, oft ferne von der Heimat, in den Heldenfriedhöfen oder hoch droben in stiller Bergeinsamkeit begraben liegen. Manch Kreuzlein am Wege wird den Wanderer daran ermahnen.

(Schluß dieses Jahrgangs)